

Unionsverlag

Das weisse Kamel

Elçin



Elçin

Das
weiße Kamel

Zu diesem Buch

Der Roman »Das weiße Kamel« entfaltet vor dem düsteren Hintergrund der vierziger Jahre eine märchenhafte Gegenwelt, die in der Verbindung von episch-orientalischer und moderner collagenhaft-assoziativer Erzählweise höchste poetische Ausdruckskraft erreicht. Das Leben und Treiben im Altstadtviertel Bakus, der Hauptstadt Aserbaidschans, beschwört der sich an seine Kindheit erinnernde Alekber als verlorenes Paradies.

Für den kleinen Alekber, der beim Anblick eines amerikanischen Füllfederhalters, diesem Wunderding von einem anderen Stern, beschließt, später einmal Bücher zu schreiben, sind die mystischen Geschichten vom weißen Kamel die Quelle seiner unstillbaren Neugierde.

»Eine höchst informative, besinnliche Reise in ein unbekanntes Land zwischen Iran und Rußland, das jetzt in den Schlagzeilen steckt und fast nur im Zusammenhang mit gewalttätigem Nationalismus genannt wird.«

Tages-Anzeiger, Zürich

Der Autor

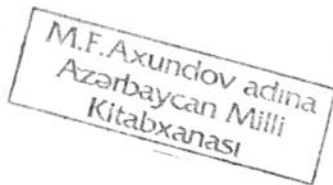
Elçin, geboren 1943 als Sohn des Schriftstellers Ilyas Efendiyev in Baku, Aserbaidschan, wurde mit Erzählungen, Novellen und literaturkritischen Arbeiten bekannt. Sein erster Erzählband, »Eine von tausend Nächten«, erschien 1966. Nach der Veröffentlichung weiterer Erzählungen (u.a. »Der Zug. Picasso. La-tour. 1968«, »Hotel Bristol«, »Ein Autounfall in Paris«) erhielt er während der Breschnew-Ära zwei Jahre Schreibverbot. Er übersetzte klassische und moderne Weltliteratur ins Aserbaidschani-sche. Elçin lebt in Baku.

Elçin

Das
weiße Kamel

Aus dem Aserbaidschanischen von
Alpaslan und Gökalp Bayramli

H-31056



Unionsverlag
Zürich

WG (2A3)

Die aserbajdschanische Originalausgabe erschien 1984
unter dem Titel *Ak Deve*.
Die deutsche Erstausgabe erschien 1989
im Dağyeli Verlag, Frankfurt am Main.

Unionsverlag Taschenbuch 23
Diese Ausgabe erscheint mit freundlicher Genehmigung
des Dağyeli Verlags, Frankfurt am Main
© für die Taschenbuchausgabe Unionsverlag 1992
Rieterstraße 18, CH-8059 Zürich
Telefon (0041) 01-281 14 00
Alle Rechte vorbehalten
Umschlaggestaltung: Heinz Unternährer, Zürich
Belichtung: Johannes Schimann, Ingolstadt
Druck und Bindung: Clausen und Bosse, Leck
ISBN 3-293-20023 0

1 2 3 4 5 - 95 94 93 92

1

»Du warst mein Leben.«

Vor mehr als zwei Jahren, als ich den Friedhof verließ, ging ich an dem unförmigen und namenlosen Grabstein, der nur mit jenen Worten beschrieben war, vorüber, und jedesmal beunruhigten mich diese gewöhnlichen Worte. Sie erweckten Besorgnis in meinem Herzen, gleichzeitig aber auch eine Verbundenheit. Dieser namenlose, mit den Jahren von Wind, Hitze, Regen und Schnee verwitterte und brüchig gewordene Grabstein berichtete von tiefem Leid, von Treulosigkeit, von Vergänglichkeit, vom einstigen Glück eines Menschen, von der ewigen Vergangenheit dieses Glücks.

Worte, die auf Grabsteinen stehen, sind niemals bedeutungslos. Auch das gewöhnlichste Wort, die geläufigste Idee gewinnt als Grabinschrift an Bedeutung, wird zu etwas höchst Gewichtigem. So kann man wohl auch sagen, der Friedhof sei der bedeutungsvollste Ort der Welt.

Der Friedhof macht aus dem Menschen, unabhängig von seiner Person, einen Philosophen, und wenig später, wenn man den Friedhof wieder verläßt, scheinen die eigenen Ideen billig, sogar einfältig. Auf dem Friedhof jedoch glaubt man, sie seien die weisesten der Welt.

Wenig weiter lag wieder ein namenloser, unförmiger und alter Grabstein, und auf ihm stand in der ungelenken Handschrift des Steinmetzes folgende Inschrift: »Es hat Dichter gegeben, die nie einen Vers geschrieben haben«.

Auf dem nächsten Grabstein war nur zu lesen: »Leb wohl«.

Dann: »Ich lebe noch und kann weinen, sterbe ich, kann meine Erde weinen«.

Dann: »Ihr armen Mütter gestorbener Söhne«.

Es war vor mehr als zwei Jahren. Ich kehrte vom Friedhof

5

nach Hause zurück und dachte noch immer an die Inschriften. Dann wurde es morgen, und der Spuk war verfliegen.

Der Friedhof hat einen kaum wahrnehmbaren, ganz eigenen Geruch. Vielleicht ist das der Geruch von vermengter alter und frischer Asche, verfaultem Laub und frisch umgegrabener Erde? Ich weiß es nicht, aber es ist, als dringe dieser Friedhofsgeruch in die Kleidung und bleibe darin hängen. Zumindest in den letzten Jahren schaute mich dann meine Frau Esmer immer bedeutungsvoll an, als wisse sie, woher ich komme.

Es war ein grauer verregneter Septembertag, die Grabsteine waren naß vom Regen, und auf dem Friedhof lag eine unbegreifliche Reinheit und Trauer. Ewigkeit.

Ich erkannte sie sofort, als ich sie sah, an diesem grauen verregneten Septembertag.

Genauer gesagt begann mein Herz heftig zu schlagen, als ich sie sah, und erst einen Augenblick danach erkannte ich sie wirklich.

Nach vierzig Jahren war es das erste Mal, daß ich sie wieder sah, doch ich erkannte alle sechs: Ihre Haare waren grau und schütter, die Gesichter faltig. Diese alten Männer, das waren Cefer, Adil, Abdülali, Koca, Cebrayil und Ağarahim.

Alle sechs standen um jene Begräbnisstätte mit dem schwarzen Marmorstein, keiner von ihnen sprach ein Wort. Alle starteten schweigend auf den schwarzen Grabstein. Sie standen feierlich zusammen, und diese Versammlung, die ehrenvolle Haltung ihrer Körper, das stumme Betrachten des Grabsteines an jenem grauen verregneten Septembertag verlieh dieser Friedhofsbetrübnis etwas Lebendigkeit und Vertrauensseligkeit.

In diesem Augenblick schien es mir, als riefе das Schweigen und feierliche Gehabe der sechs Männer, die Treue und Achtung gegenüber diesem schwarzen Marmorstein, bei allen anderen Grabsteinen auf dem Friedhof, die vom Regen glänzten, bei den neuen, bei den alten, bei den

reichen und bei den armseligen eine entschiedene Hoffnung hervor.

Schon seit mehr als zwei Jahren ging ich jede oder jede zweite Woche einmal den Friedhofsweg entlang zu meinem Grab (Kann man denn so etwas sagen? Warum denn nicht? Wenn wir »mein Sohn«, »meine Mutter« sagen können, warum dann nicht auch »mein Grab«? Das heißt ja nicht, daß man später auch in diesem Grab liegen wird...) und kehrte auf dem gleichen Weg zurück, und jetzt, in diesem Augenblick, da ich auf meinem Weg stehenblieb und die sechs alten Männer betrachtete, die dort in feierlichem Ausdruck verharrten, da überkam mich der Gedanke, als hätte ich jedesmal beim Passieren dieses Ortes die Blicke des schwarzen Grabsteins auf mir gespürt...

Balakerim pflegte zwischen zwei Maulbeerbäumen auf einer Holzbank zu sitzen und von den großen schwarzen Augen des weißen Kamels, von den Blicken des weißen Kamels zu erzählen...

Ich blieb stehen und betrachtete sie: Cefer, Adil, Abdülali, Koca, Cebrayil und Ağarahim.

Unversehens tauchte vor meinen Augen die gelbe Jacke von Balakerim auf. Ich hörte sein Flötenspiel und erkannte nun diesen Ort des Friedhofs, oder besser, der Ort zerrann in seiner Gegenwart vor meinen Augen, und plötzlich verschwand die gelbe Farbe, wie sie gekommen war, und es entstand im farblosen Grau vor mir die Vergangenheit dieses Ortes, wie ich schon einmal hier, gegenüber von Balakerim, gesessen hatte. Balakerim hatte aus der Tasche seiner gelben Jacke die Flöte gezogen und an diesem sommerlich warmen Herbsttag auf dem Friedhof die traurigste Melodie der Welt gespielt.

Damals hatte es diesen schwarzen Grabstein noch nicht gegeben.

Während ich die sechs alten Männer betrachtete, lauschte ich dem Flötenspiel, das nur für mich erklang. Auf dem

Fußweg zwischen den Gräbern sah ich mich selbst wie aus der Ferne: ein Mann, schon über fünfzig, ergraute Schläfen, gelichtetes Stirnhaar, Brillenträger, untersetzt, und zu diesem Zeitpunkt wäre es mir nie in den Sinn gekommen, daß ich dieser Mann sein könnte. Dann sah ich beim Klang der Flöte von Balakerim den sieben Jahre alten Alekber, und wie dieser kleine Alekber wollte ich zu Cefer, Adil, Abdülali, Koca, Cebrayil und Aġarahim laufen. »Ich habe euch erkannt!« wollte ich sagen, »Ich bin doch Alekber!« wollte ich ausrufen. »Erkennt ihr mich nicht, erinnert ihr euch nicht an mich, an den kleinen Alekber, meine ich, schaut, dieser Alekber bin ich!« wollte ich sagen, bewegte mich jedoch nicht von der Stelle, stand nur da und musterte jeden einzelnen von ihnen.

Da war etwas in ihrer Haltung, da war eine Ernsthaftigkeit und Verehrung in ihren Blicken, die auf dem marmornen Grabstein ruhten, etwas, das die Trauer auflöste, die hoffnungslose Friedhofsstille durchbrach, die an diesem verregneten Septembertag die durchnästen Gräber erwärmte, und dieses »Etwas« blieb mir wie ein faustgroßes Stück Gram im Halse stecken, aber in diesem Gram, der sich von der Verzweiflung auf dem Friedhof sehr unterschied, gab es etwas, an dem man sich erfreuen konnte.

Dann kam, so schien es mir, ein frischer Wind auf, nach dem ich mich schon lange gesehnt hatte. Die gelben Blätter der vereinzelt stehenden Weiden und Weinreben auf dem Friedhof rührten sich nicht, aber mir fuhr dieser Wind in mein Inneres.

Dann erblickte ich auf der Seite, auf der die sechs Männer standen, neben dem schwarzen Marmorstein einen Granatapfelbaum, den ich vorher nicht beachtet oder, um ehrlich zu sein, gar nicht gesehen hatte, und in diesem Baum hingen noch ein paar leuchtend rote Früchte, und es war, als erleuchte das Rot der Granatäpfel die herbstlichen Blätter.

Wieder wollte ich rufen, ich wollte ohne Angst vor dem Lärm der eigenen Stimme rufen: »Ich liebe euch, hört ihr

Cefer, Adil, Abdülali, Koca, Cebrayil, Aġarahim, ich liebe euch sehr, hört ihr?«

Ich liebte auch Hanim Hala...

Schau doch Hanim Hala, etwas entfernt von Dir, am anderen Ende des Weges, siehst Du da den weißen Grabstein? Das ist Sona, Deine Nachbarin, die Frau von »Prawadnik«-Aġakerim, meine Mutter Sona.

2

Einmal saß mein Vater in der Laube und blickte in die Ferne, während er seinen Tee trank. Er sprach lange nichts und sagte dann zu mir: »Eine Zeit wird kommen, und du wirst sehen, daß du alt geworden bist... Du wirst dir gar nicht vorstellen können, wie all die Jahre vergangen sind.«

Damals waren die Worte meines Vaters wie Nachrichten aus einer sehr weit entfernten, verschwommenen Zukunft, und ich glaubte nie, diese weit entfernte Zukunft jemals zu erreichen.

3

In einer stillen Nacht betrachtete ich die beschriebenen Blätter auf meinem Schreibtisch, und nun erschienen mir diese Seiten, die ich in den schlaflosen Nächten bis zum Morgen grauen angefertigt hatte, sinnlos und überflüssig. Es war, als wolle jemand meine Hand ergreifen, mich nicht mehr loslassen. Eilig sammelte ich die Seiten zusammen und entfernte sie.

Der Schreibtisch war nun ganz leer.

Ich setzte mich, betrachtete die Leere des Tisches, und

Entsetzen packte mich, denn alles, was ich bisher geschrieben hatte, was bis jetzt gedruckt worden war, wurde mit einem Mal ebenso sinnlos und unnötig wie diese handgeschriebenen Seiten.

Ich hätte etwas anderes schreiben müssen.

Alles das, was ich bis jetzt nicht geschrieben hatte, das hätte ich aufschreiben müssen, und ich fühlte, was ich hätte schreiben sollen, aber was war es (wahrscheinlich hatte ich es mir zu leicht gemacht...)?

Seit jenem Tag, an dem ich die sechs Männer gesehen hatte, wie sie dem schwarzen Marmorstein gegenüberstanden, hatte sich mein Herz gefüllt, und ich wußte, daß sich dies alles auf die weißen Seiten ergießen mußte.

Auf diese weißen Seiten vor mir...

4

Meine erste Erinnerung: ein Sonntag, und dieser Sonntag lachte mich nun an.

Die Vorbereitungen meiner Mutter, Vater nach einer Reise zu empfangen, das »Willkommen Ağakerim!« am Gartentor, die Art, wie sie zusammen in die Stube traten, ihre Blicke, die sie vor mir zu verbergen suchten – ein schöneres Wiedersehen habe ich in meinem ganzen Leben weder gesehen, gehört noch gelesen.

An jenem Sonntag stand meine Mutter früh am Morgen auf und legte Kichererbsen in Wasser ein, schälte Zwiebeln, schnitt das Fleisch klein, das sie am Vorabend beim Metzger Dadaşbala geholt hatte, und bereitete auf dem Gasherd Bozbaş zu, das mein Vater sehr gerne mochte und immer mit Brotstückchen verzehrte. Sie putzte die ohnehin saubere Stube, den kleinen Flur und die Küche, wischte den Staub vom Küchenfenster, das zum Garten zeigte (das einzige Fen-

ster unseres Hauses), vom Kleiderschrank, von der Truhe, vom Regal, in dem sie unten das Bettzeug und darüber das Geschirr aufbewahrte, von den fünf gepolsterten Holzhokkern. Als schließlich alles blitzsauber war, schöpfte sie vom Bozbaş, das gerade zu kochen begann, den Schaum ab. Nachdem sie die Herdflamme etwas kleiner gestellt hatte, öffnete sie die Truhe, holte ihre frischgewaschene, schneeweiße Unterwäsche hervor, legte sie zusammen mit einem Stück Seife, einem Lappen, einem Kamm und einem Handtuch in das Badebündel, rief: »Alekker, hab ein Auge auf das Bozbaş« und ging ins Hamam.

Im Viertel nannten sie meinen Vater »Prawadnik«-Ağakerim, und so lange ich mich erinnern kann, befand sich mein Vater immer auf Reisen. »Wirklich, wenn ich diese Reisen nicht hätte, ich würde sterben vor Langeweile«, sagte er und war darum in unserer Gegend so etwas wie ein Fremder für die Leute. Überhaupt hatte ich manchmal den Eindruck, daß mein Vater nicht nur in unserem Viertel, sondern auf der ganzen Welt ein wenig fremd war. Selbst wenn er sich freute, wenn er voller Glück jemanden anschaute, so lag in den Tiefen seiner Augen stets etwas Verlassenheit. Ich weiß nicht, vielleicht erkannte ich diese Eigenart meines Vaters erst später – nachdem er im Krieg gefallen war, vielleicht habe ich mir auch dieses stetige Leid in seinen Blicken im Nachhinein nur eingebildet, aber er lachte seit den frühesten Erinnerungen aus meiner Jugend niemals sorglos, freute sich nie von Herzen. Im Lachen und in der Freude war immer eine Dunkelheit oder besser, eine geheime Bedrückung. Es war nämlich so: Mein Vater war, noch ein Kind, zusammen mit seinem Vater von der anderen Seite des Flusses gekommen, aus der Gegend von Tebriz, um in den Ölgruben von Baku zu arbeiten. Später ertrank mein Großvater in einer der Gruben, und mein Vater schlug sich als Waise von nun an allein durch. Er blieb in Baku und war bis an sein Lebensende ein Fremder. Nachdem mein Vater meine Mutter geheiratet hatte, kam er

in das Haus meiner Mutter, wurde Mitbewohner unseres Viertels. Manchmal, wenn mein Vater sich in Gedanken verlor, konnte sich meine Mutter nicht mehr zurückhalten und sprach noch betrübter als er: »Ach Ağakerim, lieber Mann, so ist sie nun mal, die Welt. Es gibt doch niemanden, der mehr herkommt als du, das weißt du doch selbst. Was betrübst du dich, du richtest dich selbst zugrunde, und wir sind traurig, mein lieber Mann. Schau doch mal, wo man auch hinsieht, überall hängen Bilder von diesem Fetulla Hatem, warum verdrückt der sich denn nicht, ist sogar noch ein Schriftsteller; welches Bild man sich auch ansieht, immer lacht er.«

Auch Fetulla war als Kind allein gewesen, hatte sich alleine durchgeschlagen und wurde schließlich berühmt. Beinahe regelmäßig erschienen Photographien von ihm in den Zeitungen. Eines Tages ging mein Vater mit einem Anliegen zu seinem alten Jugendfreund Fetulla. Dieser jedoch schien sich nicht mehr an die gemeinsam verbrachte Kindheit und das geteilte Brot zu erinnern und hatte keine Zeit. Danach war Fetulla der größte Feind meiner Mutter, obwohl sie ihn eigentlich nur von Abbildungen her kannte.

Mein Vater ging nie wieder zu Fetulla Hatem, und dieser meldete sich nicht mehr bei meinem Vater. Ich weiß nicht, vielleicht waren sie niemals richtige Freunde gewesen, vielleicht gefiel mein Vater Fetulla Hatem nicht, möglicherweise. Aber ich fühlte, daß mein Vater, ohne es auszusprechen, etwas von Fetulla Hatem erwartete. Ich war mir sicher, wenn sich unser Gartentor geöffnet und der berühmte Fetulla Hatem unser Haus betreten hätte, dann wäre mein Vater froh gewesen, dieser hohe Besuch hätte ihn mit Stolz erfüllt. Einmal jedoch kam mein Vater gedankenvoll von einer seiner Reisen zurück, und später stellte sich heraus, daß in dem Waggon, in den mein Vater eingestiegen war, neben anderen ehrenwerten Fahrgästen auch Fetulla Hatem saß. Was auch immer während jener Fahrt passiert war, ich bemerkte, daß

mein Vater nichts mehr von Fetulla Hatem wissen wollte. Manchmal, während der nachdenklichen Momente meines Vaters, sagte meine Mutter: »Du betrübst dich, Ağakerim, schau doch, Fetulla Hatem verrät die Dichter, einen nach dem anderen, und macht sich noch einen Namen dabei!«

Hastig unterbrach mein Vater meine Mutter, während er zur Haustür blickte. »Still, Mädchen, was sind denn das für Sachen, die du da sagst? Du willst uns wohl ins Unglück stürzen?«

»Was denn für ein Unglück, Ağakerim, das ganze Viertel redet doch schon davon. Wie viele gute Dichter und Wissenschaftler gibt es? Alle verkauft und verrät er und gewinnt noch an Ehre! Schau, hat er denn nicht unseren armen Settar Masum verraten? Es gibt doch keinen mehr, der das nicht weiß, Ağakerim.«

Settar Masum hatte am anderen Ende unseres Viertels gelebt. Ich konnte mich nicht an ihn erinnern, da ich erst drei oder vier Jahre alt war, als sie ihn verhafteten: Er war Lehrer gewesen, hatte früh Gedichte geschrieben, war auch mit Aliabbas Kişi und mit dem Vater Hanim Halas befreundet. Als Settar Masum eingesperrt wurde, hatte sich Aliabbas Kişi furchtlos für ihn eingesetzt, sich dahin und dorthin gewandt, aber ohne Erfolg. Damals sagte Aliabbas Kişi: »Selbst in Gegenwart des bedauernswerten Mirza Settar soll Fetulla Hatem gesagt haben, dieser sei gegen die Regierung. Mit dem großen roten Stift in der Hand unterstrich er Vers für Vers von Mirzas Gedichten. Tausend und eine Bedeutung hatte er in die Verse gelegt, der grausame Despot! Zum Beispiel hieß es bei Mirza: *O Rose, dein Stachel quälte die Nachtigall.* Und Fetulla Hatem rief, der greift unser System an! Wem Fetulla Hatem auch hinterherredet, der ist, Allah beschütze uns davor, schon verloren. So hat er den armen Mirza Settar von uns genommen.«

Mein Vater sagte: »Soll ich jetzt etwa auch losziehen und Leute verraten?«

Meine Mutter begann sich zu fürchten. »A-a-a sag, daß du es nicht so gemeint hast, Ağakerim! Allah soll das nicht zulassen.«

Gutmütig erwiderte mein Vater: »Was hast du denn mit den großen Leuten zu schaffen, Baci (mein Vater nannte meine Mutter gelegentlich »Baci«, Schwester, was mir sehr gut gefiel). Misch dich doch nicht in die Angelegenheiten der Großen. Was geht uns das an?«

Früher, wenn ich solchen Gesprächen gelauscht hatte, dachte ich, daß Fetulla Hatem die Dichter im wahrsten Sinne des Wortes wie ein Kilo Feigen auf dem Bazar oder wie eine Jacke im Laden, wie ein Paar Schuhe verkaufte, und deshalb war Fetulla Hatem der fürchterlichste Mensch für mich. Ich hatte Angst vor ihm und fürchtete, genau wie mein Vater, daß in unserem Haus über ihn gesprochen wurde. Fetulla Hatem war der einzige Mensch, dessentwegen meine Mutter zornig mit meinem Vater sprach. Nein, nicht zornig, sondern brennend vor Wut. Aber solche Gespräche gab es nur selten. Wenn mein Vater seinen Tagträumen nachhing und traurig wurde, lenkte meine Mutter das Gespräch in diese Richtung, nur um ihn zu ermutigen (und – aber das wußte sie wahrscheinlich selbst nicht – weil sie, die in ärmlichen Verhältnissen aufgewachsen war, Fetulla Hatem ein wenig beneidete). Zu anderen Zeiten sprach sie im gleichen Ton mit meinem Vater, wie sie mit mir sprach, und es schien mir gelegentlich, als sei mein Vater, trotz seines Alters, auch ein Kind meiner Mutter. Wenn mein Vater nicht zu Hause war, dann spürte ich, wie sehr sie Fetulla Hatem haßte. Einmal riß sie ein Bild von ihm aus der Zeitung und begann, damit den Gasherd in der Küche zu reinigen. Das Bild mit dem lächelnden Dichter fiel, nachdem es zerrieben und aufgeweicht war, zu Boden.

Mein Vater hatte gewisse Eigenheiten, mit denen wohl ein anderer von den Leuten unserer Gegend kaum als Mann bezeichnet worden wäre. Zum Beispiel konnte er kein Huhn schlachten. Manchmal, wenn er von einem Bahnhof billige

Hühner mitgebracht hatte, ließ ich sie von Hanim Halas Söhnen – Cefer oder Adil oder Abdülali oder Cebrayil oder Ağarahim schlachten (da Koca sich ständig mit Büchern und Heften beschäftigte, ging ich nicht zu ihm. Woran es auch immer lag, es paßte nicht in meine Vorstellung, daß jemand einerseits mit Büchern unterm Arm im Garten herumging und andererseits Hühner schlachtete). Sonderbar, aber diese Eigenart meines Vaters verringerte sein Ansehen in unserer Gegend nicht, und obwohl er sogar einen anderen Dialekt sprach, ab und zu persische Wendungen einflocht, spottete niemand.

Der Zug brachte meinen Vater in die fernsten Städte Rußlands, und nach seinen langen Reisen pflegte er sofort ins Sari Hamam zu gehen und danach einen ganzen Tag zu Hause auszuruhen. Am zweiten Tag zog er sich seinen frischgebügelten »Schiwjot«-Anzug an, putzte seine schwarzen Schuhe, ging auf die Straße und begrüßte die Männer des Viertels. Wenn inzwischen jemand gestorben war, so ging er in das Haus und sprach sein Beileid aus, wenn es Hochzeiten gegeben hatte, ging er, um zu gratulieren, nach Geburten beglückwünschte er die Eltern. Später saß er dann etwas von unserem Haus entfernt im Hof auf einem der gepolsterten Holzhocker, die am Rande standen (diese Holzhocker holten wir Kinder aus den Häusern, und wenn das Gespräch unserer Väter beendet war, trugen wir sie wieder zurück), trank Tee (den Tee bereiteten unsere Mütter zu, wir trugen ihn dann hinaus und stellten ihn auf einen der Hocker, der mit einem weißen Tuch bedeckt war) und redete mit Ağahüseyn Emi, Azizağa Emi, Hasanağa Emi und Aliabbas Kişi. Dieser fragte: »Ağakerim, was gibts Neues in Rußland?«

»Was soll schon geschehen, Bruder?« antwortete mein Vater, »der Mensch ist doch überall Mensch.«

An diesem Sonntag kam meine Mutter aus dem Hamam zurück, und wie immer nach dem Bad waren ihre Wangen leuchtend rot, sie glühten fast, und auf ihrer Stirn hatten sich

kleine Schweißtröpfchen gebildet. »Was ist, Alekber, ist das Bozbaş schon fertig?«

Eilig hob meine Mutter den Topfdeckel ab und schaute nach dem Bozbaş. »Komm, komm setz dich, Alekber, deinen Teil geb ich dir, es ist fertig«, sagte sie und reichte mir einen Teller. Dann löste sie ihr Chintztuch vom Kopf und begann mit einem grobzahnigen Kamm ihr kastanienfarbenes Haar zu kämmen und zu trocknen. Ich bemerkte, daß sie mit klopfendem Herzen die Rückkehr meines Vaters erwartete. Ja, daß ihr Herz genauso heftig schlug wie meines, wenn ich mit Şövket plauderte.

Als mein Vater dann kam, begrüßte sie ihn voller Aufregung: »Willkommen! Wie lange deine Reise diesmal gedauert hat! Du bist wohl sehr erschöpft?«

Mein Vater versicherte, voller Freude nach Hause zurückgekehrt zu sein und meine Mutter und mich wiederzusehen, und mit kummervollem Blick fügte er hinzu: »Seid begrüßt. Weißt du denn nicht, auf Reisen bin ich wie ein Fisch im Meer.« Dann küßte er mich, zog sich die Schuhe aus und ging ins Zimmer.

Ich habe nie erlebt, wie sich meine Eltern küßten, aber auch wenn ich es nicht sah, so bin ich doch sicher, daß sie sich küßten, und in diesem Geheimnis lag eine Festtagsstimmung. Im Besuch des Hamams, dem gründlichen Reinigen des Hauses konnte man das Licht dieser Festtagsstimmung erkennen.

Den vollen Weidenkorb, den mein Vater in dem kleinen Flur abgestellt hatte, begann ich wie immer zu leeren, und der seltsame Waggongeruch dieses Flechtkorbes stieg mir in die Nase (manchmal betrachte ich meine Tochter und denke, schade, sie hat noch nie diesen ausgeprägten Waggongeruch wahrgenommen, weil ich in keinem großen Restaurant, in keinem vom Überfluß gesegneten Haus, in keinem bis zum Rand gefüllten Korb diesen Geruch jemals wiederentdeckt habe).

Mein Vater sagte, daß sein Arbeitsplan geändert worden sei. Am nächsten Sonntag abend sollte er erneut auf eine einwöchige Reise gehen. Er ging ins Hamam, blieb aber nicht lange, kam zeitig zurück, und meine Mutter sagte: »Wohl bekomm's!«

»Vielen Dank! Hoffentlich erleben wir auch noch den Tag, an dem wir vor Alekbers Hochzeit ins Hamam gehen.«

»Hoffentlich!« erwiderte meine Mutter, nahm einen Teller vom Regal, was sie nur zu besonderen Anlässen tat, wenn der Onkel zu Besuch kam oder Feiertag war, füllte ihn mit Bozbaş und reichte ihn Vater, der am Tisch saß, brachte ihm Essig, Auberginen, Salz, schwarzen Pfeffer und Salat, setzte sich meinem Vater gegenüber und schaute ihm beim Essen zu.

»Bismillah!« sagte mein Vater, nahm sich Brot, streute es sich in großen Brocken in seinen Teller, nahm den silbernen Löffel, der noch vom Großvater meiner Mutter stammte, in die Hand und begann das dampfende Bozbaş mit Appetit zu essen.

Meine Mutter aß nie in Gegenwart meines Vaters, aber wenn mein Vater aß, dann saß sie auch am Tisch und betrachtete ihn, wie er mit großem Hunger aß, und jetzt, wie jedesmal, wenn sie ihn beim Essen sah, lächelte sie. »Wirklich, du ißt so schön, Ağakerim, man möchte dir am liebsten von morgens bis abends beim Essen zusehen.«

Dann wiederholte mein Vater die Worte, die er immer sprach: »In schlechten Zeiten soll es so sein!«

»Hoffentlich, Allah möge dich nicht von uns trennen, Ağakerim! Allah soll dir immer Gesundheit geben! Du bist es doch, der Tag und Nacht arbeitet und dieses Haus versorgt, Allah möge alles Unheil von dir fernhalten, immer sollst du lachen, dein Herz soll froh sein!« Dann sagte sie: »Alekber, setz Wasser auf!« Ich lief eilig in die Küche, holte den Teekessel und ging in den Garten. In diesen schönen Stunden, wenn mein Vater zurückgekehrt war, freute ich mich auch

M-31056

etwas tun zu können. An diesem kleinen Festtag in unserem Haus hatte ich auch so etwas wie Anteil, und da meine Mutter dies bemerkte, gab sie mir, wenn es möglich war, kleine Aufträge.

Mitten in unserem Garten war der Wasserhahn und darunter ein kleines Becken, das Cefer, Adil, Abdülali, Cebrayil, Aġarahim (nur Koca lernte für die Schule und interessierte sich nicht für solche Dinge) zusammen gebaut hatten. Auch die Wasserleitung hatten sie in unseren Garten gelegt, und so mußten wir nun nicht mehr im Hof des Sari Hamam Wasser holen. Auch an den heißesten Tagen im Sommer lachte unser Garten in der Kühle des eiskalten Schollarwassers. Cefer, Adil, Abdülali, Cebrayil, Aġarahim, manchmal auch Koca kamen, wenn meine Mutter zum Bazar gegangen war oder bei einer der Frauen aus dem Viertel saß, in den Garten, zogen sich die Hemden aus und wuschen sich klatschend die Brust, den Nacken und die Arme. Am Rande zu stehen und diese Szene zu betrachten, war mir eines der liebsten Dinge. Manchmal bespritzten sie mich, und dieser Wasserstrahl, dieser kühle Wasserstrahl bewirkte etwas Seltsames, denn statt Kälte breitete sich eine wohlige Wärme auf meiner Haut aus. Wenn meine Mutter dann zurückkehrte, zogen sie alle ihre Hemden wieder an und kletterten eilig auf ihren eigenen verglasten Balkon. Meine Mutter war nämlich eine junge Frau, und dieses Baden wäre in ihrer Gegenwart wohl nicht schicklich gewesen. Auch sonst, die ganze Zeit über, sah ich es nicht ein einziges Mal, daß einer von ihnen beim Betreten des Gartens die Augen gehoben und auf unser Fenster oder unsere Tür geschaut hätte, oder wenn meine Mutter im Garten Geschirr spülte oder Wäsche aufhängte, vom Balkon heruntergesehen hätte. Meine Mutter nannten sie »Sona Baci«, und außer von ihnen und meinem Vater wurde sie von niemandem so vertraut und freundlich angesprochen.

Unser kleiner sauberer Garten führte durch das Tor in den Hof, und seit ich mich erinnern kann, lebten dort zwei Fa-

milien: rechts lag unser einstöckiges Haus mit dem geteerten Dach, mit einem Zimmer, einer Küche und einem kleinen Flur, auf der gegenüberliegenden Seite das zweistöckige Haus von Hanim Hala mit zwei Zimmern und dem verglasten Balkon. Im ersten Stockwerk dieses Gebäudes versteckten Hanim Halas Söhne Cefer, Adil, Abdülali, Cebrayil, die allesamt Chauffeure waren, und Aġarahim, der sich auf die Fahrprüfung vorbereitete, allerhand Fahrzeugteile, Reifen und verschiedenes Werkzeug. Diesen Raum liebte ich sehr und ging dort ein und aus. Ich nahm mir, was mir gefiel, und spielte damit (daran lag es wahrscheinlich auch, daß mich die anderen Kinder des Viertels beneideten), weil ich auch Chauffeur werden wollte. Aber Cefer, Adil, Abdülali, Cebrayil und Aġarahim riefen nur lachend, du bist nicht wie wir, du bist eher wie Koca, du wirst kein Chauffeur, du wirst ein gebildeter Mann werden. Koca war Hanim Halas vierter Sohn, nach Abdülali der einzige Mensch unserer Gegend, der die Universität besuchte. Wahrscheinlich sagten sie das, weil ich Bücher und Hefte sehr mochte, das Alphabet hatte ich mir selbst beigebracht. Zuerst las ich die Bücher, die ich bekommen konnte, Silbe für Silbe und danach in einem Atemzug. Den Gesprächen der Erwachsenen, die mich immer besonders interessierten, lauschte ich andächtig und war eigentlich auch sonst meistens mit Älteren zusammen. Manchmal spann ich so verrücktes Zeug zusammen, daß die Erwachsenen mich völlig verblüfft anstarrten.

Das Dach und auch unseren Garten hatten die Söhne Hanim Halas geteert und sogar neben dem Wasserhahn in der Mitte des Gartens einen Weidensproßling gepflanzt. Koca sagte zu mir: »Alekker, du und diese Weide, ihr wachst nicht Tag für Tag, sondern Stunde um Stunde.« Diesen Ausspruch Kocas bewahrte ich mir im Gedächtnis und beobachtete immer aufmerksam, wie das grüne Pflänzchen wuchs. Vor dem Gartentor hatte man Weinreben gepflanzt und eine Laube gebaut. Im Sommer, wenn die Weinreben das Gestell

vollkommen überwachsen hatten, hingen Trauben herab. Manchmal besprengte meine Mutter den Garten, und mein Vater saß in der Laube, trank Tee, unterhielt sich mit Cefer, Adil, Abdülali, Koca, Cebrayil und Ağarahim, zuweilen auch mit Hanim Hala, erzählte von den Gärten und Plantagen in Tebriz, von den Alleen, von den Häusern, von der Schönheit der Natur, und wenn ich auch niemals nach Tebriz kommen werde, so glaube ich bisweilen, ich hätte es selbst schon gesehen. Vor dem Einschlafen spazierte ich dann auf den schönen Alleen von Tebriz.

Außerdem war da noch das Vogelhaus von Cebrayil am Ende unseres Gartens. Dieses in unserem Viertel und sogar in den umliegenden Vierteln berühmte Taubenhaus hatte er selbst gebaut. Die schneeweißen Tauben mit ihrem sauberen, schillernden Gefieder gurrten Tag und Nacht, als seien sie die Herren der Welt. Wenn der Himmel klar wurde und das Gurren der munteren Tauben sich verstärkte, dann war es sicher, daß sie aufsteigen und in das siebte Stockwerk des Himmels fliegen wollten. Dann brachte Cebrayil die Tauben zuerst auf unser Dach, trug sie von dort auf ihr eigenes Dach und ließ schließlich die schönen Vögelchen fliegen. Meine heiligen und lieben Tauben stiegen dann so weit auf, daß sie unter dem azurfarbenen Himmel nur noch weiße Punkte waren, und dann hoben die Jungen und die Alten in unserem Viertel den Kopf und beobachteten die schneeweißen Tauben unter dem blitzsauberen Himmel (die Mädchen der Gegend blickten hinter den Gardinen versteckt zum Himmel; diese Tauben freiheraus zu betrachten, war ebenso unschicklich, wie Cebrayil freiheraus zu betrachten) und in diesem Augenblick überkam mich ein Gefühl, als schwellte mir die Brust, und mir wurde es zu eng in diesem Garten und dem Hof, weil diese Tauben doch die Tauben aus unserem Garten waren, weil ich ihr vertrautester Mensch war, ihnen zu Essen gab, sie streichelte, wann ich wollte, weil mich alle Tauben kannten.

An diesem Sonntag war niemand in unserem kleinen sauberen Garten mit der Laube, und in der Stille, die unserem Garten eigen war (diese Stille wurde auch vom Gurren der Tauben nicht gestört), spülte ich den Teekessel eifrig aus, füllte ihn bis zum Rand, trug ihn ins Haus, stellte ihn in der Küche auf den Herd, ging in die Stube, setzte mich neben meine Mutter und sah meinem Vater beim Essen zu. Meine Mutter, mein Onkel, alle Bekannten sagten, ich ähnele meiner Mutter. Aber in diesen Augenblicken, in denen ich ihn betrachtete, wünschte ich mir am meisten, meinem Vater ähnlich zu sein, weil ich nicht wollte, daß mein Vater fremd war, und ich dachte mir, wenn ich mehr meinem Vater als meiner Mutter ähnelte, dann könnte diese Fremdheit, die ihn manchmal seufzen ließ, etwas weniger werden.

Meine Mutter nahm von dem Geschirr auf dem Regal, das sie sonst nur an Feiertagen benutzte, ein birnenförmiges Teeglas mit einem Unterteller und schenkte dunkelroten starken Tee ein, stellte eine Schale voll Bruchzucker, den sie sorgfältig zerkleinert hatte, vor meinen Vater, worauf er sie dankbar ansah. Wieder lag das Licht dieser Festtagsstimmung in seinem Blick, und meine Mutter senkte unter diesem Glanz ihre Augen.

Mein Vater sagte: »Alekbek, warum spielst du nicht draußen bei dem schönen Wetter?«

Die rosigen Wangen meiner Mutter erröteten bei den Worten meines Vaters noch mehr, und in solchen Momenten fiel mir das Rot der bemalten Festtagseier ein, die ich sehr mochte; es war, als sei gerade das Novruzfest.

»Ich gehe, aber fahre nicht ab, ohne mich noch einmal zu sehen.«

»Wohin sollte ich denn fahren, ohne dich vorher noch zu sehen? Es sind doch noch vier Stunden, bis ich abreise.«

Ich lief auf den Hof.

Unser Hof war im Sommer wie im Herbst kühl, weil in der ersten Tageshälfte die eine, in der zweiten die andere

Hauswand Schatten warf. Ich trat – an diesem Sonntag – durch unseren schattigen, kühlen Hof auf die Straße.

Es war gerade Mittag und die Straßen waren leer, nur etwas weiter unten, im Schatten zweier Maulbeerbäume, saß Şövkət und beobachtete, während sie Sonnenblumenkerne aß, die sie am Morgen bei Ziba Hala geholt hatte, die Kunden, die im Petroleumgeschäft ein- und ausgingen. Balakerim war nicht da, die anderen Kinder auch nicht. Sie spielten wahrscheinlich im Hof des Sari Hamam. Aber ich wollte nicht zu ihnen laufen, ich wollte aus irgendeinem Grund allein sein, ich wollte der Stille unserer Straße lauschen, ich wollte die Menschenleere betrachten, weil doch eine solche Stille und Leere aufgrund der Menschen atmete, und nun lebte sie durch die Gefühle und die Erregung der Menschen, die sich in ihre Häuser zurückgezogen hatten...

Wer kann sich schon an das alles erinnern? Etwa der kleine, kaum sieben Jahre alte, liebenswerte und intelligente Alekber, oder etwa ich? Werde ich dies alles aufschreiben, werde ich es aufschreiben können? Vielleicht werden diese Gefühle niemals wiederkehren. Diese sich laufend verstärkenden und zugleich heiliger und vertrauter werdenden, in der Ferne verbleibenden (eine solche Ferne, daß kein Laut hinüberdringen kann) Empfindungen sind dabei, durch meinen Roman, durch meine Erzählung und mein Stück zurückzukehren, und eines Tages wird es mir klarwerden, daß ich gerade deswegen Qualen erlitten habe. Erscheint mir etwa deshalb alles, was ich bis jetzt geschrieben habe, als sinnlos, weil die Gefühle zurückkehren werden? Ich weiß es nicht. An jenem Sonntag stand ich vor unserem Hof und betrachtete die leere Straße, lauschte der Stille, und in dieser Stille lag nicht deswegen keine Kälte, weil es Sommer und heiß war, sondern weil in ihr, in ihrem Wesen, ein heißer Atem lag, die Ruhe und der Schlaf jedes einzelnen lebensvollen Hofes an einem Mittag im Sommer.

Die friedliche Ruhe wurde plötzlich durch das Schreien

von Emine Hala durchbrochen, und ich begriff, daß Ibadulla wieder einmal auf seine Mutter losging. Das dünne kreischende Schreien sprang an den Wänden umher und verteilte sich in unserem Hof, zerstörte jene Ruhe, vertrieb jenen heißen Atem, ließ jenes bequeme Ausruhen aufschrecken und erwachen. Wie immer hörte man nur die Stimme Emine Halas, der Sinn ihrer Worte war nicht zu verstehen, aber ich, die Kinder aus der Gegend und auch die anderen wußten sowieso, was Emine Hala jedesmal rief: »Bist du schon wieder da, du Betrüger? Nichtsnutz, bist du schon wieder gekommen, meinen Kopf zu holen? Willst du mich umbringen? Allah soll es schnell geschehen lassen, soll mich schnell zu sich nehmen, um mich vor dir zu retten! Schnell soll er mich holen! Was willst du von mir? Ich habe nichts, gar nichts!« An diesem Sonntag schien mir, daß sich unser Hof, die Straße und das gesamte Viertel für Emine Halas Gekreische schämten, und ich selbst wurde zornig und aufgeregt, weil auch ich ein kleiner Teil dieses Hofes war.

Ibadulla war der einzige Sohn Emine Halas (auch ich war und blieb das einzige Kind meiner Eltern). Er hatte eine Armenierin geheiratet und die Gegend verlassen, lebte irgendwo in Baku im Haus seiner Frau. Stets war er betrunken, und wenn er richtig voll war, dann kam er zu seiner Mutter, deren Augen schon fast nichts mehr sahen, und stritt mit ihr, forderte Gold von ihr.

Manchmal fragte mein Vater, wenn er in der Laube saß und Tee trank: »Ist dieser Ibadulla schon wieder gekommen und hat das arme Weib gequält?«

Meine Mutter sagte dann: »Ja, ein undankbarer Mensch, Allah behüte jeden vor einem solchen Sohn.«

»Wollte er wieder Gold?«

»Ja.«

Mein Vater schüttelte den Kopf. »Was hat denn das Gold verloren bei der armen Frau Emine? Erwarte niemals Hilfe von einem, der sie selbst nötig hat.«

Wenn der betrunkene Ibadulla nach dem Streit – wie immer mit leeren Händen – heraustrat, setzte er sich auf einen Hocker vor unseren Hof, lehnte seinen Rücken an den breiten Strommast und sagte zu uns Kindern: »Versteckt, sie hat es versteckt vor mir... mein Vater hat mir eine Schürze voll Gold hinterlassen... hat es versteckt, das Gold... gibt es nicht her... und ich kann es nicht finden... wenn ich es finde, was habe ich dann in der Baracke noch verloren? Dann fahr ich allein nach Woronej!«

Wir haben niemals verstanden, was er uns damit sagen wollte, und es blieb im Viertel ein Geheimnis, warum Ibadulla ausgerechnet den Namen einer so weit entfernten, unbekannt Stadt nannte und unbedingt dorthin wollte.

Ibadulla redete mit uns, weil er den Erwachsenen schon lange auf die Nerven ging und keiner aus dem Viertel sich zu ihm stellte und seinem Geschwätz zuhörte. Auch sonst wurde er nicht als Mann geachtet. Manchmal spielte Balakerim weder Flöte, noch erzählte er vom weißen Kamel, noch sprach er von den geheimnisvollen Begebenheiten der Vergangenheit. Vor dem Sari Hamam saß er auf einem Holzocker und schwieg, betrachtete die Häuser des Viertels, eines nach dem anderen, und sprach schließlich: »Da siehst du plötzlich einen schönen Stiefel, aus wunderschönem Leder. Nur eine Stelle geht aus den Nähten, über diese Stelle näht man dann einen Flicker, der Stiefel wird getragen und getragen, und nur diese geflickte Stelle platzt wieder auf. Schau, unser Viertel ist auch ein solcher Stiefel, wird die ganze Zeit getragen und getragen... und Ibadulla ist die Flickstelle...«

Und Aliabbas Kişi sagte: »Allah soll dem verstorbenen Hamdulla Gnade zuteil werden lassen. Gut, daß er zur rechten Zeit aus dieser Welt geschieden ist und diesen Schmutz nicht zu sehen brauchte.«

Wieder hörte man Emine Halas Gekreische, und an diesem Sonntag schien Ibadulla besonders betrunken zu sein, weil Emine Hala lauter schrie als sonst. Emine Hala wohnte

am Rande des Hofes, im letzten Garten, hatte drei Zimmer. Da sie aber alleine lebte, vermietete sie zwei der Zimmer an Studenten von außerhalb, die in Baku ihr Technikum machten. Die Studenten jedenfalls zitterten sehr vor Ibadulla, und sobald er kam, verließen sie hurtig das Haus und kehrten erst gegen Mitternacht zurück. Auch jetzt eilten diese fremden Studenten in ein intensives Gespräch vertieft an mir vorüber, und mir schien, als gefielen die hastigen Schritte der Studenten an jenem Sonntag unserer Straße nicht.

Nach und nach lehnten sich die Nachbarn aus den Fenstern und blickten in Richtung des Hauses von Emine Hala, manche traten hinaus und stellten sich vor das eigene Gartentor. Ibadulla fluchte ständig, er verstand es nicht zu reden, und deshalb wollte sich auch niemand mit ihm unterhalten, jeder wollte sein Ansehen bewahren.

Emine Hala schrie diesmal ziemlich laut, dann hörte man Ibadullas Stimme. Ich ging durch den Hof und blieb vor ihrem Tor stehen. Wenn meine Mutter wie die anderen am Gartentor gestanden wäre, dann hätte sie mich natürlich eiligst zurückgerufen, hätte nicht zugelassen, an der Türe von Emine Hala zu warten. Aber meine Mutter war zu Hause, mein Vater war von der langen Reise zurückgekehrt und sollte uns am Abend schon wieder verlassen. In unserem Haus war ein kleiner Festtag, und ich wollte nicht, daß an einem solchen Tag meine Eltern Emine Halas Geschrei hörten, ich wünschte, daß die Stille von vorhin wieder einträte, daß unser Viertel bedachtsam Atem holen und sich ausruhen könnte.

Auch die Kinder waren vom Sari Hamam zurückgekommen, und auch wenn sie sich vor Ibadulla fürchteten, waren sie doch ermutigt, als sie mich neben Emine Halas Tor erblickten. Sie kamen angerannt und blieben keuchend neben mir stehen.

Natürlich konnte man die Stimme Emine Halas nicht im Hof des Sari Hamam hören, aber seltsamerweise wußten es es

alle sofort, wenn etwas im Viertel geschah, und auch jetzt noch wundere ich mich darüber.

An diesem heißen Sonntag war der Streit zwischen Emine Hala und Ibadulla tatsächlich heftiger als sonst, und ich hörte klar und deutlich Emine Halas Worte: »Ein schwarzer Stein soll auf dich fallen, auf einen Sohn wie dich. Was willst du von mir, vor lauter Hunger steh ich erst am Mittag auf, bei mir soll Gold sein? Nichtsnutziger Sohn, faßt alles mit den Fingern an, Unreiner, ich bete doch gerade, bin doch Muslim, und du kommst, voll mit Arak und Schweinefleisch und verunreinigst alles! Nichtsnutz, verschwinde von hier!« Ibadulla schrie: »Gib mir das Gold, das ist mein Gold! Mein Vater hat mir das Gold hinterlassen! Gib es mir, und ich verschwinde... Ich geh nach Woronej. Dann seht ihr nicht mal mehr meinen Schatten, gib es mir, daß ich gehen kann!«

»Bastard, Nichtsnutz, wenn dein Vater so viel Gold gehabt hat, warum war er dann Kutscher?«

Vor den Gartentoren unseres Hofes hatte sich inzwischen eine Menschenmenge versammelt. Frauen, Mädchen und kleine Kinder blickten neugierig zu Emine Halas Haus. Die Männer standen natürlich abseits, draußen auf der Straße, weil es sich für sie nicht schickte, das Geschrei dieses Schwachkopfes Ibadulla anzuhören.

Als Emine Hala derart schrie, zerriß es mir beinahe das Herz, weil ich nicht wollte, daß dieses Geschrei zu Hause gehört würde. Ich wünschte so sehr, daß meine Eltern sich mit diesem Festtagslicht in den Augen anblickten. Und in diesem Moment wendeten alle, die auf Emine Halas Tor geschaut hatten, den Kopf nach hinten, weil sich unser Tor öffnete und Hanim Hala in den Hof trat. Hinter ihr erschienen noch Cefer, Adil, Abdülali, Koca, Cebrayil und Ağarahim. Mit eiligen Schritten bewegte sich Hanim Hala auf Emine Halas Gartentor zu, und ihre Söhne folgten ihr einer nach dem anderen. Es war, als begösse jemand die Frauen und Mädchen, die entlang der Tore standen, mit Wasser. Sie

verstummt und blickten auf Hanim Hala und dann auf ihre Söhne. Als ich unter Hanim Halas dichten, zusammengewachsenen Brauen die dunklen, furchterregenden Augen, die aufeinandergepreßten dünnen Lippen das faltige, schmale, dünnhäutige und unbewegliche Gesicht sah, dachte ich, wegen Ibadulla wird Emine Hala wohl nicht mehr schreien, und in fünf Minuten wird sich auf unseren Hof und unsere Straße wieder diese schöne Ruhe senken. Mit entschlossenen Schritten ging Hanim Hala an mir vorüber. Ihr starrer Blick schien mich gar nicht bemerkt zu haben. Sie riß das Tor auf und marschierte hinein, während ihre Söhne ihr in Emine Halas Garten folgten. Das Tor blieb offen. Das Gebäude in dem Emine Hala wohnte, hatte zwei Stockwerke, im Erdgeschoß waren die Studenten untergebracht. Hanim Hala hob den Kopf, schaute drohend zur zweiten Etage hinauf und rief dann mit dunkler Stimme: »Ibadulla!«

Kein Laut drang mehr aus Emine Halas Haus. Hanim Hala rief noch einmal: »He, Ibadulla!«

Diesmal erklang Ibadullas nervöse Stimme aus dem ersten Stock: »He, was rufst du hier, Ibadulla, Ibadulla?!« Ibadulla kam gereizt heraus, stellte sich auf den Absatz der hölzernen Treppe und starrte mit seinen hervorstehenden Augen auf Hanim Hala und ihre Söhne. Er öffnete den Mund, um etwas zu sagen, sprach aber nichts und schloß ihn wieder.

Hanim Hala rief: »Komm runter da!«

Ibadulla fixierte Hanim Hala, blieb einige Sekunden auf dem hölzernen Treppenabsatz stehen und begann dann die Treppe herunterzusteigen. Tatsächlich schienen die dunklen, furchterregenden Augen unter Hanim Halas starken, zusammengewachsenen Brauen ihn vom Treppenabsatz heruntergeholt zu haben, und ich erwartete, daß Hanim Hala mit ihrer großen Hand Ibadulla eine gehörige Ohrfeige verabreichen würde. Der sichtlich verunsicherte Ibadulla glaubte das wohl auch. Er hob die Schultern und zog den dünnen und von der Sonne gegerbten Hals zusammen. Hanim Hala erhob aber

nicht die Hand, blickte einen Moment in Ibadullas hervorquellende Augen und sprach dann: »Verswinde von hier!«

Ibadulla hob den Kopf, öffnete seinen Mund, löste mit Gewalt den Blick von Hanim Halas Augen, schaute einzeln Cefer, Adil, Abdülali, Koca, Cebrayil und Aġarahim an, sagte nichts, schloß seinen Mund wieder, verließ den Garten und ging an mir vorüber, unter den Blicken der Leute, durch den Hof in Richtung Straße. Als Ibadulla an mir vorbeikam, schlug mir Arakgeruch entgegen. Manchmal saßen meine Eltern zusammen und redeten derart schlecht über den Arak, daß ich schon beim Anblick einer Flasche und erst recht beim Geruch beinahe körperlichen Schmerz empfand. Diesmal jedoch berührte mich dieser üble Arakgeruch nicht. Ich bewunderte Hanim Hala und ihre Söhne, die hinter ihr aus Emine Halas Garten folgten, mein ganzes Herz war mit Stolz erfüllt.

Ibadulla gelangte bis zum Ende des Hofes, blieb kurz vor der Straße stehen, drehte sich um, blickte die Leute und Hanim Hala an und rief mit seiner würgenden Stimme: »Ihr glaubt wohl, ich bin allein?! Kommt daher in einer Reihe wie Gänse?! Ist gut, ihr werdet es schon noch sehen! Ich werde euch schon noch meine Freunde zeigen, ihr werdet es schon noch spüren!«

Cefer wollte Ibadulla nachlaufen, aber Hanim Hala blickte ihn nur an, worauf er stehenblieb. Ibadulla hingegen, in seiner Furcht, er würde verfolgt, preßte sich seine sechseckige Mütze auf den Kopf und stürzte davon, bog in die nächste Straße ein und war verschwunden. Hanim Hala, die ihm immer noch nachsah, ging schließlich mit ihren Söhnen durch unseren Garten zurück. Die Frauen und Mädchen verschwanden ebenfalls, Tore schlossen sich, und die Schatten der Männer an den Fenstern verschwanden. Außer uns Kindern und Balakerim war wieder alles menschenleer. Auf unseren schattigen kühlen Hof senkte sich erneut die Stille herab.

Emine Halas Gartentor war offen, und ich sah Emine Hala

durch das Fenster im ersten Stock stehen: Es stimmte wohl, daß ihre Augen nicht mehr viel sahen, aber seit Hanim Hala gekommen war, stand sie da am Fenster und blickte abwechselnd in den Garten und in den Hof. Und nun, in dieser neuen Stille, hörte man Emine Halas Klagen laut und deutlich: »Das ist doch mein Sohn, und das bin ich. Wir wissen selbst, was wir zu tun haben, was geht es euch an, was mischt ihr euch in fremde Angelegenheiten?«

Dann verschwand sie vom Fenster, und wir wendeten uns ab, um im Hof des Sari Hamam zu spielen. Aber da ging Balakerim, ohne sich nach uns umzusehen, zu dem Maulbeerbaum am Rande unseres Hofes, setzte sich darunter, zog aus der Brusttasche seiner gelben Jacke die Flöte, lehnte sich an den breiten Stamm, füllte seine mageren Wangen und begann aufzuspielen. Wie immer versammelten wir uns um ihn. Wenn Balakerim Flöte spielte, war es, als setze sich darin die Stille des Hofes und der Straße fort, und der mächtige Baum, an den er sich lehnte, bedachte in diesem Augenblick die Ereignisse der Welt.

Diesen Maulbeerbaum am Rand unseres Hofes nannten sie früher »Ibadullas Baum«, weil der Kutscher Hamidulla und Emine Hala keine Kinder hatten und bei Ibadullas Geburt gelobten, einen Baum in unserem Hof zu pflanzen. Der Kutscher Hamidulla starb, Ibadulla wuchs heran und erwies sich als Nichtsnutz. Emine Hala wurde älter, ihre Augen schwächer, bis sie fast nichts mehr sah, und die Frauen des Viertels begannen, Emine Hala zu versorgen. (Was geschah mit der Miete, die die Studenten bezahlten? Das wußte niemand, aber eigentlich interessierte es auch keinen.) Meine Mutter, besonders aber Hanim Hala, gaben mir oft einen Teller mit Essen, das sie zubereitet hatten, und ich brachte es zu Emine Hala, die auf grünbezogenen Polstern auf dem Boden saß und die feinen Perlen ihres Tespah durch die Finger ihrer rechten Hand gleiten ließ. Dann sagte sie: »Allah danke es dir!«, als sei das Essen auch ein Teil des Gelöbnisses.

Manchmal, wenn mich Hanim Hala rief, Emine Hala Essen zu bringen, schüttelte sie den Kopf, während sie den Teller füllte, und sprach: »Dieser Ibadulla, dieser Nichtsnutz war früher doch ein so lieber Junge.«

Hanim Hala sprach dies mit einer Sanftmut aus, die gar nicht recht zu ihren dunklen, furchterregenden Augen, die unter den dicken, zusammengewachsenen Augenbrauen hervorsahen, zu den gewöhnlich aufeinandergepreßten Lippen und zu ihrem breiten Kinn passen wollten. Aber diese sanften Worte erschreckten mich, weil ich dachte, während ich den randvollen Teller zu Emine Hala trug, ich könnte auch so wie Ibadulla werden, wenn ich älter würde.

Da sich Ibadulla als undankbarer Sohn erwiesen hatte, nannte man den Maulbeerbaum auch nicht mehr »Ibadullas Baum«. Dieser Baum, unter dem Balakerim saß, Flöte spielte, verschiedene Geschichten vom weißen Kamel erzählte, einfach nur nachdachte, war Balakerims zweitliebster Platz (sein Lieblingsplatz war am Rande der Straße, beim Haus von Şövket, unter den beiden Maulbeerbäumen).

Balakerim schlief nachts im Hof des Sari Hamam in einer Nische, kaum so groß wie ein Taubenschlag. Am Tage war er stets auf der Straße zu finden, im Winter half er den Männern beim Holzhacken, im Sommer beim Ausbessern der Dächer mit Teer (in diesen Häusern aß er dann auch). Oft war Balakerims Mühe aber umsonst. Zum Beispiel schleppte er einmal von irgendwoher mit größter Anstrengung Steine, und sie waren zu nichts zu brauchen, niemand wollte sie – Balakerim brachte diese Steine dann unter erneuter Qual wieder zurück. Am Abend versammelten sich alle Kinder des Viertels um Balakerim, und er erzählte vom weißen Kamel, von den Propheten und Imamen, von den Sultanen und Wesiren, von den Reisenden. Wenn er sehr nachdenklich, sein Herz übervoll war, dann holte er aus seiner gelben Jacke die Flöte und begann zu spielen. So plötzlich wie er angefangen hatte, hörte er auch wieder auf und rezitierte:

*Das Hamam ist im Hamam,
das Sieb ist im Stroh.*

*Das Kamel spielt Friseur,
mitten im alten Hamam.*

Später erzählte er dann von geheimnisvollen Ereignissen, und er sprach so einfühlsam und bedeutungsvoll, daß mir das Sari Hamam in unserem Viertel wie eine geheimnisvolle Welt erschien.

Manchmal, wenn Balakerim nachdenklich war, dann wußten wir, daß von ihm nichts zu erwarten war, weil er auf unser Bitten hin weder Flöte spielte, noch eine Geschichte erzählte; er schwieg und sprach dann auf einmal für sich: »Möge Allah dir Gnade erweisen, Mirza Settar... möge Allah dir Gnade erweisen«, und wir verstanden, daß vom Dichter Settar Masum, der früher in unserem Viertel gewohnt hatte, die Rede war, aber wir wußten nicht, warum Balakerim sich nun an Settar Masum erinnerte. Manchmal, besonders in klaren Mondnächten, saß er entweder unter den beiden Maulbeerbäumen oder im Hof des Sari Hamam oder hier unter diesem Baum, hob seinen Kopf und heftete seinen Blick auf die Sterne und den Mond, verharrte so eine Zeitlang, und ich bemerkte, daß er, obwohl er neben uns saß, doch sehr weit weg war; er kehrte dann wieder zu uns zurück und sprach diese fremdklingenden Worte: »Ein jeder muß manchmal allein sein mit dem Himmel... Schau, diese Sterne, diesen Mond soll er betrachten. Dann wird er schon merken, wie klein er eigentlich ist. Dann sieht er auch, wie klein die anderen sind...«

Natürlich verstand ich nicht alles von Balakerims Worten, aber ich vergaß sie nicht, und es war, als erzählten diese Worte etwas von den weit entfernten Sternen und vom Mond, und was immer es auch war, es war voller Geheimnisse.

Wie alt war Balakerim? Vielleicht war er vierzig? Vielleicht

fünfzig? Wer Balakerims Vater und Mutter waren, nichts davon wußte ich, weil ich damals glaubte, Balakerim sei schon immer dagewesen, habe niemals einen Vater oder eine Mutter gehabt, sei niemals ein Kind gewesen, ständig allein, einfach nur Balakerim, mit seinen Geschichten vom weißen Kamel und seinem Flötenspiel. Die Melodien, die er spielte, kannte nur er allein, weil es sie sonst eigentlich nicht gab, nur Balakerim sie spielte und niemand außer uns ihnen Gehör schenkte.

Im Viertel war mein engster Freund Ceferkulu, und tatsächlich, Ceferkulu erzählte, daß Balakerims Vater einst Millionär gewesen sei, daß er in Ramana sprudelnde Ölquellen besessen habe, daß das Haus, in dessen Erdgeschoß die Muhtars, im ersten Stock der Mützenmacher Abülfeet und seine Familie wohnten, das höchste und schönste Haus unseres Viertels, einst Balakerim gehört habe und daß Balakerim von großen Wissenschaftlern unterrichtet worden sei. Aber über all das dachte ich nicht nach (dies waren alles wohl auch nur leere Worte), weil Balakerim für mich einfach nur Balakerim war, ja, und selbst jetzt noch einfach der alte Balakerim geblieben ist.

Die Männer unseres Viertels hatten Balakerim in ihren Gärten Platz zum Wohnen angeboten. Als einmal der Sohn von Azizağa schwer erkrankt war, gelobte er, in seinem Garten für Balakerim ein kleines Häuschen mit einem Zimmer, einer Küche und einem Flur (wie unser Haus) zu errichten, wenn sein Sohn Musa wieder gesund werde. Balakerim jedoch wollte seinen winzigen Schlafplatz im Hof des Sari Hamam mit nichts tauschen, er wies alle Angebote zurück (so war Azizağa gezwungen, sein Gelöbnis zu ändern. Er kaufte zwei kräftige Widder, ließ sie vom Metzger Dadaşbala schlachten und verteilte das Fleisch im Viertel), weil er so wie die Sperlingsschwärme war, die sich auf den beiden Maulbeerbäumen niederließen, und manchmal schien es mir, als stünde er auf dem Dach des zweistöckigen Hauses in

unserer Straße und blickte herab auf die Welt. Abends jedoch erzählte er uns dann von den schönsten und geheimnisvollsten Ereignissen aus jener Welt. Manchmal glaubte ich, daß Balakerim diese Geschichten nicht für uns erzählte, sondern einfach nur so, oder er sprach, besonders in den Momenten, in denen die Straßen leer waren und sich ausruhten, sich aber schon wieder nach den Schritten der Menschen zu sehnen begannen, für die gepflasterte Straße, den asphaltierten Bürgersteig, für die Hauswände unseres Viertels, die geschlossenen Türen und Fenster, für die zwei Maulbeerbäume und den Baum am Rande unseres Hofes.

Manchmal, wenn man in unserem Haus auf Balakerim zu sprechen kam, lachte meine Mutter und sagte: »Der arme Balakerim, das ist doch ein Diener des Teufels.« Dagegen beehrte ich innerlich auf, da ich die Worte meiner Mutter ganz wörtlich verstand. Ich meinte, sie hielte Balakerim tatsächlich für einen Diener des Teufels. Später begriff ich jedoch, daß in diesen Worten Mitleid lag.

An jenem heißen Sonntag lehnte Balakerim an dem Baumstamm, spielte eine Zeitlang auf der Flöte, und der Maulbeerbaum lauschte gemeinsam mit uns aufmerksam dem Klang. Dieses Flötenspiel reinigte die Ruhe in unserem Hof und unserer Straße und spann im selben Moment um den kleinen Festtag in unserem Haus ein hauchdünnes durchsichtiges seidenes Band. Nachdem mein Vater bei der Dämmerung den Weidenkorb mit dem Waggongeruch in die Hand genommen hatte und auf die Reise gegangen war, begann Balakerim, von den Ereignissen aus der alten Zeit zu erzählen.

In letzter Zeit kommt es immer häufiger vor, daß ich glaube, ich habe Balakerims Geschichten selbst erlebt. Und manchmal ist mir, als sollten sich diese Geschichten erst irgendwann in der Zukunft ereignen, und ich wundere mich manchmal im Halbschlaf, woher ich diese zukünftigen Ereignisse kenne.

Meistens erzählte Balakerim vom weißen Kamel, und wir, die wir um Balakerim herumstanden und zuhörten, verstanden meist gar nichts. Jenes weiße Kamel erschien uns vor Augen, und wir wußten, auch wenn wir die Geschichten von Balakerim manchmal nicht verstanden, daß es irgendwo auf der Welt ein schneeweißes Kamel geben mußte.

Niemals versuchten wir, durch Fragen die Geschichten zu verstehen. Balakerim war sich zudem sehr sicher, daß wir alles verstanden, und auch wir selbst glaubten schließlich, alle diese fremdartigen Begebenheiten zu verstehen.

Einmal wachte ich mitten in der Nacht auf und lief zum Fenster. Meine Mutter schreckte auf. »Was ist, ist was passiert?«

»Das weiße Kamel geht die Straße hinunter«, erwiderte ich und sah durch das Fenster nach draußen. Die dunkle Straße war menschenleer, aber mir war, als leuchteten die riesigen Fußspuren des weißen Kamels in der Dunkelheit auf dem Pflaster der Straße und als erklänge aus der Ferne die Glocke am Hals des weißen Kamels.

Mein Vater meinte: »Dieser Balakerim verdirbt ihnen die Köpfe.«

»Ach laß ihn. Er hat geträumt«, antwortete meine Mutter.

Nachdem ich wieder in mein Bett gekrochen war, dachte ich noch eine Zeitlang an das weiße Kamel, und ich vermutete, es sei in unser Viertel gekommen, um vor einer bestimmten Tür zu schlafen. Balakerim erzählte, das weiße Kamel trage die Toten fort, und wen es in die andere Welt tragen wolle, vor dessen Tür schlafe es. In jener Nacht stellte ich mir jeden einzelnen aus unserem Viertel vor, und ich wollte nicht, daß das weiße Kamel vor der Tür von irgend jemandem von ihnen schlief. Ich fürchtete mich, und mein

Herz schlug so heftig, daß es fast zersprang. Ich sagte jedoch nichts, weil ich nicht wollte, daß mein Vater schlecht von Balakerim dachte.

Balakerim sprach von den Menschen, die auf dem weißen Kamel ritten, erzählte von den Orten, an denen es herumstrich, und zuweilen berichtete er auch, was es sprach: Der Reisende wanderte auf dem weißen Kamel durch die Wüste. Ihr wißt doch, was eine Wüste ist, also überall ist Sand, wo man auch hinschaut, außer Sand sieht man nichts.

Der leuchtend rote Sonnenaufgang schien auch den Sand zu färben, und als allmählich der Morgen graute, war es, als wolle er die Einförmigkeit der Mußanwüste vertreiben. Aber im Bestreben dieses beginnenden Morgens, die Eintönigkeit zu vertreiben, lag selbst Eintönigkeit.

Das weiße Kamel bewegte sich Schritt für Schritt, wie immer ohne Eile geradeaus, und dieser unveränderliche Rhythmus der Schritte des weißen Kamels war in Wirklichkeit ein Begleiter jener Wüsteneintönigkeit und nicht nur jener Wüste, nicht allein dieser Nacht und dieses neuen Morgens, sondern der ganzen Welt und brachte Nachricht von der Eintönigkeit Tausender von Jahren.

Die großen schwarzen Augen des Reisenden, der auf dem Rücken des weißen Kamels sanft hin und her schwankte, blickten in die leuchtend rot aufgehende Sonne, und er dachte bei sich, daß es diese Eintönigkeit der Wüste, der Kamelschritte und des Sonnenaufgangs schon vor tausend Jahren gegeben hatte und auch noch in tausend Jahren geben werde.

Der gesamte Körper des Reisenden, sein Denken und Fühlen waren von Trostlosigkeit umgeben, und diese Trostlosigkeit schien den Reisenden vom weißen Kamel fortzuheben, ließ sein Herz erzittern.

In der frischen Morgenkühle sehnte sich der Leib, das Denken und Fühlen des Reisenden nach einem Wunder, aber er wußte sehr gut, daß auf der Welt noch nie ein Wunder geschehen war und nie eines geschehen wird; auch der

Prophet Kallimullah Musa wollte in Wirklichkeit ein Wunder sehen, ohne vielleicht genau zu wissen, was er da wollte, und bat gerade darum Allah so sehr auf dem Berg Tur: »Zeige dich mir!«

Doch die Antwort Allahs war: »Niemals wirst du mich sehen.«

Die Welt ist gewöhnlich, sie ist eintönig, eine Welt ohne Wunder, und der Reisende dachte, daß gerade diese Eintönigkeit ein Wunder sei, was allerdings niemand versteht, und ein Volkswaiser wie Dede Korkut sagte: »Eine Welt, in der es nur Kommen und Gehen, letztendlich nur Sterben gibt?« Das sagte Dede Korkut, und wie viele Jahrhunderte sind vergangen, seit er diese Welt verlassen hat, möge Allah ihm Gnade erweisen.

Während er für Dede Korkut betete, blickte der Reisende zur Erde oder vielmehr auf den Sand der Wüste, denn, wo Dede Korkut auch begraben lag – hier oder auf der anderen Seite der Welt –, es machte keinen Unterschied, das Antlitz der Erde war überall dasselbe, der Boden war derselbe, und Dede Korkut war, wie unzählige andere, unter ihm begraben.

Die Spuren des weißen Kamels blieben im Sand zurück, und der Reisende wollte sich umwenden und sie betrachten, aber er tat es nicht, weil die schnurgerade Spur sein Herz beengen würde. In dieser endlosen Spur durch die Wüste lag tiefe Ewigkeit, und erst wenn Wind oder Sturm einsetzen sollten – vielleicht morgen, vielleicht in fünf Monaten oder in zwei Jahren –, würde sie sich verlieren.

Dann hob der Reisende seine Augen und schaute in den leuchtend roten Sonnenaufgang, und diesmal kündete das Rot des Morgens vom Blut, das auf der Welt vergossen wurde. Was war mit dem Reisenden? Was waren das für Gedanken? Was waren das für Ansichten? Jedenfalls hielten solche Vorstellungen sein Hirn gefangen. Aber warum wurde er sich dessen nicht bewußt, und warum erkannte er sich selbst nicht?

Gestern, als sie sich am frühen Abend auf den Weg ma-

chen wollten, hatte er vor seiner Gartenpforte einen Raben in den Zweigen des mächtigen Feigenbaumes gesehen. Er wußte selbst nicht, warum er den Raben so lange betrachtet hatte, aber auf einmal war ihm klargeworden, daß die schwarzen Augen des Raben die schönsten Augen der Welt waren, und im selben Moment ergriff den Reisenden tiefe Trauer.

Man sagt, der Rabe würde dreihundert Jahre alt, und die Trauer in seinen Augen sei die Trauer dieser dreihundert Jahre.

Das weiße Kamel hatte seine Augen in die Ferne gerichtet und näherte sich mit gleichmäßigen Schritten dem Ziel. Wenn der Reisende abgestiegen wäre und in die Augen des weißen Kamels geblickt hätte, dann wäre ihm darin dieselbe Trauer wie in den Augen des Raben aufgefallen.

Aber daran dachte der Reisende nicht.

In letzter Zeit hatte der Reisende Gefallen daran gefunden, allein zu reisen. Die Seiden- und Tuchkarawane hatte er vorausgeschickt. Sie zog bis vor die Stadt, schlug dort ein Lager auf und erwartete ihn.

Diese einsamen Wanderschaften hatten in einem bestimmten Jahr begonnen.

Damals machte er sich allein auf den Weg, weil er als regsamer Kaufmann nur während dieser ein oder zwei kleineren Reisen in die Stadt allein sein konnte. Außer dem Himmel, der Erde, dem Kamel und ihm selbst war nichts da. Am frühen Abend ritt er durch die Gartenpforte und begann seinen Weg ohne Eile. Gelegentlich brachte er das weiße Kamel an einer der Raststätten, die am Wegesrand aus Barmherzigkeit errichtet worden waren, zum Stehen, stieg ab und aß, zusammen mit unbekanntem, einfachen Menschen, einen Teller Joghurt oder trank einen Becher Şerbet mit Safran und stieg wieder auf, setzte seinen Weg fort. Bei jedem Schritt des weißen Kamels erinnerte er sich wieder an seine Kindheit, durchblätterte im Geiste die Seiten der langen

Jahre, betrachtete den Garten, in dem er seine Kindheit verbracht hatte und den es schon lange nicht mehr gab, entsann sich der längst verstorbenen Eltern und Nachbarn und der traurigen Weisen, die seine Großmutter gesungen hatte:

*Kämm dein Haar im Garten, wasch es im Garten,
kämm es im Garten, für einen guten Freund,
lauf herum in Damaskus, auf der Suche nach Bagdad.*

Er wurde älter, oder war es etwas anderes? Jedenfalls bemerkte er, daß diese einsamen Reisen ihn in letzter Zeit wie Momente, die nur ihm gehörten, erwarteten.

Ihm schien, als habe er sein Leben – sein langes Leben – bisher nicht für sich allein, sondern für andere gelebt, oder besser, als hätten an seiner Stelle ganz andere Menschen, wer immer sie sein mochten, sein Leben gelebt.

Die Räuber und Gesetzesflüchtigen, die sich in der Gegend aufhielten, kannten den weißen Turban des Reisenden, seinen grünen Seidenmantel, den er bei Hitze, den ledernen Überwurf, den er bei Kälte trug, und, was wohl am wichtigsten war, sie kannten sein weißes Kamel und wußten, daß der Reisende bis auf ein paar Silberstücke für die Raststätten oder die umherwandernden Bettler, denen man auf den Wegen begegnete, nichts bei sich trug. Natürlich, sie hätten den Reisenden töten und das weiße Kamel verzehren können, aber auch seine schwertgewandten abessinischen Wachleute waren in dieser Gegend berühmt, und die Räuber wollten nicht wegen gebratenem Kamelfleisch Ärger mit diesen Wachleuten bekommen.

Allmählich verschwand die Röte des Morgens, und die runden vorherbstlichen Wolken wurden immer weißer und strahlender. Der Reisende wendete seine großen schwarzen Augen von den gewaltigen Wolken ab und betrachtete im sanften Schaukeln das weiße Kamel, auf dem er saß und dachte bei sich, daß es wahrscheinlich besser wäre, ein Kamel als ein Mensch zu sein auf dieser Welt, weil doch dieses

Kamel keine Ahnung hatte, daß es in Wirklichkeit zwischen ihm und den runden weißen Wolken am Himmel keinen Unterschied gab, denn diese Wolken würden irgendwann zu Regen werden, im Regen immer weniger und schließlich zu nichts werden, und auch dieses weiße Kamel würde bald auf der Erde faulen und verschwinden, wie alle anderen Lebewesen faulen und verschwinden.

Der Reisende dachte dies, weil er von dem Leid, das in den großen schwarzen Augen des weißen Kamels war, nichts bemerkte.

Einmal, auf einer solch einsamen Reise, es war schon nach Mitternacht, sprach er zu seiner eigenen Überraschung eine Verszeile: *Mich schuf die Sehnsucht* . . . Hatte etwa er selbst diesen Vers erdacht? Hatte er ihn irgendwann gehört? Oder hatte er ihn irgendwo gelesen? – Er wußte es nicht. Jedenfalls, seit jenem Augenblick, in dem diese Zeile völlig unerwartet, mitten in der Nacht im unveränderlichen Rhythmus der Kamelschritte aufgetaucht war, konnte er sie nicht mehr vergessen, ja selbst in den geschäftigsten Zeiten schlug es plötzlich wie ein Blitz in seine Gedanken ein: *Mich schuf die Sehnsucht* . . .

Der Reisende war die ganze Nacht hindurch unterwegs gewesen, und wie immer sollte er zum zweiten Gebet die Stadt erreichen, aber keine seiner Reisen war vergleichbar mit derjenigen in dieser Nacht: Im sachten Schaukeln auf dem weißen Kamel hatte er sich weder seiner Kindheit erinnert noch des Gartens, in dem er sie verbracht hatte, noch der traurigen Lieder seiner Großmutter.

Es stimmte, die Stille der Nacht, die Einsamkeit des Weges, die Weite der Welt, die sich unter den Blicken noch weiter auszudehnen schien, führten den Reisenden zu sich selbst, und auf dem Rücken des weißen Kamels entfernte er sich von den Aufregungen und der Eile des Geschäftes, vom schwierigen Handeln und Besorgen des Hauses und atmete tief und frei durch, blickte zu den Sternen am Himmel, dem

Mond, schloß dann die Augen, um sich in die Jahre seiner Kindheit zurückzuträumen, aber nichts geschah. Und plötzlich erkannte er (genauso unerwartet wie ihm der Vers in den Sinn gekommen war), daß diese Nacht keine gewöhnliche Nacht war, daß dieses Dunkel der Nacht, das die Welt verhüllte, in Wahrheit dasselbe Dunkel des Grams war, das er in den Augen des Raben gesehen hatte.

Dies erschütterte den Reisenden, und es war ihm, als verfinstere das Dunkel dieses Kummers, das die Welt verhüllt hatte, auch seinen hellen Umhang, als dringe es durch seine Kleidung und verklebe seinen Leib.

Er wollte dieses Gefühl loswerden, lauschte in die Stille der Nacht, betrachtete die Menschenleere des Weges, die Sterne, den Mond und dachte bei sich, daß die Treiber, die ihr ganzes Leben auf diesen Wegen gingen, wohl die glücklichsten Menschen der Welt seien. Dann lachte er über die Einfältigkeit seines Gedankens: Bestimmt sehnten sich die Treiber, die ihr ganzes Leben auf diesen Wegen wandelten, jedesmal danach, daß sie bald zu ihrem Ziel gelangten oder wieder nach Hause kämen, denn alles auf der Welt ist endlich. Der Reisende dachte bei sich, daß Adam nicht auf seinen Gott gehört und den rechten Weg verlassen habe, weswegen er aus dem Paradies vertrieben worden sei. Er sei nach Sarandib gekommen, und den Geschichten zufolge sei dort bis heute ein Fußabdruck von ihm erhalten. Nach der Ansicht aller großen Wissenschaftler, Dichter und vieler Händler, die der Reisende kannte, sei Sarandib ein paradiesischer Ort. Adam jedoch sei aus dem Paradies dorthin vertrieben worden. Sarandib ist für uns gewöhnliche Menschen das Paradies, aber im Vergleich zum himmlischen Paradies ist es doch nur ein Ort der Verbannung. So verhält es sich mit allen sichtbaren und unsichtbaren Erscheinungen in der Welt.

Die Treiber, die ihr ganzes Leben auf den Wegen, in der Stille und Weite der Welt verbrachten, waren nicht glücklich. Der Reisende dachte sich, das Zeichen der Glückseligkeit

ist den Sagen zufolge der Stern Süheyl, und um diesen Stern in vollem Glanz zu sehen, muß man in das Gebiet von Jemen fahren, denn nur dort kann man ihn klar sehen. Die Stoffe und Lederwaren aus Jemen sind deshalb so weich und zart, weil ihnen der Stern Süheyl Schönheit und Zartheit verleiht. So ist es mit allem, und man kann nach Jemen reisen, um den Stern Süheyl zu sehen, und doch gibt es so viele Schicksale wie Geschöpfe auf der Erde, und alle diese Schicksale haben ihr eigenes Jemen, und schau, in dieses Jemen zu gelangen und von dort aus den Stern Süheyl zu betrachten, ist unmöglich, denn Jemen ist unerreichbar.

Mich schuf die Sehnsucht...

In der Nacht verließ er den Weg, aber auch die Weite der Wüste beruhigte sein Herz nicht.

Wieder schaute der Reisende nach den runden Wolken, dann senkte er seinen Blick auf das weiße Kamel.

Dieses drückte im gleichförmigen Rhythmus seine Füße wie einen großen Stempel in den Sand, und der Reisende dachte bei sich, daß auch die Vorfahren dieses Kamels vor Tausenden von Jahren im gleichen Schrittrhythmus ihren Weg zurückgelegt hatten und daß sich darin keine Eintönigkeit, sondern die Unveränderlichkeit Tausender von Jahren zeigte. Wirklich, was gab es denn für einen Unterschied zwischen den runden weißen Wolken und dem weißen Kamel?

Wieder ergriff den Reisenden mit einem tiefen Bedauern, das sein Herz umschlossen hatte, der Gedanke, daß es keinen Unterschied gab.

Etwas weiter auf einem kleinen Hügel, vom Sand der Wüste kaum zu unterscheiden, lag eine Eidechse unbeweglich da und betrachtete den Reisenden und das weiße Kamel. Als der Reisende und das weiße Kamel ganz nahegekommen waren, vergrub sich die Eidechse binnen eines Lidschlags mit dem Schwanz und war verschwunden.

Auf dieser uralten Welt hatten die Ahnen unserer Ahnen gelebt, hatten diesen Himmel genau wie wir gesehen, es war

die Zeit des Propheten Musa, Samiri formte aus Lehm ein Kalb und brachte es zum Sprechen, aber dieses Kalb gibt es nicht mehr, und es wird eine Zeit kommen – und diese Zeit ist wohl nicht fern –, in der ich auch nicht mehr sein werde, und was ist dann für ein Unterschied zwischen mir und dem jahrtausende alten Lehmkalb? In zehn Monaten oder Jahren werde ich nicht mehr leben, aber was ist schon für ein Unterschied zwischen meiner Lebensspanne und den Tausenden von Jahren, die bis jetzt vergangen sind, seit das Lehmkalb lebte? Oder was für ein Unterschied besteht zwischen den siebzig oder achtzig Jahren, die ich leben werde, und den kommenden tausend Jahren? Dann werden sich die Leute vielleicht anders anziehen, vielleicht werden sie wie Vögel durch die Luft fliegen oder unter Wasser leben, aber in Wirklichkeit wird nie ein Unterschied zwischen mir und ihnen sein.

In der Kälte des Morgens tauchten diese Fragen den Reisenden in die glühende Hitze des Sommers, und am liebsten hätte er sich, genau wie die Eidechse, irgendwo verborgen, sich vor etwas Unbekanntem geschützt. Ihm war, als ob das weiße Kamel, das den Reisenden schon seit vielen Jahren umhertrug, etwas von der Glut in seinem Herzen bemerkte, einen Augenblick, einen kleinen Augenblick lang hielt es inne, setzte dann jedoch seinen Weg im unveränderlichen Rhythmus fort. Der Reisende, mit dem brennenden Durst von hundert Jahren Dürre, dachte: Tausenderlei Qualen habe ich erduldet, und nun ist mir noch dieses in den Weg gelegt

Ich bin die Eule. Ich, die Eule.

Ich, der beste Vogel aus allen Vögeln.

Was bin ich für ein Unglücksvogel geworden.

Allah, ich klage Sommer wie Winter. . . .

Wieder schaute er die runden weißen Wolken an, oder besser, er schaute zwischen den Wolken hindurch in den strahlend azurfarbenen Himmel, und in ihm erwuchs ein unüber-

windlicher Wunsch: Zieh dein Schwert, schlag mir in den Nacken – Schlag drauf! Schlag drauf!

Die Morgenröte, die die Farbe des Blutes angenommen hatte, kam dem Reisenden wieder vor Augen, und er dachte, einst gab es Leute, die nicht an Mohammed Resulullah glaubten, aber auch diese Leute hatte Allah erschaffen, aber warum steinigten sie Mohammed, zerbrachen ihm die Zähne, zerschlugen ihm die Lippen? Warum erhoben sie die Hände und bewarfen ihn mit Steinen, warum erstarrten ihre Arme nicht, und wie kam solch Schlechtes in ihren Sinn, warum glaubten sie nicht an den Propheten? Weil Allah das Schicksal des Propheten schon im voraus festgelegt hatte, und sagte nicht Scheich Ibrahim Alimuhtar Gazvini, möge Allah ihm Gnade erweisen, daß der größte und weiseste Satz der Welt lautet: Der beste Rat ist das Wissen Allahs.

Warum brachte Allah vor rund zweihundert Jahren die Leute dazu, daß sie den Propheten mit Steinen bewarfen, ihm die Zähne zerbrachen und die Lippen zerschlugen?

In der Kälte des frischen Morgens erschrak der Reisende über seine eigenen Gedanken, streckte, auf dem Rücken des weißen Kamels sitzend, seine Glieder und blickte zwischen den Wolken hindurch in den klaren Himmel, als verlange er von dessen Sauberkeit und Bläue Hilfe, und diesmal dachte er, wahrscheinlich ist das Recht so erhaben, so groß, daß man, um es zu verstehen, um es zu erreichen, solche Leiden ertragen muß.

Aber wozu? Ist es denn recht, durch Leid und Qualen etwas zu erreichen?

Der Reisende begriff, daß er jetzt anhalten mußte, daß er zur Sammlung seiner Kräfte ausruhen mußte, wenigstens etwas schlafen sollte, denn sonst könnte alles durcheinandergeraten, könnte sich alles auflösen.

Der Reisende konnte, aufgrund langjähriger Geschäftstätigkeit, genau und fehlerfrei rechnen, und auch jetzt rüttelte ihn sein klarer Geist, weckte ihn auf, ließ nicht zu, daß er sich

weiter mit diesen Gedanken, die sein Hirn umschlossen hatten, beschäftigte.

Der Reisende ließ das weiße Kamel anhalten, sprang herab, tat ein paar Schritte im Sand, fiel auf die Knie und schloß die Augen.

Mich schuf die Sehnsucht...

Er dachte an nichts anderes mehr, nur dieser Vers ging ihm durch den Kopf.

Mich schuf die Sehnsucht...

Der Reisende und das weiße Kamel standen sich in der endlosen Wüste genau gegenüber, und das weiße Kamel bewegte nun gleichförmig seine Kiefer, während es die großen schwarzen Augen auf den Reisenden gerichtet hatte. Der hingegen hatte die Augen geschlossen.

Mich schuf die Sehnsucht...

Der Vers verbreitete im Kopf des Reisenden eine Leichtigkeit. Dann fiel der Reisende in einen Schlummer.

Er wußte selbst nicht, ob er schlafend oder wachend war, sah jedoch die Morgenröte und die Trauer in den großen schwarzen Augen des Raben. Das Rot und das Schwarz vermengten sich, wurden zu einem dunklen rötlichen Farbton, dann kam zu dieser Farbe noch das Gelb der Wüste hinzu, und alles wurde von einem hellen Grau umfassen...

Der Reisende öffnete seine Augen, die weißen Wolken bedeckten den Himmel, der Tag hatte begonnen, und der Himmel verschmolz am Horizont mit der Wüste.

Der Reisende murmelte sein Gebet, rief Allah an, richtete sich auf, blickte umher und blieb wie angewurzelt stehen: Das weiße Kamel war verschwunden. Der Reisende erkannte sofort, daß es nicht gestohlen worden, sondern davongelaufen war, denn da waren nur die großen Kamelspuren zu sehen, die wie Stempel in den Sand gedrückt waren und sich schließlich am Horizont verloren. Der Reisende folgte eine Zeitlang der Fährte und sank beinahe bis zu den Knien in den Sand. Aber er kannte diese Gegend gut und bemerkte,

daß das weiße Kamel mitten in die Wüste gelaufen war, auf einen Weg ohne Wiederkehr. Er blieb stehen, betrachtete die Fußabdrücke in dieser grau-gelben Wüste unter der Sonne, und auf einmal war es ihm, als führe die Spur nicht mitten in die Wüste, sondern ins Jenseits, oder jedenfalls in eine andere Welt.

Auch das zweite Gebet verrichtete der Reisende in der Wüste, dann verließ er sie und erreichte am Abend das Karawanenlager vor der Stadt.

Die Gehilfen, die Knechte und die Wachleute des Reisenden erwarteten ihren Herrn schon mit Ungeduld und waren erstaunt, als sie ihn zu Fuß kommen sahen. Die abessinischen Wachleute dachten, er sei überfallen worden und man habe ihm das weiße Kamel gestohlen. Sie griffen nach ihren Schwertern, sprangen auf ihre reinrassigen Garabağ Pferde und wollten die Räuber einholen. Der Reisende stoppte sie jedoch mit einem Handzeichen.

»Das Kamel ist weg«, sagte er, kam an das Feuer, hieß die Arbeiter, die um das Feuer herumsaßen, sitzen zu bleiben und setzte sich auf die trockene Erde.

Der Schein des Feuers fiel auf das Gesicht des Reisenden, und in diesem Augenblick erglomm tiefer Kummer in seinen Augen.

Niemand wagte etwas zu sagen oder eine Frage zu stellen.

Niemand traute sich zu sprechen, aber alle blickten ihn an und dachten: Wie kommt es, daß dieser Mann, der ungeachtet seiner Strenge, manchmal auch seiner Grausamkeit, den Namen Valijjünne'ma erhielt, der unzähliges Geschmeide, Gold, hundert Kamelladungen voller Handelsgüter, kräftige Söhne und Schwiegersöhne hatte, wegen eines verlorenen Kamels – wenn es auch ein besonderes Kamel war – in ein Meer der Traurigkeit gestürzt wurde?

Alles wurde von Dunkelheit umschlossen, der Schatten dieses tiefen Leids jedoch verschwand nicht aus den Augen des Reisenden. Natürlich wußte keiner der Leute, die in

dieser Nacht um das Feuer herumsaßen, daß dieses tiefe Leid dem Leid in den Augen des Raben gleich.

Alle dachten, daß der Reisende wegen seines weißen Kamels so traurig war.

Es kam niemandem in den Sinn, daß der Reisende bei sich dachte: Ach, wär ich doch nur zusammen mit dem weißen Kamel fortgegangen.

6

Meine Mutter sagte oft, daß das, was auf der Stirn geschrieben stehe, auch eintreten würde, und ich überlegte angestrengt, was denn wohl auf meiner Stirn geschrieben stand? Was ich werden sollte? Wie ich leben sollte? Sollte ich auch einmal Vater werden und Kinder haben? Wird einmal eine Zeit kommen, in der meine Haare ergraut sein werden?

Es gab schöne Tage...

Einmal spielten wir Fußball auf unserem Hof, und als ich den Ball trat, traf er Molla Esedulla, der gerade vorbeiging, am Arm. Molla Esedulla geriet in großen Zorn und schrie mich an, während er seinen Ärmel sauberklopfte: »He, *Tüllab*«, rief er, »hast du keine Augen im Kopf, siehst du denn noch nicht einmal jemanden, der so groß ist wie ich?«

Tüllab war in unserem Viertel ein Schimpfwort. Allerdings wußte ich nicht genau, was es bedeutete. Zwar war mir klar, daß es kein unanständiges Wort sein konnte, weil es Molla Esedulla dann nie über die Lippen gebracht hätte.

Abends fragte ich meinen Vater: »Was heißt *Tüllab*?«

»Das ist doch ein Schimpfwort aus eurem Viertel...« Weil sich mein Vater fremd fühlte, nannte er das Viertel, in dem er schon seit Jahren lebte, »euer Viertel«.

»Was hast du wieder angestellt, wer hat dich beschimpft?«
Ich sagte jedoch nichts, und am folgenden Tag, als wir uns

wieder um Balakerim versammelten, fragte ich: »Du weißt es doch, was heißt *Tüllab*?«

Balakerim gab mir eine Erklärung, die mich gleichzeitig erfreute und erstaunte: »*Tüllab* heißt auf arabisch ›Student‹.«

Alle Kinder aus unserem Viertel wollten, wenn sie einmal groß waren, Fahrer werden. Auch ich hatte diesen Wunsch, wie Cefer, Adil, Abdülali, Cebrayil (später auch wie Ağarahim) einen »Polutorka« zu fahren und ihn gut sichtbar vor unserem Hof abzustellen.

Meine Mutter hätte mir auch sicherlich Zierspitzen für die seitlichen Fenster gehäkelt. Seit mir Balakerim jedoch die Bedeutung des Wortes *Tüllab* erklärt hatte, erfüllte mich mit einem Mal die Hoffnung, irgendwann einmal ein »Student« wie Koca zu werden, und ich entsann mich der Worte, die er mir gesagt hatte, nachdem er sich eine von mir frei erfundene Geschichte angehört hatte: »Was sind schon solche wie Ibrahim neben dir. Alekber, du wirst Schriftsteller, wirst Bücher schreiben!«

Damals war dies so ungewöhnlich, so wunderlich für mich, daß ich nicht wußte, ob ich mich wirklich freuen sollte. Nach Kocas Lob erinnerte ich mich zudem an den Dichter Settar Masum, und die Furcht, einmal wie er verraten und verkauft zu werden, lastete wie eine Faust auf meinem Herzen.

Wir hatten zu Hause ein paar Bücher, die ich als kleines Kind zerrissen hatte. Ein Teil der Seiten fehlte. Ich ging nach Hause und legte die Bücher sorgfältig in die Truhe meiner Mutter, weil ich wachsen, Student werden und später als Schriftsteller die verlorenen Seiten dieser Bücher neu schreiben wollte.

Es gab schöne Tage...

Bis vor kurzem standen diese Bücher noch in einem der Bücherregale in meinem Haus, die verlorenen Seiten hatte ich jedoch nicht neu schreiben können. Eines Tages fehlten die Bücher im Regal, und es wurde mir klar, daß die Kinder

sie, zusammen mit den alten Zeitungen und Zeitschriften, bei der letzten Altpapiersammlung fortgeschafft hatten.

Den Kindern sagte ich nichts.

Wozu hätte es eines Wortes bedurft, und was hätte es ausrichten können?

7

Sobald wir etwas Kleingeld in unseren Händen hatten, liefen wir zu Meyrankulu Emi, um Harzkaugummi zu kaufen oder rote Lutscher in der Form kleiner Hähnchen oder die kleinen Trommeln, an deren Schnur ein Bleikügelchen befestigt war. Meyrankulu Emi begrüßte uns in scherzhaft klagendem Ton: »Seid ihr schon wieder da? Ich weiß wirklich nicht, wo ich mich vor euch verstecken soll!« Als würde ihn jemand dazu zwingen, Trommeln zu bauen, Lutscher zu kochen und sie uns dann zu verkaufen. (In dieser Beziehung war Ziba Hala anders.

Sie lachte freundlich und pries ihre Sonnenblumenkerne: »Ausgezeichnete Sonnenblumenkerne, beim Propheten, das sind die besten! Kauft und laßt sie euch schmecken!« Und wenn wir auch manchmal kein Geld hatten, so schüttete sie uns ein halbes Glas voll umsonst in die Taschen.) Wir hatten uns jedoch an das Gerede von Meyrankulu Emi gewöhnt, kauften und verzehrten Kaugummi oder Lutscher, oder wir versammelten uns unter dem Maulbeerbaum und spielten mit der Trommel.

Die Tür von Meyrankulu Emis Laden lag direkt an der Straße, und wenn es nicht gerade stürmte oder regnete, saß Meyrankulu Emi zu jeder Jahreszeit vor der Tür, baute das kleine Holztischchen, das er selbst gezimmert hatte, vor sich auf und ordnete sorgfältig die Lutscher, die Trommeln, kleine hölzerne Figürchen und den Glasbehälter mit den Kaugum-

mis aus Fichtenharz. Meyrankulu Emi betrachtete aufmerksam und vor sich hin murmelnd die Münzen, die er von uns erhielt (als ob wir ihn hereinlegen wollten oder Falschmünzer wären), dann steckte er sie in die Tasche seines gesteppten Mantels, den er im Winter trug, oder im Sommer in die Tasche seines braunen Hemdes; Harzgummis für zwei Şahi, Lutscher für drei Şahi, ein Abbasi für das Trömmelchen, für die Holzfiguren fünf Şahi und für sechs Şahi eine Metallfigur.

Meyrankulu Emi hatte einen Sohn namens Ibrahim, und das ganze Viertel wußte, daß er sich den ganzen Tag abplagte, damit sich Ibrahim, der nach sechs Töchtern geboren wurde, gut anziehen konnte und außer Gedichte zu schreiben, nichts zu tun brauchte. Ibrahim war ein Dichter, und zwei seiner Verse waren bei den jungen Burschen unseres Viertels geläufige Worte:

*Als sich der Himmel den Kragen öffnete, sah man den Mond.
Als du dir den Kragen öffnest, sah man die Sonne.*

Balakerim behauptete, Ibrahim habe das Gedicht gestohlen, denn eigentlich habe Annsiravan Pađşah diese Verse gesprochen, als er auf dem weißen Kamel reitend Fahranda Hanim gesehen habe. Andere erzählten sich, daß Meyrankulu Emi Ibrahims Gedichte gesammelt und sie Settar Masum gezeigt habe. Settar Masum habe immer schon den Schluß der Gedichte gewußt, weil Ibrahim von bekannten Dichtern abgeschrieben hatte. Aber Geld schien Ibrahim nicht zu stehlen und auch keine Kleidung. Das Stehlen von Gedichten war dagegen eine ganz gute Arbeit. Dann erzählten sich die Leute, Ibrahim habe das Gedicht für Şövkət geschrieben (oder von ihm gestohlen).

Meyrankulu Emi verkaufte nicht nur allerlei skurrile Dinge, sondern tätowierte früher auch heimlich gegen Bezahlung die jungen Burschen unseres Viertels. Er hörte damit auf, nachdem einmal Hanim Hala gekommen war und ihn vor allen Leuten der Gegend lächerlich gemacht hatte: »Warum

stirbst du nicht, Meyrankulu, beim Grab deines Vaters, wenn ich noch einmal sehe, höre oder davon erfahre, daß du jemandem etwas auf die Hand oder den Arm geschrieben oder das Bild einer Frau gemacht hast, dann stirb, und wenn ich dich dann nicht am Kragen packe und der Miliz übergebe, dann bin ich nicht die Tochter meines Vaters!« Natürlich wußte Meyrankulu Emi nur zu gut, daß Hanim Hala alles zuzutrauen war, und während er ihre großen Männerhände betrachtete, kam er zu dem Schluß, sich fortan nicht mehr mit Tätowierungen zu beschäftigen, sondern nur noch seinen Krimskrams zu verkaufen, um seinen einzigen Sohn Ibrahim zu versorgen.

Die Leute erzählten sich, daß Hanim Hala bei einem ihrer Söhne eine Tätowierung gesehen habe, die ein Wesen halb Fisch, halb Frau darstellte. Darüber habe sie sich schrecklich aufgeregt. Wir wußten davon nichts, aber Cefer, Adil, Abdülali, Cebrayil und Aġarahim hatten sich ihr Geburtsjahr auf die Hand tätowieren lassen: Auf Cefers Hand stand 1915, auf Adils Hand 1917, bei Abdülali 1919, bei Cebrayil 1923, auf der Hand von Aġarahim stand 1925. Nur Kocas Hand war nicht tätowiert. Allerdings, so erzählte man, habe er sich irgendwo an seinem Körper den Namen Adiles einritzen lassen, aber niemand hatte es gesehen. Koca war auch kein Lastwagenfahrer, trotzdem mochte ich ihn von allen aus unserem Viertel am liebsten.

Manchmal standen vier Lastwagen hintereinander vor unserem Hof: Es waren die Fahrzeuge von Cefer, Adil, Abdülali und Cebrayil. Aġarahim war damals noch in der Ausbildung, und wenn er manchmal sein Schulfahrzeug vor unserem Hof parkte, standen sogar fünf Fahrzeuge hintereinander. Bisweilen ging Hanim Hala, nachdem sie ihren Söhnen das Mittagessen vorgesetzt hatte, auf die Straße und betrachtete die hintereinander parkenden Fahrzeuge, daß man beinahe annehmen konnte, sie verwechsle die Lastwagen mit ihren eigenen Söhnen.

Hanim Halas Ehemann war schon vor meiner Geburt gestorben, aber mir scheint es, als ob sich ihre Familie nie verändert habe.

Adil, Abdülali und auch Cebrayil führen einen »Polutor-ka«, und wir alle waren stolz auf den nagelneuen »GAZ-AA«. Cefer fuhr einen Bus, und auch dieser »ZIS-16« war brandneu. Wenn Cefer uns, die Kinder des Viertels, in seinem Bus in die weiter entfernten Viertel mitnahm, dann wurden wir zu den glücklichsten Menschen der Welt, und wenn die Kinder aus den anderen Vierteln uns neidvoll nachblickten, hoben wir unsere Köpfe und glaubten, die wahren Besitzer des Busses zu sein.

Koca jedenfalls hatte kein Fahrzeug, aber ich mochte ihn am allermeisten. Auch Koca zeigte mir seine Zuneigung, und einmal, nachdem er meine erfundene Geschichte gehört hatte, sprach er jene Worte zu mir, die ich niemals vergessen werde: »Die sind doch nichts, diese Ibrahims, aber du wirst ein Schriftsteller, wirst Bücher schreiben!«

Später, als ich die Bedeutung des Wortes *Tüllab* erfahren hatte, übte dies, zusammen mit Kocas Prophezeiung, eine derart große Wirkung auf mich aus, daß ich manchmal nicht einschlafen konnte. Mein Herz klopfte vor Aufregung und Begeisterung. Natürlich wußte ich nicht genau, was es bedeutete, Schriftsteller zu sein, aber mein Herz hatte sich mit Vorfreude gefüllt, und in diesen Nächten, in denen ich nicht einschlafen konnte, war ich beinahe stolz auf meine Zukunft, stolz wie auf die Fahrzeuge von Cefer, Adil, Abdülali und Cebrayil.

Eines Tages sagte Koca zu mir: »Willst du in den Zirkus gehen?«

Ich traute meinen Ohren nicht. In meinem siebenjährigen Leben war ich noch nie in einem Theater oder in einem Zirkus gewesen. Nur ein einziges Mal sah ich im Kino einen Film. Ich verstand, daß mir ein großes Erlebnis bevorstand, bunte Farben tanzten vor meinen Augen: Rot floß ins Grün,

Grün vermengte sich mit Blau, Blau mischte sich mit Gelb, Gelb verlief ins Orangefarbene. Ich wußte, daß dies die Farben des Glücks waren, das mir bevorstand. Ich wartete auf einen Festtag, einen Festtag, der von unserem kleinen Zimmer, von unserer kleinen Küche, die in der Nacht nach dem Gasofen roch, von unserem Garten, unserem Hof und unserer Straße noch weit entfernt war, aber wie fern er auch sein mochte, eines Tages würde er mich finden.

Eines Tages sagte Koca: »Morgen gehen wir zusammen in den Zirkus.«

Meine Mutter freute sich mit mir (auch sie hatte noch nie einen Zirkus gesehen). Mittags trocknete sie mein eilig gewaschenes Hemd über dem Herd, bügelte meine Hose und stopfte die Fersen der Socken. Am Abend steckte sie mir zwei Abbasi in die Tasche, damit ich mir im Zirkus Bonbons und Limonade kaufen könne, und schickte mich zusammen mit Koca los.

Wir saßen in der siebten Reihe. Die Vorstellung hatte noch nicht angefangen. Allmählich füllten sich die Plätze, und ich war stolz, zwischen all diesen Leuten zu sein. Ich verspürte eine unbändige Freude und Begeisterung, wie ich sie noch nie zuvor empfunden hatte, und wünschte mir inständig, daß auch meine Eltern hier wären und das gleiche Glücksgefühl verspürten.

Noch nie in meinem Leben war ich mit so vielen Menschen zusammen gewesen, und es war, als führte mich die Zirkuskuppel, mit all den Seilen, Leitern, Vorhängen und Lichtern, in jene verzauberte Welt, von der uns Balakerim erzählte: Mir schien, als sei dies alles nicht wirklich, sondern ein Traum oder eine Welt, von der ich gehört hatte und die mir nun vor Augen erschien. Es stimmt wohl, ich war stolz, zwischen all den Menschen zu sein, aber ich war auch stolz, zu Koca zu gehören. Mir gefiel, wenn die Vorübergehenden zuerst Koca und dann mich anschauten. Der intensive Geruch nach Pferden und Sägespänen steigerte noch meine Erregung.

Koca war der erste aus unserem Viertel, der studierte und Arzt werden wollte. Zwar fuhr er keinen nagelneuen »Polu-torka«, den er – unter den Blicken der Mädchen, die verstoßen an den Fenstern standen – vor unserem Hof parken konnte, aber die dicken Bücher, die er unterm Arm trug, machten auf die Leute unserer Gegend (natürlich auch auf die verstoßen schauenden Mädchen) kaum weniger Eindruck als die Fahrzeuge von Cefer, Adil, Abdülali, Cebrayil (und später auch Ağarahim). Und wenn uns unsere Mütter belehrten, dann sagten sie: »Seht euch Koca an! Seid fleißig und geht in die Bibliotheken, damit ihr so klug wie Koca werdet!« Sogar Muhtar grüßte Koca, wenn er aus seinem schwarzen »Emadin«-Dienstwagen ausstieg und nach Hause ging.

An jenem Abend, als ich voller Stolz den magischen Geruch einatmete, der von der Manege heraufdrang, und auf den Beginn der Vorstellung wartete (eigentlich hatte für mich die Vorstellung schon in dem Moment begonnen, in dem ich das Zirkuszelt betreten hatte), erkannte ich plötzlich Adile. Sie war zusammen mit einem Mädchen gekommen. Kritisch die Eintrittskarten mustern, suchten sie nach ihren Plätzen. Adile suchte mit den Augen die oberen Reihen ab, setzte sich jedoch schnell, als sie uns erkannte.

Freudig wollte ich Koca auf Adile aufmerksam machen, aber er hatte sie schon gesehen und blickte verstoßen in ihre Richtung. Mit einem Mal wurde ich wütend und nahm mich mit aller Kraft zusammen, um nicht zu weinen. Mir war blitzartig klargeworden, daß wir nicht in den Zirkus gegangen waren, weil Koca mich gern hatte, sondern weil er Adile sehen wollte. Er dachte wohl, weil ich noch klein war, würde ich nichts merken.

Von dem vorherigen Glück und der Freude war nichts mehr übriggeblieben. Ich wollte aufspringen und weinend hinauslaufen. Koca wandte seinen Blick von Adile und sah mich lächelnd an. Ich sah seine blendend weißen Zähne, und ich fürchtete plötzlich, daß auch Koca einmal sterben könnte,

und dieses Gefühl ließ es nicht zu, aufzustehen und weinend davonzulaufen.

Weshalb ich auf diesen Gedanken kam, hatte einen besonderen Grund. Eines Tages hatte mich wieder einmal Hanim Hala gerufen: »Alekber, komm doch einmal zu mir! Ich bekomme den Faden wieder nicht durch das verdammte Nadelöhr!« Ich eilte hinauf, nahm ihr, die gerade einen Haufen Hemden und Socken bügelte und ausbesserte, die Nadel ab, fädelt den Faden ein und wollte zurück in den Hof laufen, um zu spielen. In diesem Augenblick verfang sich jedoch mein Blick an dem Schreibtisch, der in der Ecke des verglasten Balkons stand. Es war Kocas Schreibtisch, der einzige in den Häusern unseres Viertels. Neben den verschiedensten Heften und Büchern lagen große schneeweiße Knochen darauf. Ich fragte Hanim Hala, was denn das für Knochen seien. Sie antwortete, es seien Menschenknochen. Mir war, als hätte ich Hanim Hala nicht recht verstanden und wiederholte meine Frage. Aber sie antwortete erneut, es seien Menschenknochen. Koca bringe diese Knochen mit und lerne in der Nacht. Grauen ergriff mich, und mit zitternden Knien verließ ich das Haus. Noch einige Tage danach trug ich an dieser Angst. Ich erzählte niemandem etwas davon, weil ich Koca sehr mochte und nicht wollte, daß die Kinder schlecht von ihm dachten, aber ich erschauerte, wenn ich ihn sah. Die Bleichheit der großen Menschenknochen hatte ich noch deutlich vor Augen. So vergingen die Tage, und schließlich war Kocas Lächeln wieder so sanft und so warm wie immer, daß es die Kälte der schneeweißen Menschenknochen langsam aus meinem Herzen vertrieb.

Aber jetzt, als Koca lächelte und ich seine strahlend weißen Zähne sah, kamen mir wieder die großen Menschenknochen in den Sinn.

Koca flüsterte mir ins Ohr: »Wir sind Freunde, oder?« Ich nickte. Dann sagte er: »Wir verstehen uns doch und hüten unser Geheimnis, oder?«

Wieder nickte ich stumm.

Die Vorstellung begann, aber ich konnte nicht meine Gedanken sammeln, weil die großen Menschenknochen nicht vor meinen Augen verschwanden. Ich fürchtete, daß irgendwann einmal auch Kocas Knochen auf einem Schreibtisch bleichen sollten. Dann sah ich zu Adile. Eine Seite ihres Gesichtes war zu sehen. Sie blickte aufmerksam in die kleine Manege, doch ich spürte, daß sie mit ihren Gedanken bei Koca war.

Die versteckten Blicke zwischen den beiden ließen mich, weshalb auch immer, an das weiße Kamel denken. Es war mir, als rücke das weiße Kamel immer näher heran und werde dann vor Adiles Tür schlafen. Ich sah sie wieder an, fürchtete mich vor den Gedanken, die mir kamen, und vergaß meine Eifersucht, weil ich mich auch vor Adiles Tod fürchtete.

Ich hörte von allen in unserem Viertel, daß Adile das schönste Mädchen weit und breit sei, und an jenem Zirkustag, als ich von meinem Platz aus Adile betrachtete, begann ich die Worte meiner Mutter, der Kinder, der anderen Frauen zu verstehen. Das eigenartigste war jedoch, daß mir die schwarzen Augen Adiles und ihr helles Gesicht vertraut erschienen. Ihre langen, dicken, kastanienfarbenen Zöpfe fielen bis zu den Kniekehlen herab, und die jungen Burschen aus den Nachbarvierteln nannten sie »das Mädchen mit dem Haar«. Untereinander nannten sie sogar unser Viertel »das Viertel des Mädchens mit dem Haar«.

In der Mitte der Manege sprangen Akrobaten in feurig glänzenden Kostümen umher und ließen die verschiedensten Gegenstände durch die Luft wirbeln. Ich blickte jedoch immer wieder Adile an und fragte mich, warum Hanim Hala so gar keinen Sinn für dieses schöne Mädchen mit den kastanienfarbenen Zöpfen hatte.

Wenn ich mit meiner Mutter in das Hamam oder einkaufen ging, oder wenn sich die Frauen bei uns trafen, erfuhr

ich, daß Hanim Hala einen Bruder namens Abuzer hatte. Dieser Abuzer verliebte sich in Adiles Mutter Fatma Hala. Ihr gefiel er jedoch nicht, und sie heiratete den Mützenmacher Abülfet. Safura Hala sprach, während sie den Rücken meiner Mutter wusch: »Arme Fatma, sie dachte, sie hätte es gut getroffen. Abuzer gefiel ihr nicht, und sie heiratete Abülfet. Was soll der arme Abülfet nun machen? Tag und Nacht näht er Mützen, um so die armen Mädchen durchzubringen.«

Fatma Hala und Abülfet Emi hatten außer Adile noch vier weitere Töchter, die jedoch bereits verheiratet waren. Einer der Schwiegersöhne hatte jemanden erstochen und saß im Gefängnis, ein anderer war schon seit vielen Jahren bettlägerig, die beiden anderen konnten sich auch kaum durchschlagen. Zusammen mit ihren vielen Kindern sahen die Töchter auf die freigebigen Hände des Mützenmachers Abülfet. »Bei Allah, ich, Safura, habe bis heute noch kein Mädchen von der Schönheit Adiles gesehen, möge sie glücklich sein! Verstand, den hat sie! Ehre, die hat sie! Mit dem Doktorsohn von Hanim Hala sind sie wie Leyli und Mecnun!« Firuze Hala, die mit einer Kupferschale heißes Wasser schöpfte, sich über den Kopf goß und den Seifenschaum wegspülte, sagte: »He ihr, wißt ihr nicht, daß Hanim rachsüchtig wie ein Kamel ist? Würde sie es zulassen, daß ihr Sohn die Tochter Fatmas als Braut nach Hause bringt? Das werdet ihr nie erleben!« Meşedihanim Hala sagte, während sie Wasser schöpfte: »Sie fragten: ›O Mecnun, Leyli ist doch eine rabenschwarze Hexe, was findest du an ihr, daß du dich in sie verliebt hast?‹ Und wißt ihr, was Mecnun antwortete? Mecnun sagte: ›Ihr solltet Leyli mit meinen Augen sehen!‹ Abuzer war ein stattlicher Mann, Allah möge ihm Gesundheit schenken, ein hübscher Junge wie Koca. Was war schon dabei, wenn die Augen der armen Fatma Abülfet erwählt haben und nicht Abuzer. Das Geschehene ist geschehen, das Vergangene vergangen. Was will Hanim noch von dem armen Kind? Schaut, wenn ich auch sterben sollte, ihr werdet es noch erleben, wer

auch immer zu den Söhnen Hanims geht, der ist arm dran! In Hanim schlägt das Herz eines Henkers!« Meşedihanim Hala war wie immer ins Fettnäpfchen getreten, und diesmal sprach meine Mutter, während sie Safura Halas Rücken abbürstete: »Bei Allah, ein weicheres Herz als Hanims existiert nicht! Ihr kennt sie nur nicht.« Damals stellte ich mir den dicken kahlköpfigen Abülfet Emi vor und war sehr verwundert, wie man ihn wohl mit den Augen Mecnuns betrachten konnte.

Wenn Hanim Hala anwesend war, dann redeten natürlich Safura Hala, Firuze Hala und besonders Meşedihanim Hala nicht so daher. Und selbst wenn sie nicht da war, blickten die Frauen manchmal zur Tür.

Abuzer war schon vor langem an Tuberkulose gestorben. Ich sah ihn nur auf einem Foto. Aber den Tag, an dem ich dieses Bild zum ersten Mal gesehen habe, werde ich nie vergessen. Ich bemerkte nämlich, wie Hanim Hala zwei Tränen die Wangen hinunterließen. Die Frauen unseres Viertels hatten nahe am Wasser gebaut, und wenn sie eine schlechte Nachricht erhielten, knickten sie ein und weinten. Nur Hanim Hala hatte ich noch nie weinen gesehen. Mein Vater hatte an jenem Tag Salzfisch aus Rostow mitgebracht. Meine Mutter bedankte sich dafür mit den Worten: »Möge auch dein Mund süß sein, Ağakerim, teurer Mann, als wären es echte Enzeli-Fische!« Sie gab mir einen davon und schickte mich zu Hanim Hala.

Ich stieg über die Holzterasse nach oben, trat durch den Balkon ein und ging in die Stube. Hanim Hala, die sonst immer auf dem Balkon saß, fand ich weinend vor Abuzers Bild. »Ist das Koca?« fragte ich. »Nein, das ist sein Onkel, Abuzer, dessen Wunsch nicht erfüllt wurde, er starb an Tuberkulose; Koca, Allah möge ihm ein langes Leben schenken, ähnelt ihm sehr.«

Hanim Hala grüßte weder den Mützenmacher Abülfet Emi noch Fatma Hala, noch ihre Töchter. Wir wußten alle, daß

sie diese Leute nicht sehen wollte. Die arme Fatma Hala war ständig auf der Hut und wagte sich kaum ins Hamam, weil dort plötzlich auch Hanim Hala auftauchen konnte. Sie lebte voller Furcht in unserem Viertel.

Adile hatte ihren Blick auf die kleine Manege gerichtet, aber ich fühlte, daß sie in Gedanken bei Koca war. Im Viertel wußten alle, daß sich die beiden liebten. Diese endlosen Gespräche darüber, die meine Freunde und ich begierig anhörten. Ihre Liebe hatte eben etwas von dem Geheimnis des Verbotenen. Für uns Kinder gab es sogar eine gewisse Nähe zwischen Balakerims wunderlichen Erzählungen sowie Kocas und Adiles verbotener Liebe. Wenn wir uns am Abend um Balakerim versammelten und in dieser Angelegenheit ein Wort fiel, entschied Balakerim: »Das ist die Geschichte von Romeo und Julia. Auch dort wollten die Eltern nicht zulassen, daß sie heirateten, und beide starben. Dann bereuten ihre Eltern das Geschehene, aber ein nach hinten geworfener Stein trifft meist die Ferse. Die Reue kam zu spät.«

An jenem Tag im Zirkus war ich zwar zornig, aber als ich Adiles kastanienfarbene Haare sah, die im Schein der vielen Lichter glänzten, und Kocas Nähe neben mir spürte, wünschte ich mit jeder Faser meiner Existenz, daß sie nicht sterben sollten.

Ich war ganz verwirrt, ohne genau zu wissen, warum. Ich schaute gedankenverloren in die Manege, aber schon bald schaute ich unwillkürlich wieder zu Adile. Außer dieser Unruhe bemächtigten sich meiner Gefühle, die ich nicht recht deuten konnte. Ich war mir nicht einmal sicher, ob ich mich freute oder litt. Wieder flüsterte mir Koca ins Ohr: »Wir sind Freunde, was?«

Ich nickte.

Dann zog er ein dreieckig gefaltetes Papier aus seiner Innentasche und flüsterte: »Gib es ihr, gleich ist Pause.«

Als ich den Brief in der Hand hielt, war mir, als ströme eine liebkosende Weichheit durch meinen Körper. Es schien,

als verbinde mich der geheimnisvolle Brief, den ich in der Hand hielt, noch fester mit Koca und Adile, als seien wir alle zum Leben erwachte Figuren aus den verzauberten Geschichten Balakerims.

Die Pause begann, und Adile stand zusammen mit dem Mädchen an ihrer Seite auf und verließ den Saal. Ich bemerkte, wie sie alle Kraft zusammennahm, nicht zu uns zu sehen, und bekam plötzlich Mitleid mir ihr, so daß sich sogar meine Augen mit Tränen füllten.

Koca sah mich verwundert an: »Was ist mit dir?«

»Nichts«, sagte ich eilig und lächelte.

Dann stand ich auf und folgte Adile und ihrer Freundin.

Natürlich durften sich Koca und Adile nicht zwischen all diesen Leuten treffen. Ich lief umher und suchte Adile, und mit wachsender Unruhe dachte ich daran, was wohl wäre, wenn ich sie bis zum Ende der Pause nicht fände.

Plötzlich hörte ich, wie jemand zwischen all diesen fremden Menschen meinen Namen rief. Ich blieb verwundert stehen und entdeckte neben dem Büffet Adile mit ihrer Freundin.

Adile kannte mich natürlich, wußte, daß ich ein Kind aus dem Viertel war, aber mich gerufen oder mit mir gesprochen hatte sie noch nie. Daß sie meinen Namen wußte, freute mich sehr.

Ich näherte mich ihnen, während mein Herz immer heftiger schlug und meine Zunge trocken wurde. Ich wußte nicht, was ich tun sollte. Aber Adile und auch das Mädchen an ihrer Seite hatten nur Augen für den Brief, den ich in der Hand hielt.

Adile fragte: »Wie geht es dir, Alekber?«

Ihre Stimme war so weich und sanft, als ob sie direkt von einem der Geschöpfe aus den verzauberten Geschichten käme.

Ich sammelte all meine Kraft und erwiderte: »Es geht mir gut.«

Stille senkte sich herab.

Die Menschen, die an uns vorübergingen, schauten bisweilen mit Neugier zu Adile, und wegen des Ausdrucks in ihren Augen, besonders der jungen Burschen, war ich stolz auf Adile, auf Koca und das Verhältnis zwischen ihnen und schließlich auch darauf, ein Teil dieser Beziehung zu sein.

Ich war mir nicht sicher, ob ich den Brief in Gegenwart ihrer Freundin übergeben sollte und ob ich erwähnen sollte, von wem er kam. Allmählich errötete Adile, und an diesem Sommerabend wußte sie wahrscheinlich selbst nicht, wie sie sich verhalten sollte. Das Mädchen neben ihr lächelte plötzlich. »Adile und ich sind wie Schwestern, wir haben keine Geheimnisse voreinander.«

Da wiederholte Adile schnell: »Ja, Tamara und ich sind wie Schwestern, wir haben keine Geheimnisse voreinander!«

8

Eines Tages ging ich zum Einkaufen auf einen Markt. Vor mir stand eine alte Frau und suchte Granatäpfel aus. Sie prüfte jede einzelne Frucht mit den Fingern, bevor sie sie auf die Waagschale legte.

Der junge Verkäufer, dem eine große »Aerodrom«-Mütze über die Augen hing, erhob Einspruch: »So geht das doch nicht, Baci! Du sortierst die besten für dich aus, aber wer soll die anderen kaufen?«

Die alte Frau erwiderte: »Ich habe einen Kranken zu Hause. Für ihn müssen es gute Granatäpfel sein.«

»Dann nimm doch hier die teuren, das Kilo für drei Manat!«

»Du hast doch selbst gesagt, daß das Kilo zwei Manat und fünfzig Kopeken kostet.«

»Aber ich habe doch nicht gesagt, daß du jeden einzeln aussuchen kannst, Baci.«

Es war ein klirrend kalter Wintertag. Die alte Frau trug einen dunkelblauen alten Mantel, in den sie kaum hineinpaßte. Sie hatte ein faltiges Gesicht und wäßrige Augen. Ihre weißen Haare lugten unter einer blauen Mütze hervor. Abgearbeitete Hände ließen ahnen, daß sie wohl von morgens bis abends in der Küche arbeitete. Plötzlich erkannte ich sie. Zwischen dieser alten Frau und Tamara, die ich in all den Jahren nur noch einmal auf dem Friedhof gesehen hatte, bestand nicht die geringste Ähnlichkeit, trotzdem waren sie ein und dieselbe Person.

Ich hielt mich mit Mühe zurück, ihr nicht die Hände zu schütteln, nicht zu fragen, wo dieses Lächeln, an das ich mich erinnerte, geblieben war, ob sie sich an den kleinen Alekber erinnere, der an jenem fernen Sommerabend im Zirkus neben dem Büffet ihr gegenübergestanden hatte.

Der Junge, der die Granatäpfel verkaufte, fuhr fort, sich zu beschweren: »So geht das nicht, Baci, bei Allah, so geht das doch nicht!« Sie antwortete: »Ich habe einen Kranken, Gardaş, sonst würde ich nicht so wählerisch sein.«

»Dann zahlst du eben drei Manat!«

»Wieso? Du hast doch eben gesagt, daß sie zwei Manat fünfzig Kopeken kosten!«

»Für zwei Manat fünfzig Kopeken kannst du sie aber nicht aussuchen. Sieh doch mal ein, Baci, wer soll denn die übriggebliebenen kaufen?«

»Ich kaufe sie«, sagte ich, »den Rest kannst du mir einpacken.«

Die alte Frau drehte sich um, schaute mich dankbar an, erkannte mich jedoch nicht.

»Das Geld ist nicht so wichtig«, sagte sie, »ich möchte nur, daß es gute Granatäpfel sind.«

Dann packte sie die Früchte in einen ledernen Beutel, bezahlte und ging davon.

Diese Begegnung, die Dankbarkeit der alten Frau, brachte mich in große Bedrängnis.

An dem Sommerabend im Zirkus stand ich neben dem Büffet und reichte Adile den Brief. Sie nahm ihn sofort, öffnete ihr Handtäschchen und legte ihn hinein. Tamara starrte so angestrengt auf das Täschchen, daß es aussah, als wolle sie Kocas Brief durch die Tasche hindurch lesen. Dann entnahm Adile ihrer Tasche einen anderen Brief und zwei Schokoladenbonbons und übergab mir die Bonbons. »Nimm Alekber, die sind für dich.«

Ich musterte die beiden Schokoladenbonbons in Adiles Hand. Sie waren in bunt schillerndes Papier gewickelt, und ich zweifelte, ob ich sie annehmen sollte. Wenn ich später an diesen Moment dachte, erschienen mir jedoch nicht die Bonbons, sondern Adiles schöne Hände anziehend.

Adile sagte mit weicher Stimme: »Nimm, Alekber, laß deinen Mund etwas Süßes schmecken. Dein Herz soll sich daran erfreuen.« Nach diesen Worten nahm ich die beiden Bonbons. Dann streckte mir Adile den Brief entgegen: »Und den hier, den gib ihm, Alekber.«

Ich stand ihr mit dem Brief in der Hand gegenüber, konnte mich jedoch nicht abwenden und gehen. Vielleicht schämte ich mich, vielleicht war es die Aufregung, die Fülle der Eindrücke. Ich weiß es nicht. Ich hatte meinen Kopf gesenkt, so daß ich nur ihre Füße und die Spitzen ihrer langen, dicken, kastanienfarbenen Zöpfe sah. Dann fiel mir Şövket ein. Natürlich verstand ich, daß Adile und Şövket grundverschiedene Menschen waren, aber jetzt spürte ich, daß das, was Şövket an sich hatte, auch bei Adile war. Ich wußte nicht, was dieses »Etwas« war, aber jeder sprach schlecht von Şövket, und in diesem Augenblick, in dem ich Adile gegenüberstand, wollte ich nicht, daß dieses »Etwas« auch an Adile sein sollte.

Als ich zurückkehrte, saß Koca an seinem Platz. Ich überreichte ihm den Brief, den mir Adile gegeben hatte. Er nahm ihn hastig, steckte ihn jedoch nicht in die Tasche, sondern öffnete ihn und begann noch im selben Augenblick zu lesen.

Das war im Sommer des Jahres 1941, und ich sollte erst im Herbst in die erste Klasse kommen. Die Buchstaben hatte ich jedoch schon lange gelernt und konnte relativ flüssig lesen. Koca hielt sich Adiles Brief, der auf kariertem Heftpapier geschrieben war, vor die Augen. Ich sammelte meine ganze Konzentration und begann die Rückseite, also den Teil, den ich sehen konnte, zu lesen, vermochte jedoch nur mühsam eine vierzeilige Strophe zu entziffern:

*Brief, dir geb ich einen Namen,
vertraue dich der Post an,
erreichst du Koca nicht,
dann wisse, daß ich die Welt zerstöre.*

Natürlich wünschte ich mir, daß dort anstatt »Post« mein Name gestanden hätte.

Als Koca die karierte Schulheftseite wendete, sammelte ich erneut all meine Aufmerksamkeit und versuchte den Anfang des Briefes zu lesen:

*Ein lieber Brief
Ich wünsche mir, daß du mehr Freiheit hättest als die
Vögel, die hoch am Himmel die Flügel ausbreiten.
Geliebter, nach diesem Wunsch schicke ich dir einen Gruß
voller Rosenduft, den ich im allertiefsten Winkel meines
Herzens gehegt habe.*

Den Rest konnte ich nicht lesen, weil Koca den Brief sorgfältig zusammenfaltete und in die Brusttasche steckte.

Die Pause war vorüber, der zweite Teil der Vorstellung hatte begonnen, und nach diesen schönen Worten ein lieber Brief, mit dem sorgfältig gezogenen roten Zickzackstrich darunter, war die leuchtende Zirkusfreude meines Herzens

wieder zurückgekehrt, stärker und begeisterter als zuvor, und ich sah lachend und vollkommen sorglos, in einer schwebenden Leichtigkeit gefangen, in die Manege. Es schien mir, als mische sich in den Geruch der Sägespäne und der Pferde, der von der Manege heraufdrang, auch Rosenduft.

Zwei Clowns unterhielten sich miteinander. Der eine hatte eine große rote Nase, die Hose des anderen reichte gerade bis zu seinen Knien. Er trug ein weites kariertes Jacket und war ganz gelb im Gesicht.

Der mit der roten Nase sagte zum Gelbgesichtigen: »Lebt wohl, verehrter Freund! Ich muß gehen.«

»Sie gehen?«

»Ja. Ich verlasse den Zirkus für immer, adieu!«

»Dann leben Sie wohl, bis wir uns wiedersehen!«

»Wir werden uns nicht wiedersehen!«

»Warum nicht?«

»Was heißt hier warum? Ich verlasse den Zirkus für immer!«

»Sie können den Zirkus aber gar nicht verlassen! Alle Welt ist ein Zirkus! Wo Sie auch hingehen, Sie werden immer in der Manege bleiben!«

Koca flüsterte: »Da hat er recht.« Ich nickte, aber in Wirklichkeit verstand ich nichts von der Unterhaltung.

Der mit der roten Nase sagte: »Was soll's? In diesem Zirkus werde ich keine Witze mehr reißen. Es reicht mir! Laßt mal andere die Späße machen, und ich lache! Ich bin ab jetzt nämlich ein Erfinder und werde damit reich werden!«

»Was haben Sie denn erfunden?« Der Rotnasige schob die Arme bis zu den Ellenbogen in die Hosentaschen, stolzierte aufgeblasen durch die Manege und zwinkerte mit den Augen. »Nun sagen Sie doch einmal, was sie erfunden haben!«

»Bist wohl neidisch, wie?«

»Dann lügen Sie wohl! Sie haben gar nichts erfunden!«

»Hab ich doch!«

»Was denn?«

»Eine der größten Erfindungen der Welt! Könnten Sie ohne Wecker leben?«

Der Gelbgesichtige überlegte eine Weile. »Nein!«

»Trotz des gelben Gesichts, scheint sein Kopf zu funktionieren.«

»Was sagen Sie da?«

»Nichts... Ich habe etwas Besseres als einen Wecker erfunden! Daß es funktioniert, daran gibt es keinen Zweifel!«

»Das klingt seltsam. Wie funktioniert die Erfindung denn?«

»Auf den ersten Blick sieht sie sehr gewöhnlich aus.«

»Ach, es ist doch auch alles gewöhnlich geworden auf der Welt: geboren werden und auch sterben...«

»Aber morgens aufstehen?«

»Ja, das ist eine schwierige Sache!«

»Das ist meine Erfindung: Sie nehmen eine Kerze. Schauen Sie, so.«

Der Rotnasige holte eine weiße Kerze aus der Tasche. »Ich habe ausgerechnet, daß diese Kerze in genau zehn Stunden abbrennt, und deshalb, sehen Sie, habe ich sie mit Markierungsstrichen versehen. Wenn Sie um zwölf Uhr ins Bett gehen und um sechs Uhr aufstehen müssen, schneiden Sie vier Teile der Kerze ab. Dann zünden Sie die Kerze an und stecken sie in den Mund. Wenn es dann sechs Uhr morgens ist, spüren Sie die Wärme an den Wangen und wachen aus dem Schlaf auf! Na, wie finden Sie das?«

»Nicht schlecht.«

»Das ist grandios, grandios! Sie kriegen bloß nicht über die Lippen zu sagen, daß es grandios ist, weil Sie befürchten, daß ich den Zirkus verlasse!«

»Nein, aber ein Problem ist, daß Ihre Erfindung nicht für jeden anwendbar ist.«

»Nicht anwendbar? Wieso?«

»Zum Beispiel, weil ich nicht auf dem Rücken schlafe.«

»Das macht nichts.«

»Was heißt hier, das macht nichts?«

»Das sollte Sie nicht beunruhigen! Auch dafür habe ich eine Lösung.«

Der Rotnasige trat an den Gelbgesichtigen heran und flüsterte ihm ins Ohr. Niemand verstand ein Wort, aber plötzlich bogen sich alle vor Lachen. Koca und Tamara lachten auch, aber Adile wurde nur etwas verlegen.

»Worüber lachen sie?« fragte ich Koca.

»Ach, achte nicht darauf«, gab er mir lachend zur Antwort.

Auch wenn ich nichts verstand, so vermutete ich doch, da Adile nicht gelacht hatte, sondern errötete, daß sie ein gutes Mädchen und nicht so war, wie ihr Bruder Şövket. Ich wünschte mir nur, daß dies auch Hanim Hala erfahren würde und ihre Meinung über Adile änderte.

»Na, wie war es?«

»Schön«, antwortete ich.

»Ich bringe dich jetzt öfter in den Zirkus.«

Auch Adile und Tamara waren aufgestanden und bewegten sich langsam Richtung Ausgang. Koca hatte mich an der Hand geführt und ging mit mir nur etwas hinter Adile und ihrer Freundin her. Ich war etwas betrübt, weil der Geruch der Sägespäne und der Pferde, die Clowns und mein Erlebnis als Überbringer der heimlichen Briefe bereits in diesem Moment zu einer Erinnerung geworden waren.

Als wir das Foyer erreichten, drehte Adile den Kopf ein wenig nach hinten und warf Koca einen verstohlenen Blick zu, in dem alle Zärtlichkeit der Welt lag. Ob mich jemals jemand so ansehen wird, dachte ich bei mir. Natürlich hatte auch Koca diesen Blick bemerkt, und ich spürte, wie seine Hand einen leichten Druck ausübte, es war, als habe sich Adiles Blick in seinem ganzen Körper verbreitet. Auch ich drückte Kocas Hand, und er sah mich an und wiederholte: »Ich werde dich jetzt öfter in den Zirkus bringen.«

Adile und Tamara befanden sich etwa fünfzehn Schritte vor uns, und als sie auf die Straße getreten waren, bemerkte ich, daß irgend etwas geschehen sein mußte, das sie stutzen

ließ. Dann sah ich Hanim Hala, die mit eiligen Schritten auf Adile zulief. An ihrer Seite waren Kocas kleine Brüder Cebra-yil und Aġarahim.

Koca ließ meine Hand los und ging in Richtung Adile, blieb jedoch schon nach ein paar Schritten stehen und starrte auf seine Mutter.

Hanim Hala baute sich genau vor Adile auf und sagte: »He Mädchen, lockst du den Jungen jetzt schon in den Zirkus? Du glaubst wohl, ich erfahre es nicht. Was bist du nur für eine Hexe! Ja natürlich, der Apfel fällt nicht weit vom Stamm.«

Die Leute, die den Zirkus gerade verließen, blieben auf der Straße stehen und betrachteten erstaunt diesen Auftritt, der ihnen gratis geboten wurde. Ich bemerkte, daß Adiles Gesicht Feuer gefangen hatte und die Bemitleidenswerte nicht wußte, was sie tun sollte.

»Was bist du nur für ein ungezogenes Mädchen!«

Adile schien plötzlich zu sich zu kommen und lief wie besessen davon. Tamara wollte ihre Freundin aufhalten und lief ihr hinterher.

Hanim Hala herrschte Koca an: »Komm, komm, geh vor mir her.«

Koca sah Hanim Hala an, betrachtete schweigend Cebra-yil und Aġarahim, die neben ihr standen, dann ging er gemächlich zu seinen Brüdern, und ich spürte, daß er mich nicht ansehen wollte. Aber dies hatte bereits nichts mehr zu bedeuten, ich mochte Koca nun nicht mehr so wie vorher.

Ich sagte kein Wort und dachte auch über nichts nach. Ich wäre am liebsten davongelaufen in jener Sommernacht auf jener leeren und fremden Straße. Ich tat es nur deshalb nicht, weil ich mich vor Hanim Hala fürchtete, die hinter uns schritt. Allerdings lief ich nicht mehr neben Koca, sondern neben Aġarahim.

Als wir zu Hause angekommen waren, verabschiedete ich mich von niemandem und ging geradewegs in unser Haus.

Meine Mutter schlief noch nicht (mein Vater hingegen war auf einer Dienstreise). Sie erwartete mich und fragte voller Freude: »Na, wie war es? Hat es dir gefallen?«

Ich antwortete nicht.

»Was ist mit dir?«

Wieder antwortete ich nicht.

Im Licht der Gaslampe sah mich meine Mutter erstaunt an, und ich konnte mich nicht länger zusammenehmen und fing an zu weinen.

In jener Sommernacht lag ich in meinem Bett und konnte nicht einschlafen. Auf einmal kamen mir die Schokoladenbonbons, die mir Adile gegeben hatte, in den Sinn, und ich nahm mir vor, diese Bonbons als Erinnerung aufzuheben, diese Bonbons sollten ein Andenken von Adile sein. Dann schlief ich ein und träumte von den beiden Clowns. Dann erschien mir eine vollkommen verdorrte Rose. Ich roch die Sägespäne und die Pferde, vor meinen Augen sprangen Akrobaten umher, und schließlich erschien mir ein zu Boden gestürzter Vogel, aus dessen Brust leuchtend rotes Blut floß.

Manchmal, wenn wir im Viertel einen alten Reifenschlauch fanden, schnitten wir dünne Streifen daraus und bauten uns Steinschleudern. Mit kleinen spitzen Steinen schossen wir nach Sperlingen, und in jener Sommernacht türmten sich diese toten Sperlinge vor mir auf. Das Blut der Sperlinge wurde allmählich zu gezackten Linien, dann verwandelten sich diese Linien in ein schimmernd rotes Meer, wuschen die Worte *ein lieber Brief* weg. Auch Adiles schöne Hände verschwanden und verloren sich im blutroten Meer. Dann sah ich auf einmal Şövket, sie saß vor der Tür auf einer Bank und aß Sonnenblumenkerne. Sie zwinkerte mir zu und lachte. Dann stand sie auf und ging eilig ins Haus, weil sich vom anderen Ende unserer Straße Hanim Hala näherte. Sie ging an mir vorüber, aber ich fürchtete mich nicht, als ich ihre dünnen aufeinandergepreßten Lippen und die dunklen harten Augen unter ihren dichten Brauen sah, im Gegenteil,

ich wollte sie aufhalten, wollte ihr sagen, daß Adile ein gutes Mädchen sei.

Nun studiert meine eigene Tochter im vierten Semester, und damals war Adile wohl ein paar Jahre jünger als sie...

Aber ich konnte Hanim Hala nicht aufhalten.

Nach diesem Abend im Zirkus tat ich einige Zeit so, als sähe ich Koca nicht, und auch er schien mich zu meiden. Dann begannen wir langsam wieder miteinander zu sprechen, doch war in meinem Herzen etwas von jener Sommernacht zurückgeblieben, von dem ich selbst nicht genau wußte, was es war. Die Bonbons behielt ich einige Zeit als Andenken. Eines Tages jedoch zeigte der Dichtersohn, Meyrankulu Emis Ibrahim, wieder einen Film (sein Vater besaß einen Filmprojektor). Dafür verlangte er von jedem einen Abbasi. Da ich kein Geld hatte, gab ich ihm die Bonbons. Später schämte ich mich vor mir selbst dafür. Doch ein anderes Versprechen, das ich mir in jener Sommernacht gab, hielt ich ein: Lange Zeit schoß ich keinen Sperling mehr.

Bisweilen sah ich Adile im Viertel, und jedesmal sah sie aus, als grolle sie der ganzen Welt. Doch mir grollte sie nicht. In ihren Augen las ich Liebenswürdigkeit. Diese wortlose Freundschaft zwischen uns war eines der Geheimnisse, die ich niemandem verriet.

Nachdem der Krieg begonnen hatte, saß ich auf der Bank am Strommast und spitzte das Ende meines hölzernen Spielzeugpfluges zu. Da blieb Adile neben mir stehen und fragte mit jener weichen und süßen Stimme: »Wie geht es dir, Alekber?« In ihrer Frage lag auch etwas Bedrückung. Ich antwortete nicht, sondern stand auf, stellte mich vor sie hin und blickte zu Boden und, ich weiß nicht warum, betrachtete die Spitzen ihrer langen Zöpfe. Sie hob die Hand und strich mir durchs Haar. Dann ging sie davon.

Ich stand noch eine Weile mit gesenktem Kopf da.

Was den Zirkus betraf, Koca und ich gingen nie wieder dorthin.

Alles das muß man aufschreiben...

In der Nacht saß ich in meinem Arbeitszimmer und rauchte, Esmer trat ein, sah mich zweifelnd an. »Was ist mit dir?«

»Ich weiß nicht.«

Sie stutzte, weil ich auf diese oft gestellte Frage in letzter Zeit mit »ach nichts« geantwortet und gelächelt hatte. Esmer beunruhigte dieses »ach nichts« und mein Lächeln. Sie trat immer öfter unter einem Vorwand in mein Arbeitszimmer ein und suchte mit unruhigem Blick etwas in meinem Gesicht und meinen Augen. Diesmal hatte ich »ich weiß nicht« geantwortet und gelächelt.

»Ich frage dich, was ist mit dir?«

»Ich weiß es wirklich nicht«, antwortete ich und sah sie durch den Zigarettenqualm hindurch ernst an.

Wieder sah sie mich zweifelnd an und lächelte plötzlich selbst. So ruhig hatte ich sie in letzter Zeit nicht mehr gesehen. Mein »ich weiß nicht« schien ihr die Gewißheit zu geben, daß ich ihr nichts verheimlichte.

Bevor der Krieg begonnen hatte, brachten die Frauen vor bestimmten Festen Mehl, Butter und andere Zutaten in unser Haus und bereiteten, zusammen mit meiner Mutter, Şekerbura, Baklava, Şorgoğal und an normalen Tagen Düşbare und Gutab zu. Den ganzen Tag kneteten sie den Teig und schnitten das Fleisch (das sie am Vorabend zusammen beim Metzger Dadaşbala gekauft hatten) auf dem Fleischbrett mit großen Messern klein. Bald verbreitete sich der Geruch des Gutab im ganzen Hof. Am Abend nahm dann jeder seinen Anteil mit nach Hause und verteilte auch ein paar Gutab an Nachbarn.

Daß so viele Frauen zum Kochen zu uns kamen, hing mit der häufigen Abwesenheit meines Vaters zusammen. Wenn kein Mann im Hause war, konnten sie ohne Scheu plaudern, soviel sie wollten.

Safura Hala seufzte, während sie den Teig ausrollte: »Ach, es gibt Orte auf der Welt, dort gibt es solche Berge, was soll ich da noch sagen? Eynulla behauptet, dort gäbe es kristallklare Quellen. Da trinkt man einen Becher, und aller Kummer und alle Sorgen verschwinden.«

Meşedihanim Hala, die immer die leichteste Arbeit wählte, legte die fertiggebratenen Gutabs auf einen Teller. »So einen Becher voll brauche ich, damit ich auch mal einen schönen Tag erleben kann!«

Während Firuze Hala das Düşbare zubereitete, schaltete sie sich in das Gespräch ein. »Natürlich gibt es diese Quellen, warum auch nicht? Hafiz sagt, daß in Moskau die Häuser jetzt so gebaut werden, daß man keine Treppen mehr zu steigen braucht, um in die oberen Stockwerke zu kommen. Da stellt man sich in einen Apparat, der hebt sich dann nach oben, und das noch umsonst.« Nisa Hala stach aus dem Teig für das Gutab mit einem Unterteller runde Stücke aus. »Ach,

alles hängt doch davon ab, wo es dir gut geht; dort ist es am schönsten!«

Meine Mutter, die neben dem Herd saß und die Gutabs wendete, die in der Pfanne brieten, sagte: »Ağakerim erzählt allerhand Geschichten von Städten und Dörfern Rußlands. Bei Allah, da bin ich ganz sprachlos! Er erzählt...«

Hanim Hala schnitt meiner Mutter das Wort ab: »Schämt ihr euch denn nicht? Was seid ihr nur so undankbar? Seid ihr etwa nicht zufrieden mit eurem Glück? Was beschwert ihr euch? Geht es euch denn so schlecht hier?«

Mit ihren furchterregenden Augen fixierte sie nacheinander Safura Hala, Meşedihanim Hala, Firuze Hala und meine Mutter, worauf das Gespräch verstummte. Eine Zeitlang arbeiteten sie schweigend weiter, schließlich konnte sich Meşedihanim Hala nicht mehr zurückhalten. »Bei Allah, Muhtar ist ein guter Mensch, sollen sie doch alle sagen, was sie wollen! Kübra bekommt keine Kinder, und dann ist sie noch so krank, aber Muhtar läßt sie nicht im Stich. Bei Allah, wer auch immer an Muhtars Stelle wäre, der würde sich eine andere Frau nehmen und eine Familie gründen, was macht es schon, daß er so kleine Ohren hat!«

Hanim Hala ergriff sofort das Wort: »Ob er gut oder schlecht ist, weiß er doch selbst, was geht uns das an? Was habt ihr mit Muhtars Ohren zu schaffen?«

Danach verging den Frauen völlig die Lust zu plaudern, und sie versuchten, schnell die Arbeit zu beenden. Auch sonst konnten die Frauen in Hanim Halas Gegenwart nicht offen miteinander sprechen. Einmal hatte Meşedihanim Hala, als sie den geschwollenen Bauch Firuze Halas betrachtete, gesagt: »Sobald du merkst, daß du schwanger bist, mußt du die Augen schließen. Wenn du dir einen Jungen wünschst, mußt du warten, bis der Mond aufgeht, die Augen öffnen und ihn als erstes ansehen. Wenn du dir aber ein Mädchen wünschst, mußt du in die Sonne schauen.« Hanim Hala sah Meşedihanim Hala durchdringend an und fragte: »Wenn es

gerade Winter ist und die Sonne vielleicht eine Woche lang nicht scheint, was ist dann zu tun? Soll sie die Augen so lange nicht aufmachen?« Meşedihanim Hala antwortete nur mit »Ja«, und Hanim Hala fuhr fort: »Bei Allah, geh und laß ein paar Gebete sprechen für deinen Verstand! Du bist doch eine ehrbare Frau; was belästigst du da die Leute mit solchem Geschwätz?«

Oder, wenn ich zum Beispiel frisches Wasser in den Teekessel füllen sollte und vorher das restliche abgekochte Wasser auf den Boden goß, schrie meine Mutter: »Schütte nicht das heiße Wasser auf den Boden! Du könntest einen Cin damit verbrennen, dann gäbe es ein Unheil!« Hanim Hala konnte sich vor Lachen nicht mehr halten und rief vom verglasten Balkon aus meiner Mutter zu: »He Sona, was erzählst du nur für Sachen und erschreckst den Jungen?« »Was soll ich denn machen, Hanim Hala, so reden die Leute.« »Die Leute werden vielleicht mit dem Kopf gegen die Wand rennen, mußt du ihnen das auch nachmachen?« Meine Mutter schwieg darauf. Ich hatte noch nie erlebt, daß eine Frau aus unserem Viertel Hanim Hala etwas zu erwidern wagte.

Muhtar, den Meşedihanim Hala erwähnte, lebte in unserem Viertel, stammte jedoch nicht von hier. Die Regierung hatte ihm den zweiten Stock des dreistöckigen Hauses gegeben, und jeden Morgen, wenn er zur Arbeit ging, kam der schwarze Emadin und holte ihn ab. Dasselbe Auto brachte ihn abends auch wieder nach Hause. Was Muhtar genau machte, wußte niemand, doch der Fahrer des schwarzen Emadin stand jedesmal vor ihm stramm. Muhtar saß sonntags nie wie die anderen Männer auf der Holzbank und spielte Tavla, und er setzte sich auch nicht unter den Maulbeerbaum und trank Tee. Er nahm an keinen Hochzeiten und Trauerfeiern teil, sprach mit niemandem und bewegte nur den Kopf zum Gruß. Im Herbst, Winter und Frühjahr trug er stets eine lange Lederjacke, und es sprach sich herum, daß unter dieser Jacke auch eine Pistole steckte. Den Kopf bedeckte er mit

einer ledernen Mütze. Im Sommer hatte er ein dunkelbraunes kragenloses Hemd an. Seine glänzenden langen Stiefel und die dunkelbraune Reithose waren in der ganzen Gegend bekannt. Und auch, daß er als einziger in unserer Gegend einen Telefonanschluß hatte. Muhtar aus dem Weg zu gehen, hieß in Wirklichkeit, dem Telefon, dem schwarzen Emadin und der Lederjacke aus dem Weg zu gehen.

Außer den Frauen, die immer unter sich blieben, mochte sich niemand, selbst die Kinder nicht, über ihn unterhalten. Doch eines Tages verbreitete sich die Nachricht, daß Muhtar Cognac aus Şövkets Nabel trinke. Die Jungen des Viertels erzählten sich das, dann hörten es auch die Kinder, und mir verkündete Ceferkulu (er war etwas größer als wir) diese Neuigkeit. Zuerst war ich sehr erstaunt. »Warum denn aus dem Nabel Şövkets?«

Ceferkulu war verwundert über meine Frage. »Wieso warum?«

»Warum trinkt er nicht aus einem Glas?«

Ceferkulu winkte ab. »Ach, ach... du hast ja noch keine Ahnung von der Welt!«

Ich wollte gar nicht wissen, von was ich noch keine Ahnung hatte, weil ich spürte, daß mir hier etwas mißfiel. Wahrscheinlich behagte mir nicht, daß Şövket mit jemandem in Zusammenhang gebracht wurde, der mir unheimlich war. Deshalb fragte ich nicht weiter nach, aber bisweilen kam mir Şövkets Nabel in den Sinn.

Als mich meine Mutter früher ins Hamam mitgenommen hatte, hatte ich Şövkets weißen und vollen Leib, die glatte Haut und die fülligen Beine gesehen. Im Gegensatz zu den anderen Frauen, war bei ihr nicht eine Falte zu sehen. Sie war stets guter Laune, und es hatte den Anschein, als lache und freue sich auch ihr gesunder und praller Leib.

Eines Tages beugte sich Şövket zu mir herunter, nahm meinen Kopf in beide Hände und zog ihn zu sich, so daß ihre Brustwarzen mein Gesicht berührten. Dann verkündete

sie den anderen Frauen im Hamam: »Auf seinem Kopf wachsen drei graue Haare! Er wird glücklich werden, wenn er groß ist!«

Wie die anderen Frauen unseres Viertels mochte auch meine Mutter Şövket nicht, aber ihre Worte im Hamam gefielen ihr: »Allah soll diese Worte erhören!« Aber einmal, als ich im Hamam Şövket wieder einmal betrachtete, strich sie sich ihr nasses Haar aus dem Gesicht, sah mich mit ihren hellbraunen Augen an, zwinkerte mir zu, lachte schallend und rief: »He Sona, der frißt einen ja auf mit seinen Augen. Bringst du ihn deshalb her?«

Ich wurde derart wütend, daß mein Gesicht glühte, aber ich wußte nicht, was ich vor Verlegenheit tun sollte.

Nach diesem Ereignis habe ich nie wieder meine Mutter in das Hamam begleitet. »Allah wird sie strafen«, rief sie wütend, »warum kommst du wegen so einer nicht mehr mit ins Hamam?« Ich ließ mich jedoch nicht umstimmen. Die Affäre war mir peinlich, und ich wünschte, daß meine Mutter nicht mehr davon sprechen würde. Meine Mutter erhitzte fortan Wasser in einem Eimer und badete mich in der Küche.

Şövkets Haus lag etwas entfernt von unserem Hof, gleich bei den Maulbeerbäumen. Sie lebte allein, da ihre Eltern schon lange tot waren. Niemand aus unserem Viertel hatte sie gekannt, bevor sie, genau wie auch Muhtar, hergezogen war. Meine Mutter erzählte, daß früher in diesem Haus, in dem nun Şövket lebte, die Familie des Asphaltierers Mirza gewohnt hatte. Dann seien sie auf das Land gezogen, nach Merdeken, und hatten dieses Haus an Şövket verkauft. Aber niemand wußte, woher Şövket soviel Geld hatte. Wenn zwischen den Frauen ein Wort darüber fiel, sahen sie sich bedeutungsvoll an. Dem Erzählten zufolge hatte Şövket einen älteren Bruder, der jedoch nicht mit ihr sprach, weil sie zu irgendeinem verheirateten Mann gelaufen sei, der sie dann später davongejagt habe.

Auf Şövkets Bitte hin hatte Meyrankulu Emi neben den beiden Maulbeerbäumen eine Holzbank gezimmert (dieser Tag ist mir noch gut in Erinnerung: Meyrankulu Emi arbeitete an dieser Bank, und Azizağa Emi sah ihm vom Bürgersteig aus zu, und da fand zwischen ihnen ein Gespräch statt, das ich damals noch nicht verstand: »Meyrankulu, du arbeitest ja recht fleißig, ist wohl eine gute Arbeit!« »Azizağa, ich bin in einem Alter, in dem ich den Honig aus der Flasche lecke. Für mehr reicht meine Kraft nicht!« Azizağa lachte aus vollem Hals), und Şövket saß dann im Frühling, Sommer und im frühen Herbst abends nach der Arbeit oder sonntags den ganzen Tag auf der Bank, aß Sonnenblumenkerne, die sie bei Ziba Hala holte, grüßte die Passanten und lachte bei jeder Gelegenheit laut auf. Bisweilen sprang sie eilig auf und verschwand im Haus. Dann konnte man sicher sein, daß Hanim Hala auf der Straße erschienen war. Weshalb fürchtete sie sich vor Hanim Hala? Genau wußte das niemand, und wenn wir Kinder Balakerim darüber befragten, so sagte er: »Wißt ihr denn nicht: Wer einmal von einer Schlange gebissen worden ist, fürchtet sich auch vor einem Seil!« Natürlich verstanden wir ihn nicht, aber taten wie immer so, als leuchteten uns seine Worte ein. Dann fragten wir Balakerim, warum Şövket so schallend lache, und er antwortete: »Einer sprach zum Kamel: Dein Hals ist krumm. Darauf gab es zur Antwort: Was an mir ist denn gerade, daß auch mein Hals gerade sein sollte?«

Auch diese Antwort verstanden wir nicht (wir verstanden anscheinend gar nichts), aber eines begriffen wir, daß Balakerims Worte kein Lob bedeuteten. Mich erstaunte dies, denn alle im Viertel wußten, daß von den Keksen, Bonbons, Goğal und Kuchen, die Şövket aus der Fabrik mitbrachte, auch Balakerim immer einen Anteil bekam und daß er sich oft nur von diesen Geschenken ernährte. Şövket arbeitete in einer Fabrik, die Süßigkeiten herstellte, und die Taschen ihres geblühten Arbeitskittels waren immer mit Bonbons gefüllt.

Nach dieser Hamamgeschichte lachte und zwinkerte sie mir zu, wann immer sie mir begegnete, und bot mir Bonbons an: »Nimm nur, das sind gute Bonbons, nimm«, sagte sie, aber ich lief davon, weil ich fürchtete, daß sie dann meine Hand ergreifen und mir laut ins Gesicht lachen würde. Şövket rief mir lachend hinterher: »Der weiß noch nicht einmal, wie gut Bonbons schmecken!«

Die jungen Mädchen des Viertels mochten Şövket insgeheim. Im Sommer war in der Mittagshitze niemand auf der Straße, nur Şövket saß im Schatten der Maulbeerbäume und aß Sonnenblumenkerne. Wenn die jungen Mädchen zufällig vom Einkaufen vorbeikamen oder mit dem Kanister in der Hand Petroleum holen gingen und sich die Gelegenheit ergab, dann standen sie bei ihr oder setzten sich zu ihr auf die Bank in den Schatten der Bäume und hörten ihrem Lachen und Gerede zu: »Bei Allah, meine Uhr ist wirklich kaputt. Ich werde sie zu Gülağa bringen, daß er sie repariert. Aber ich fürchte mich so vor seiner verdammten Frau!«

Dann lachte sie laut auf, und die Mädchen, die bei ihr standen, konnten sich auch nicht mehr halten und lachten leise, doch erröteten sie zugleich und senkten ihre Blicke.

Mich erstaunte das Erröten der jungen Mädchen, und darum fragte ich meine Mutter: »Ich war vor dem Hof und habe gehört, wie Şövket gesagt hat, ihre Uhr sei kaputt, und sie wolle sie Gülağa zur Reparatur geben.«

Meine Mutter fragte: »Ja und?«

»Genau das frage ich doch. Warum wurden die Frauen rot?« Aber statt eine Antwort zu geben, lief meine Mutter ebenfalls blutrot an.

Es stimmt wohl, ich fürchtete mich ein wenig vor Şövket. Irgendwo in meinem Herzen fühlte ich eine Beunruhigung, aber wie ich vorhin schon sagte, war ich ungehalten, wenn schlecht über sie gesprochen wurde. Als Ceferkulu behauptete, Muhtar trinke Cognac aus Şövkets Nabel, hätte ich am liebsten allen gesagt, daß dies eine Lüge sei.

Natürlich hätte mir niemand geglaubt, und ich wußte auch, daß Ceferkulu nicht gelogen, sondern die Wahrheit gesprochen hatte. Ich war mir sicher, daß es zwischen Muhtar und Şövket irgendeine geheime Sache gab, denn ich hatte einmal gesehen, wie sie sich heimlich trafen.

Cebrayil hatte mir am Rand unseres Gartens, neben dem Vogelhäuschen, eine kleine Holzkiste gebaut, in der ich meine Stöcke und Trommeln verstaute. Eines Nachts erwachte ich vom Regen und lauschte den Tropfen, die auf unser Dach schlugen. Dann hörte ich zwischen dem Geräusch des Regens das monotone Gurren der Tauben, und es fiel mir ein, daß meine Stöcke jetzt in dieser Kiste naß wurden (zwischen den Brettern waren Ritzen, durch die Wasser sickerte). Um meine Mutter nicht zu wecken (mein Vater war wieder einmal auf Reisen), stand ich lautlos auf, warf mir den Schal meiner Mutter über Kopf und Schulter und ging in den Garten. So einsam hatte ich den Garten noch niemals gesehen. Es war, als schliefen auch alle Gegenstände. Eine Zeitlang stand ich unter den Holzstufen Hanim Halas in den Schal meiner Mutter gehüllt und hörte dem Gurren der Tauben und dem Gurgeln des Wassers in den Regenrinnen zu. Meine Spielsachen hatte ich inzwischen ganz vergessen. Mit gebeugtem Rücken lief ich durch das Gartentor in den Hof. Es schien mir, als würde ich diesen Ort, wo ich den ganzen Tag Fußball, Enzeli («Die Ziege lief auf den Acker! Ich warf einen Stein, ihr Bein zerbrach! Wir brachten sie zum Arzt! Der Arzt brachte sie zum Anwalt! Der Anwalt sprach: Was geht das mich an!») und mit meinen Trommeln spielte und herumsprang, zum ersten Mal sehen. Es war wie ein Ausschnitt aus einer Geschichte Balakerims. Dann lief ich auf die Straße, und auch die Straße war so einsam, alle Lichter waren gelöscht, nur die Pflastersteine und die Blätter des Maulbeerbaumes schimmerten ein wenig. In diesem Augenblick wurde ich Zeuge eines unerwarteten Geschehens: Die Haustür des Hauses, in dem Şövket wohnte, öffnete sich, und

eine Männergestalt trat heraus und ging eilig, den Kopf abgewandt, die Straße hinab und verlor sich vor der Tür des dreistöckigen Hauses.

Das Gesicht des Mannes war nicht zu sehen, aber am Glanz seiner Lederjacke erkannte ich ihn: Es war Muhtar, und selbst wenn diese Lederjacke nicht gewesen wäre, hätte ihn der kleine Alekber aus dem Gefühl heraus erkannt.

Ich stieg, zitternd vor Kälte, in mein Bett und zog mir die Decke über den Kopf. Ich fragte mich, was Şövket und Muhtar in dieser Nacht wohl in dem Haus gemacht hatten? Obwohl ich mir darüber den Kopf zerbrach, kam ich zu keiner Antwort. Für mich war es jedoch eine Entdeckung, daß unser Viertel auch seine Nachtgeheimnisse hatte. Ich hörte wieder eine Zeitlang dem Regen zu, dem Gurren der Tauben und kam zu dem Ergebnis, daß Şövket in einer solchen Nacht nicht allein sein wollte und sich deshalb mit Muhtar über ihre Sorgen unterhalten hatte. Doch warum ausgerechnet mit Muhtar? Mir kamen seine kleinen Ohren in den Sinn, und je mehr ich in jener regnerischen Nacht darüber nachdachte, desto weniger schien Muhtar zu Şövket zu passen. Außerdem war da noch seine Frau Kübra Hala. Wieder lauschte ich dem Regen und dem Gurren der Tauben, und ich wäre am liebsten aufgestanden, um mit jemandem zu sprechen, wollte sogar meine Mutter aufwecken, doch ich tat es nicht, weil sie den ganzen Tag im Garten Wäsche gewaschen hatte und sehr müde sein mußte.

Was ich in dieser Nacht gesehen hatte, erzählte ich niemandem, auch Ceferkulu erfuhr nichts davon. Wenn ich auch nicht begreifen konnte, was Muhtar und Şövket zu dieser späten Stunde getan hatten, wußte ich doch nur zu gut, daß sich diese Geschichte im ganzen Viertel verbreiten würde, wenn ich sie erzählte. Auch wenn die Männer des Viertels sie nicht umbringen würden (in ihrem Haus gab es ja keinen Bruder oder Vater, der das tun konnte), würden sie sie wahrscheinlich aus dem Viertel vertreiben.

Manchmal, nachdem Muhtar in seinem schwarzen Emadin zu seiner Arbeit gefahren war, streckte Kübra Hala ihren Kopf aus dem verglasten Balkon des dreistöckigen Hauses und rief: »Kommt Kinder, kommt rauf!«

Wir stiegen über die steinerne Treppe in den zweiten Stock, zogen die Schuhe aus, betraten die Stube und setzten uns an den runden Tisch, der mitten im Zimmer stand. Bei uns zu Hause gab es nie Piroggen, und wir dachten (jedenfalls dachte ich so), daß nur die Regierung Piroggen machen ließe, um sie zu verkaufen. Kübra Hala servierte uns sehr gute Piroggen mit Fleisch, Kartoffeln oder Erbsen.

»Das Herz der armen Kübra Hala sehnt sich so sehr nach einem Kind«, seufzten unsere Mütter.

Kübra Hala war immer atemlos. Sie kam aus der Küche in die Stube, stellt den Teller voller heißer Piroggen vor uns hin, und jedesmal, wenn ich sah, wie mühsam sie ging und beim Luftholen röchelte, wunderte ich mich, denn ich hatte einmal gehört, wie Meşedihanım Hala zu meiner Mutter sagte, die Frau eines Mannes mit kleinen Ohren müsse schön sein. Muhtars Ohren waren sehr klein, aber Kübra Hala war alles andere als schön; ganz im Gegensatz zu Şövkət.

Kübra Hala saß mühsam atmend auf einem Stuhl (die Lehne war, wie Muhtars schwarze Jacke, mit Leder überzogen) neben uns, und während sie sich langsam wieder erholte, sah sie uns einzeln an: »Eßt nur«, sagte sie, »diesmal sind es weniger Fleischpiroggen geworden. Ich habe Muhtar bereits gesagt, daß er gutes Fleisch für euch kaufen soll. Nächste Woche, wenn Allah es zuläßt, mache ich euch wieder mehr Fleischpiroggen. Hauptsache, ihr seid gesund! Eßt nur!«

Kübra Halas Worte befremdeten mich, weil ich mir nicht vorstellen konnte, daß ein Mensch, der Anweisungen gibt, von seiner Frau Befehle annahm. Außerdem erschien mir verwunderlich, daß Muhtar offensichtlich wußte, daß Kübra Hala für uns Piroggen zubereitete und nicht etwa darüber

ungehalten war. Irgendwie schien es mir notwendig zu sein, daß unser Piroggenessen eine geheime Sache sein müsse, und falls Muhtar etwas davon erfahren sollte, müsse er mit Kübra Hala zornig sein.

Das interessanteste an Kübra Halas Wohnung war natürlich das Telefon, und ich wünschte mir einen Ort, den ich hätte anrufen können. Doch einen solchen Ort gab es nicht.

Einmal schrillte laut das Telefon, das auf einem weißen Spitzendeckchen stand (manchmal hörten wir das Läuten auch, wenn wir auf der Straße spielten), und wir schreckten hoch. Kübra Hala kam schwer atmend heran und nahm den Hörer ab: »Hallo«, sagte sie, dann lachte sie, »es geht mir gut, Muhtar, bei Allah, es geht mir gut. Einen Doktor brauche ich nicht, mach dir keine Sorgen. Was soll ich denn kochen? Bei Allah, ich sage doch, es geht mir gut, mach dir keine Sorgen.« Dann legte sie vorsichtig den Hörer auf. Es verwunderte mich auf das tiefste, daß Kübra Hala mit Muhtar genau wie meine Mutter mit mir sprach.

Wenn wir unsere Teller geleert hatten und gehen wollten, wickelte sie uns noch ein paar Piroggen in eine Zeitung. »Und dies bringt Balakerim.«

Kübra Hala ging niemals aus dem Haus. Niemand sah sie irgendwohin gehen oder mit andern Frauen auf der Straße zusammenstehen und schwatzen. Nicht einmal in den Hammam ging sie (Ceferkulu behauptete, Muhtar wasche sie zu Hause), da sie die Treppen nicht mehr steigen konnte. Trotzdem wußte Kübra Hala, daß es in unserem Viertel einen Balakerim gab. Eines Tages, als wir wieder einmal zum Piroggenessen eingeladen waren, füllte sie die Gießkanne und goß auf dem Balkon ihre Rosen. Plötzlich sagte sie: »Wenn ich gestorben bin, werden sie traurig sein.«

Zwar lud sie uns regelmäßig ein, verwechselte jedoch stets unsere Namen. Einmal fragte sie mich: »Wie heißt du?«

»Alekker.«

»Bist du Hanim's Sohn?«

»Nein.« Dann überlegte ich, daß Kübra Hala denken könnte, ich verneine ihre Frage, weil es mir peinlich sei, mit Hanim Hala in Verbindung zu stehen, und fügte hinzu: »Ich bin nicht ihr Sohn, aber wir sind Nachbarn.«

Einmal, es war im Winter, hatte Hanim Hala Muhtar mitten auf der Straße ordentlich zurechtgewiesen.

In jenem Winter goß es in Strömen über Baku, und an einem dieser verregneten Wintertage verbreitete sich die Nachricht, daß Muhtar Hanim Halas Sohn Abdülali festgenommen hatte. Die Leute waren sehr verblüfft, denn es war ungewöhnlich, daß Muhtar jemanden aus unserem Viertel festnahm, einen Jungen, den er doch gut kennen mußte. Dann erfuhr man, daß Muhtar ihn verhaftet hatte, weil er ihn am Morgen, als er in seinem schwarzen Emadin zur Arbeit gefahren war, mit seinem Polutorka überholt hatte. Es hatte die ganze Nacht über geregnet, und das Schmutzwasser hatte den schwarzen Emadin bespritzt.

Ağahüseyn Emi strich sich mit den Fingern durch den weißen, vom Zigarettenqualm an den Spitzen etwas gelblich verfärbten Bart: »He«, sagte er, »wo gibt es denn so etwas? Verhaftet man einen Jungen, nur weil er jemanden überholt hat?« Und Azizağa Emi pflichtete ihm bei: »Beim legendären Atağa, das ist wohl schon das Ende der Welt!«

Hasanağa Emi erregte sich, während er mit seinem Finger auf den verglasten Balkon von Muhtars Haus zeigte: »He, der beleidigt uns! Sind wir denn schon gestorben, daß er solche Sachen mit uns machen kann, dieser Kuppler? Wer sind wir denn, wir sind wohl keine Männer, daß dieser Abschaum so mit uns umspringt!«

Auch die Frauen des Viertels waren aufgebracht.

Hasanağa Emis Frau Fatma Hala sagte: »Wir saßen ruhig zu Hause und machten unsere Arbeit! Aber dieser Hundesohn wird ein Unglück in unserem Viertel verursachen! Ich kenn doch meinen Mann.« Und Ağahüseyn Emis Frau Sakina Hala ergänzte: »Was sollen wir nur tun? Den bringen sie um in der

Nacht, den Kupplersohn Muhtar. Die Augen unserer Kinder werden an den Toren des Gefängnisses hängen!«

Meşedihanım Hala bemerkte darauf: »Ja seht ihr denn nicht die Ohren dieses Hundesohnes? Kann denn ein Mann so kleine Ohren haben?«

Wir, das heißt die Kinder des Viertels, warteten den ganzen Tag, vom Regen und Wind durchfrozen, unter den beiden Maulbeerbäumen auf den schwarzen Emadin. Daß wir Piroggen in Muhtars Haus gegessen hatten, war vergessen. Auch Kübra Hala war vergessen, und wir waren bereit, den Stolz unseres Viertels zu verteidigen. Für uns war Muhtar ein Feind, unser Gegner. Ceferkulu hatte sich sogar ein spitzes Eisenstück in seinen Strumpf gesteckt und sich vorgenommen, wenn der Kampf zwischen den Männern des Viertels und Muhtar beginnen würde, dazwischen zu gehen und das Eisenstück in Muhtars Bauch zu stoßen. Er war noch zu jung, um verhaftet zu werden, man würde ihn nicht in ein Erziehungsheim stecken. So würde er ihn ungestraft umbringen und die Männer des Viertels vor dem Gefängnis bewahren. Balakerim hingegen interessierte sich nicht für solche Ideen. »Wenn diese Sache nicht von dir abhängt, dann denke auch nicht darüber nach.« Sprach's und spielte unter den Maulbeerbäumen auf dem nassen Bürgersteig sitzend mit besonderer Lust Flöte.

Schularbeiten zu machen oder zu essen, war uns Kindern aus dem Sinn gekommen. Wir sprachen über Muhtars Schicksal, die erwarteten Ereignisse am Abend und die neuesten Nachrichten. Ceferkulu brachte die Nachricht, daß Hanim Halas ältester Sohn Cefer auf der Straße zufällig dem schwarzen Emadin begegnet sei und ihm mit dem Bus den Weg versperrt habe. Er habe von Muhtar verlangt, Abdülali freizulassen, worauf Muhtar gedroht habe, auch ihn zu verhaften. Ich wußte nicht, ob diese atemlos vorgebrachte Nachricht Ceferkulus nun wahr oder erfunden war. Im Herzen glaubte ich jedoch zu spüren, daß er alles selbst erdacht hatte,

doch fand ich Gelegenheit, es meiner Mutter zu berichten, worauf sie sich aufs Knie schlug, wie um Muhtar zu schlagen: »Dein Herz soll doch verbrennen! Elender Sohn eines Spions.«

Da sah ich an diesem verregneten Wintertag Hanim Hala. Wie immer trug sie ein schwarzes Kopftuch, einen dunkelblauen Rock und die dünne weißgepunktete Bluse darüber.

»Ich habe keine Erbsen mehr, Sona«, sagte sie, »wenn du welche hast, dann borge mir doch etwas. Die Kinder kommen später, und dann soll das Essen fertig sein.«

Meine Mutter saß in unserem Zimmer auf dem Kilim. Sie hatte meine Steppdecke ausgebreitet und war gerade damit beschäftigt, sie zu verlängern (in jenem Winter war die Decke plötzlich zu kurz für mich geworden, beim Schlafen schauten meine Füße darunter hervor). Sobald sie Hanim Hala gesehen hatte, sprang sie eilig auf. »Aa-a-a. Was sind das für Worte, Hanim Hala, was heißt hier leihen, schämst du dich nicht? Hättest du doch nur gerufen, Alekber hätte es dir gebracht. Warum hast du dir die Mühe gemacht, herunterzukommen?«

Während ich Hanim Halas stille Augen unter den dicken Brauen, ihre aufeinandergepreßten dünnen Lippen, ihr ernstes Gesicht betrachtete, war ich erstaunt darüber, daß sich das gesamte Viertel mit der Geschichte Abdülalis befaßte, während Hanim Hala völlig ruhig war und das Essen zubereitete, als sei nichts geschehen.

An jenem verregneten Wintertag, kurz bevor Muhtar in seinem schwarzen Emadin nach Hause zu kommen pflegte, traten Hasanağa Emi, Ağahüseyn Emi, Azizağa Emi und sogar Aliabbas Kişi auf die Straße und stellten sich gegenüber Muhtars Haustür auf den Bürgersteig. Ceferkulu behauptete, Aliabbas Kişi, der älteste Mann unseres Viertels, habe Hasanağa Emi zu sich gerufen, um ein Unglück im Viertel zu vermeiden. Er wolle nun selbst von Muhtar die Freilassung Abdülalis fordern.

Ağahüseyn Emi holte einen Holzhocker aus seinem Haus. Aliabbas Kişi setzte sich darauf, lehnte sein Kinn auf den Silbergriff seines Stockes und betrachtete die Straße in Erwartung des schwarzen Emadins.

Ich überlegte, während ich Aliabbas Kişis weißen Bart und den Silbergriff seines Stockes betrachtete, ob auch er einmal ein Kind gewesen sein mochte.

Balakerim blies ununterbrochen auf der Flöte. Welche Melodie er spielte, war nicht herauszufinden, weil in seinem Spiel etwas von jeder Melodie lag. An jenem Winterabend wußte er allein, was die Flöte spielte und erzählte.

Aliabbas Kişi hustete ein paarmal, dann wandte er seine Augen von der Straße ab, sah zu uns herüber und rief: »Balakerim.«

Balakerim nahm die Flöte aus dem Mund, sah zu Aliabbas Kişi, stand dann auf, ging zu den Männern hinüber und blieb vor Aliabbas Kişi stehen.

»Wie geht es dir, Balakerim?«

»Es geht mir gut, toi, toi, toi.«

»Hör auf zu spielen, Balakerim.«

»Natürlich, toi, toi, toi«, beeilte sich dieser zu sagen.

»Das ist nicht der Ort und die Zeit dafür.«

Balakerim kam nicht mehr zu uns zurück. Mit dem vom Regen nassen Ärmel seiner gelben Jacke rieb er das Mundstück seiner Flöte trocken, steckte sie in die Tasche, trat etwas weiter nach hinten und lehnte sich an die Wand des Sari Hamam. Auf der Straße war nicht eine Frau zu sehen. Sie erwarteten in diesem Augenblick voller Ungeduld die Nachrichten, die von der Straße kommen sollten.

Da erschien am Ende der Straße plötzlich Muhtars schwarzer Emadin. Doch dann geschah etwas sehr Unerwartetes. Keiner sah mehr zum schwarzen Emadin, sondern alle wandten den Kopf und blickten zu unserem Hof.

Als erstes verließ Hanim Hala, hinter ihr Cefer, Adil, Cebrayil und Ağarahim den Hof, und mit eiligen Schritten

näherten sie sich Muhtars Haustür. Hanim Hala ging ein paar Schritte vor ihren Söhnen mitten auf der gepflasterten Straße genau auf den Wagen zu. Als der schwarze Emadin näherkam, begann der Fahrer laut zu hupen. Hanim Hala schien nichts zu hören, es war, als sei das, worauf sie zuing, gar kein Auto, und in ihrem ernsten Gesicht, in den aufeinandergepreßten Lippen war nicht das geringste Anzeichen von Aufregung zu entdecken. Nur in ihren schwarzen Augen lag funkelnder Zorn.

Der schwarze Emadin blieb unmittelbar vor ihr auf dem nassen Pflaster stehen, und mit vor Wut bebendem Kinn öffnete Muhtar die Tür und schrie: »He Frau.«

Muhtar fand keine weitere Gelegenheit, etwas zu sagen, denn Hanim Hala packte ihn am Kragen seiner Lederjacke und versuchte ihn herauszuziehen.

»Komm raus! Komm!«

Muhtar war derart überrascht, daß er völlig konsterniert reagierte. Er versuchte, Hanim Halas Griff zu entkommen und sich in den Wagen zurückzuziehen. »He Frau! He Frau!« rief er erschrocken.

Cefer, Adil, Koca, Cebayil und Ağarahim standen mitten auf der Straße, ein paar Schritte von Hanim Hala entfernt, und betrachteten die Szene. Auch die anderen standen wie versteinert da.

Hanim Halas Auftritt war so überraschend, daß wir es immer noch nicht richtig begriffen hatten. Aliabbas Kişi war von seinem Holzocker aufgestanden, aber auch er sagte nichts, sah nur zu.

Der Fahrer des schwarzen Emadin war der erste, der wieder zu sich kam. Er sprang aus dem Auto, zog seinen Revolver aus der Tasche und feuerte in die Luft. Doch niemand wurde durch den Lärm aufgeschreckt.

Dann blickte er zu den Männern, die auf dem Bürgersteig standen, und rief ein paarmal laut und aufgereggt: »He Männer! Freunde!« Danach sank seine Hand mit dem Revolver

herab. Er sah mit angsterfüllten Augen umher und wußte nicht, was er tun sollte.

»Komm raus! Komm! Du willst ein Mann sein?« Hanim Hala ließ plötzlich Muhtars Kragen los und spuckte ihm ins Gesicht.

Mit der bloßen Hand wischte er sich den Speichel aus dem Gesicht.

In unserer Straße herrschte eine derart beängstigende Stille, daß alles eingefroren schien.

Hanim Hala richtete zwei Finger ihrer rechten Hand auf Muhtar, wobei sie sie ihm beinahe in die Augen stieß. »Warum stirbst du nicht endlich? Wenn du den Jungen heute nicht freiläßt, dann gehe ich los und suche mir die Leute, die über dir stehen. Dann gehe ich zu ihnen! Ich mach etwas, daß dir die Milch, die du von deiner Mutter gesogen hast, wieder hochkommen soll! Oder glaubst du vielleicht, ich werde dich bitten? Warum stirbst du nicht endlich?«

Muhtar schien langsam wieder zu sich zu kommen; auch wenn er die Leute auf der Straße nicht beachtete, so war er dies seinem Chauffeur gegenüber schuldig. Die Kraft, die durch den Glauben an die Pistole, seine Lederjacke, den schwarzen Emadin und das Telefon entstand, kehrte wieder zurück. Er stieg aus dem Wagen und wischte die von Hanim Halas Speichel nasse Hand an seiner Lederjacke ab. »Komm zu dir, Frau.«

»Du bist eine Frau«, erwiderte Hanim Hala.

»Das wirst du noch sehen.«

»Auch du wirst noch sehen!«

Dann drehte sich Hanim Hala zu Aliabbas Kişi um, der auf dem Bürgersteig stand, sah zu Hasanağa Emi, Ağahüseyn Emi und Azizağa Emi. »Wenn ihr auch nur ein Wort zu ihm sagt oder wenn ihr ihn schlägt, dann seid ihr keine Männer! Noch bin ich am Leben«, sprach sie und schritt, gefolgt von ihren Söhnen, genau wie sie gekommen war, mitten auf der Straße zu unserem Hof zurück.

Was danach folgte, habe ich nicht mit eigenen Augen gesehen, aber all diese Geschehnisse sind mir jetzt vor Augen: Wo und was Muhtar genau arbeitete, das wußte niemand aus unserem Viertel. Am Morgen nach diesem verregneten Winterabend stand in aller Frühe Adils Polutorka vor dem Hof und Hanim Hala stieg zum ersten Mal in ihrem Leben in den Lastwagen ihres Sohnes, saß neben Adil in der Fahrerkabine und wartete. Als der schwarze Emadin, der vor Muhtars Haus stand, sich in Bewegung setzte, startete auch Adils Polutorka und fuhr hinter dem schwarzen Emadin durch die Straßen der Stadt.

Der schwarze Emadin hielt an dem Tor eines Gebäudes.

In einiger Entfernung brachte Adil seinen Polutorka zum Stehen.

Hanim Hala sagte: »Öffne mal die Tür hier!«

Adil öffnete die Wagentür. Hanim Hala stieg aus. »Fahre du zur Arbeit!«

Adil zögerte noch eine Weile, und Hanim Hala sah von unten herauf zu ihrem Sohn. »Habe ich dir nicht gesagt, daß du zur Arbeit fahren sollst?«

Adil wollte etwas erwidern, setzte dann jedoch wortlos den Wagen in Bewegung.

Neben dem Tor war ein kleines Pfortnerhäuschen. Ein Mann in Milizuniform, der eine dicken Bart trug, kam aus dem Häuschen und grüßte militärisch. Dann öffnete er das Eisentor, und der schwarze Emadin, in dem Muhtar saß, fuhr auf den Hof des Gebäudes.

Der Milizionär schloß das Tor und kehrte in sein Häuschen zurück.

An diesem Wintermorgen war es kalt, und es begann leicht zu schneien. Hanim Hala betrachtete aufmerksam das Gebäude. Dann näherte sie sich dem Häuschen neben dem Tor, öffnete die Tür und sprach zu dem Milizionär: »Seid gegrüßt.«

Der Milizionär antwortete: »Auch ihr sollt gegrüßt sein«

und betrachtete mit Staunen die Frau, die vor ihm stand. Hanim Hala fuhr fort: »Ich brauche euren Chef!«

»Wen brauchst du?«

»Euren Chef!«

Der Milizionär lachte und erwiderte mit armenischem Akzent: »Ahçi, für mich sind hier alle Chefs! Ich bin hier nur der Aller kleinste, hast du das nicht gewußt?«

»Doch, das habe ich gewußt.«

»Und jetzt sage einmal, zu wem du willst.«

»Zum Allerobersten dieses Gebäudes.«

»Sieh an, hat er dich herbestellt?«

»Nein.«

»Kennt er dich?«

»Nein.«

»Kennst du ihn, Ahçi?«

»Nein.«

»Ja, was willst du denn?«

»Du verstehst nicht, was ich will? Ich will den Chef dieses Gebäudes sprechen.«

Der Milizionär fand keine Gelegenheit, etwas zu erwidern, da er durch das Fenster seines Häuschens sah, daß ein weiterer schwarzer Emadin vor dem Tor zum Stehen kam. Er sprang auf und ging an Hanim Hala vorüber, nahm Haltung an und grüßte. Dann öffnete er das eiserne Tor. Der Wagen fuhr in den Hof, der Milizionär schloß das Tor, kehrte zu seinem Häuschen zurück und sagte zu Hanim Hala, die noch an der gleichen Stelle stand: »Geh nach Hause, Ahçi! Geh, hier ist nicht dein Platz« und schloß die Tür seines Pfortnerhauses.

Hanim Hala ging wieder vor das Tor und betrachtete aufmerksam das Gebäude, Fenster für Fenster. Dann sah sie zum Häuschen hinüber. Durch das Fenster erkannte sie den Milizionär.

Er war wohl um die sechzig Jahre alt. Schneeweißes Haar schaute unter seiner Mütze hervor. Offensichtlich fror er,

denn er rieb seine Hände über einem elektrischen Ofen, der neben ihm auf einem Hocker stand.

Manch einer näherte sich zu Fuß dem Gebäude, begrüßte den Milizionär, zog einen kleinen Ausweis aus der Tasche und verschwand durch die Hintertür des Pförtnerhauses im Gebäude. Einige scherzten mit dem Milizionär, andere nickten im Vorbeigehen nur leicht mit dem Kopf. Dann gab es noch welche, die den Milizionär nicht einmal grüßten. Sie hielten den Kopf hoch erhoben, traten stumm wie ein Denkmal ein und passierten. Der Milizionär senkte von Zeit zu Zeit den Blick, sah durch das kleine Fenster auf Hanim Hala und schüttelte den Kopf.

Wieder hielt ein Wagen vor dem Tor. Der Milizionär kam heraus und grüßte. Der Mann im Auto nickte. Dann öffnete der Milizionär das Tor und ließ den Wagen passieren. Als er wiederum das Tor schloß und in sein Häuschen zurückkehrte, sagte er zu Hanim Hala: »Ahçi, hab doch Mitleid mit dir selbst, du holst dir noch eine Erkältung. Geh nach Hause und mach deine Arbeit.«

Hanim Hala erwiderte: »Was geht dich das an, geh du und öffne den Leuten das Tor.«

»Sieh an, was bist du nur für ein schlechtes Weib!«

»Das muß ich selbst wissen! Geh und sei du gut!«

Der Milizionär verschwand kopfschüttelnd im Pförtnerhaus und hielt wieder die Hände über den Ofen. Er konnte es sich nicht verkneifen, immer wieder durch das kleine Fenster nach Hanim Hala zu sehen und den Kopf zu schütteln.

An diesem kalten Wintermorgen lief Hanim Hala auf der Straße vor dem Gebäude auf und ab. Außer dem Häuschen, in dem der Milizionär saß, und dem Tor hatte das Gebäude keinen Eingang. Hanim Hala stellte sich wieder vor das Tor.

Es ging niemand mehr in das Gebäude, der Dienst hatte also begonnen.

Der Milizionär hatte scheinbar auch Hanim Hala vergessen. Er stellte einen kleinen Teekessel auf den elektrischen

Herd, setzte seine Brille auf und las eine alte Nummer des »Ogonyok«-Journals.

Der Schnee fiel weiterhin ganz leicht, verwandelte sich auf dem Asphalt zu nassen Flecken, dann trockneten auch sie und verschwanden.

Durch den dicken Wollschal, den sie sich über die Jacke und den Kopf gezogen hatte, spürte Hanim Hala keine Kälte, aber die Zehen und Hände begannen zu frieren.

Es schien, als sei an diesem Wintertag auch das Gebäude zu Eis gefroren, es schien menschenleer zu sein. Wieder musterte sie ein Fenster nach dem anderen. Überall waren dunkelblaue Vorhänge vorgezogen. Es schien, als seien diese Vorhänge nicht aus Stoff gemacht, sondern aus dunkelblauem Stein geschlagen, als habe sie noch nie eine Hand aufgezogen, als habe niemals ein Wind sie bewegt.

Der Milizionär hob seinen Blick vom Journal und faßte mit einer Hand an den Teekessel, um zu prüfen, ob er schon warm sei. Dann rieb er sich die Hände. Vermutlich leitete er die Wärme der einen Hand in die andere. Als er gerade den Kopf wieder senken wollte, sah er Hanim Hala durch das Fenster seines Häuschens. Er schob sich die Brille auf die Stirn, betrachtete sie genau und schüttelte wieder den Kopf.

Der Wollschal wurde immer feuchter vom Schnee. Hanim Hala fühlte das Gewicht des Schals auf den Schultern und fror an den Zehen und Fingern.

Die Tür des Häuschens öffnete sich, zwei Männer traten aus dem Gebäude und schritten an Hanim Hala vorüber die Straße hinab, bis sie nicht mehr zu sehen waren.

Etwas später kam noch ein Mann aus dem Gebäude.

Der Milizionär goß sich Tee auf.

Hanim Hala näherte sich dem Pförtnerhäuschen, lauschte aufmerksam. Kein Laut war zu hören. Schließlich öffnete sie die Tür. »Willst du mich denn nicht hereinlassen, Mann?«

»Ahçi, was bist du für eine neugierige Frau! Hast du ein Propusk?«

»Ein was?«

»Hast du ein Papier, meine ich? Eine Erlaubnis?«

»Nein.«

»Was willst du dann?«

»Ich habe etwas zu regeln mit dem Chef von hier.«

»Hast du einen Spion gefangen?«

»Was?«

»Nichts.« Der Milizionär nahm den Deckel des Teekessels ab, um nachzusehen, ob das Wasser schon kochte. Dann sagte er: »Komm rein und schließ die Tür, es ist kalt.«

Nachdem Hala eingetreten war, fragte der Milizionär: »Hast du hier wirklich etwas zu erledigen?«

»Was heißt hier wirklich? Glaubst du, ich treibe Scherze so früh am Morgen?«

»Sieh an, ist es eine wichtige Sache?«

»Ja.«

Der Milizionär griff nach dem Telefon, das auf dem kleinen Schreibtisch stand. »Laß mich mal den »Deyurni« anrufen.«

»Wer ist denn das?«

»Der »Deyurni« eben.«

»Mann, ich brauche den Chef von hier! Verstehst du nicht?«

»He, Ahçi, du machst mich noch verrückt! Was führst du hier für ein Theater auf? Ja ist denn mein Großvater deinem Großvater noch etwas schuldig? Geh, geh nach Hause, auf Wiedersehen!«

»Bleib du hier in diesem Häuschen!«

Hanim Hala schlug die Tür zu und trat wieder auf die Straße.

Es hatte aufgehört zu schneien, aber ein schneidender Wind war aufgekommen.

Die dunkelblauen Vorhänge vor den Fenstern blieben unbewegt. Der Milizionär trank Tee, dann stellte er plötzlich das halbleere Teeglas auf den Tisch. Im selben Moment hörte

Hanim Hala ein Telefon klingeln. Der Milizionär sprang heraus und schwang das Eisentor auf. Diesmal kam ein großer Wagen mit Zeltplane heraus und fuhr schnell die Straße hinab. Der Milizionär schloß das Tor, ging aber nicht mehr zurück in sein Häuschen, sondern baute sich vor Hanim Hala auf. »Was bringt es denn, wenn du hier herumstehst, Ahçi? Warum gehst du nicht?«

»Das geht dich nichts an!«

»Sieh an! Was müssen die Leute nur ertragen, die mit dir in einem Haus leben? Wartest du hier auf ihn?«

Hanim Hala antwortete nicht.

»Ahçi«, sagte der Milizionär, »was bist du nur für ein naitiver Mensch. Geh nach Hause und schreib ein Gesuch, an wen du willst. Sie werden dein Gesuch ansehen und dich herbestellen.«

»Was mischst du dich ein?«

Der Milizionär ging wieder kopfschüttelnd in sein Häuschen und schloß die Tür.

Der Wind wurde immer stärker, und es hatte von neuem zu schneien begonnen.

Einige Zeit verging so.

Der Lastwagen mit der Zeltplane kam wieder zurück. Der Milizionär trat aus dem Häuschen, öffnete das Tor, der Wagen fuhr hinein, der Milizionär drückte das Tor wieder zu, ging an Hanim Hala vorüber in Richtung seines Pfortnerhauses, ohne ein Wort zu sagen. An der Tür blieb er stehen und drehte sich nach Hanim Hala um. »Komm und trink ein Glas heißen Tee, du launische Muslime, du erfrierst ja noch!«

Hanim Hala antwortete nicht.

Dann trat wieder jemand durch das Pfortnerhäuschen auf die Straße. Der Mann trug einen schwarzen Mantel und eine Astrahanmütze. Hanim Hala musterte ihn von Kopf bis Fuß und ging dann mit entschlossenen Schritten auf ihn zu. Sie sprach ihn jedoch nicht an, denn der Milizionär hatte kaum merklich den Kopf geschüttelt.

Wenn später dann weitere Männer das Gebäude verließen, blickte Hanim Hala zum Fenster des Häuschens, und jedesmal schüttelte der Milizionär leicht den Kopf, was hieß, nein, das ist nicht der, den du suchst.

So ging es weiter bis zum Mittag.

Als der Schnee immer dichter fiel und der Wind immer heftiger wurde, kam der Milizionär noch einmal zu Hanim Hala heraus. »Ahçi, geh und iß wenigstens etwas!«

Hanim Hala antwortete nicht.

»Bei meinem Glauben, wegen dir verliere ich noch meine Stelle und bekomme einen Verweis.«

Diesmal konnte Hanim Hala nicht an sich halten. »Du hast ja eine große Pflicht zu erfüllen! Schade darum...«

»Sieh an, was ist das für ein Mensch? Wo gibt es denn so eine Frau? Ihre Zunge ist wie Gift, bei Allah.«

Murmelnd verzog er sich in sein Häuschen, schloß die Tür und gab sich wohl das Versprechen, nicht mehr nach dieser Frau zu sehen. Doch schien es, als bedrücke es ihn mehr, daß sie in der Kälte stand, als sie selbst. Er war unfähig, seine Gedanken zu sammeln und in den alten Ausgaben des »Ogonyok«-Journals zu lesen. Selbst das Wurstbrot, das er von zu Hause mitgebracht hatte, und der Tee schmeckten ihm nicht. Wieder sah er aus dem Fenster zu Hanim Hala, wieder schüttelte er den Kopf, wenn sie sich einem Angestellten nähern wollte.

Die Fenster des großen Gebäudes schneiten allmählich zu, so daß die dunkelblauen Vorhänge nicht mehr zu sehen waren. Der Schnee, der auf den Wollschal gefallen war, gefror, und wenn Hanim Hala den Kopf bewegte, dann knirschte er. Sie dachte an nichts, wartete nur, doch das leise Knirschen erinnerte sie ohne besonderen Grund an ihre Kindheit, ließ auf einmal das Gesicht des Vaters und der Mutter erscheinen. Manchmal kam ihr auch das von Tuberkulose bleich gewordene Gesicht Abuzers in den Sinn.

Es wurde Abend, und nun leuchtete der Schnee, der die

Straße bedeckte, in der Dämmerung. Aus dem Gebäude kamen immer mehr Leute, das Telefon schrillte, und der Milizionär lief eilig aus seinem Häuschen und öffnete das Tor. Die schwarzen Emadins fuhren heraus und verschwanden. Hanim Hala sah nicht mehr auf die Leute, die heraustraten, sondern nur noch auf den Milizionär. Der schüttelte jedoch immer wieder den Kopf, und sie näherte sich keinem der Leute.

Der Milizionär trat von Zeit zu Zeit heraus und putzte das Fenster, damit es nicht zuschneite. Das Fensterchen sah aus wie das Auge dieses dunklen Winterabends. Hanim Hala schien es, als läute diesmal das Telefon auf eine besondere Weise. Auch der Milizionär schien sich aufmerksamer als sonst zu bewegen. Eilig lief er hinaus, öffnete das Tor und nickte auffällig zu Hanim Hala hinüber.

Hanim Hala lief auf den Wagen zu, in dessen Fond ein korpulenter Mann saß. Sie rüttelte heftig an der Wagentür. Der Mann sah sie erstaunt an, dann sah er zum Milizionär, der aufrecht dastand, wie eine gespannte Feder, die rechte Hand zum Gruß erhob.

Der Chauffeur stoppte den langsam ausrollenden Wagen, und der korpulente Mann auf dem Rücksitz öffnete die Tür. »Was ist los?«

»Ich habe etwas mit Ihnen zu besprechen!«

Wieder sah der Mann zum Milizionär. »Wer ist das hier?«

Der Milizionär spannte seinen Körper noch mehr. »Das weiß ich nicht!«

Da schrie der Mann: »Aber was weißt du eigentlich?«

»Daß ich schuldig bin.«

Der Mann rief dem Chauffeur zu: »Fahr!« Der Wagen fuhr so plötzlich an, daß Hanim Hala keine Gelegenheit fand zu reagieren. Bald verlor sich der Emadin in der Ferne. Der Milizionär stand immer noch in Habt-acht-Stellung, blickte dem Wagen vorsichtig nach und sah dann zu Hanim Hala.

Hanim Hala spürte ihre Hände und Füße nicht mehr, auch

die Kälte nahm sie nicht mehr wahr. Sie drehte sich um und ging davon, beinahe bis zu den Knöcheln im Schnee versinkend.

Es schneite die ganze Nacht, über Baku legte sich tiefer Frost.

Am nächsten Morgen saß der Milizionär wieder in seinem Häuschen und hielt die Hände über den Herd.

Er war nicht bei Laune, sah in den Teekessel, um zu prüfen, ob er voll sei, stellte ihn dann auf den elektrischen Herd, zog ein großes Schnupftuch aus seiner Tasche und wischte sich die Brillengläser. Als er aus dem kleinen Fenster sah, erkannte er, daß die seltsame Alte wieder vor dem eisernen Tor stand. Früh am Morgen hatten sie ihm bereits Vorwürfe wegen des gestrigen Zwischenfalls gemacht, und jetzt mußte er dem Diensthabenden melden, daß die Frau wieder da war. Er betrachtete sie nur eine Zeitlang, verwünschte dann das widrige Schicksal dieser Frau und seiner selbst. Er beschloß, niemanden anzurufen, stand auf und ging hinaus. Er sah vorsichtig nach rechts und links, dann näherte er sich eilig Hanim Hala. »Geh weg von hier!« sagte er. »Wenn sie dich hier sähen, wäre das nicht gut.«

Hanim Hala schwieg und bewegte sich nicht vom Fleck.

»Bei meinem Glauben, das ist eine gefährliche Person! Der Fluch dieser Person wird sich über mich ergießen, bei Allah, so wird es kommen.« Dann fuhr er mit etwas milderer Stimme fort: »Geh nach Hause, Ahçi, er ist sowieso noch nicht gekommen. In zwei Tagen gibt es eine große Versammlung, dann wird er wieder hier sein.« Wieder antwortete Hanim Hala nicht.

Der Milizionär sah sich vorsichtig um und kehrte in das Pförtnerhäuschen zurück.

Am nächsten Tag stand sie wieder von morgens bis abends vor dem Eisentor des großen Gebäudes am Rande des Bürgersteigs, und auch an diesem Tag trat der Milizionär wieder zu ihr, wobei er sich mit vorsichtigen Schritten näherte.

»Frau, hast du kein Zuhause? Beim Leben meiner Kinder, er ist nicht gekommen. Es steht eine große Versammlung bevor, in zwei Tagen wird er kommen – oder glaubst du meinen Worten nicht?«

Hanim Hala öffnete zum ersten Mal an diesem Tag ihren Mund. »Und wenn er plötzlich kommt?«

»Alles kann plötzlich geschehen! Ja, ich kann jetzt umfallen und sterben.« Dann wurde ihm klar, wie unnützlich seine sich endlos wiederholenden Worte für diese Frau waren. Er zog ein Stück Brot aus seinem Mantel. »Nimm, iß wenigstens, du starsinnige Frau.«

Hanim Hala erwiderte: »Vielen Dank. Geh und iß dein Brot selbst, es soll dir schmecken.«

Der Milizionär schwieg, steckte das Brot wieder ein, und als er bereits auf dem Weg zurück zu seinem Häuschen war, rief ihm Hanim Hala nach: »Du gefällst mir, bist ein guter Mann.«

Hanim Halas Worte berührten den dickbärtigen Milizionär, der beinahe alles erlebt hatte.

Es wurde Abend, und alle Angestellten gingen nach Hause. Die Lichter hinter den zugeschneiten Fenstern mit den blauen Vorhängen wurden gelöscht. Der Milizionär wurde von einem Kollegen abgelöst, doch der Wagen, auf den Hanim Hala wartete, kam nicht. So verging der dritte Tag. Hanim Hala hatte hier vom frühen Morgen bis zum späten Abend gewartet, doch der Wagen war nicht gekommen. Einmal sah sie Muhtar in einem der schwarzen Emadins, die aus dem Hof fuhren, doch Muhtar saß wie immer ernst da, blickte stur geradeaus und erkannte sie nicht.

Wieder hielt der Emadin vor Muhtars Haustür. Er stieg aus und ging ins Haus. Niemand sprach mit ihm. Etwas später kam Hanim Hala zu Fuß, und auch sie sprach niemanden aus dem Viertel an.

Jeder wußte, daß sie in aller Frühe losging, doch wo sie genau hinging, das wußte niemand. Nur eines war allen

sonnenklar, daß, wo sie auch immer hinging, sie wegen Abdülali unterwegs war.

Jeder im Viertel erwartete Abdülali, doch er kam nicht.

Auch der kleine Alekber wartete sehnsüchtig auf ihn. Wie die anderen wünschte auch er, daß Hanim Hala dem schwarzen Emadin, dem Telefon und der schwarzen Lederjacke überlegen sein sollte.

Als Hanim Hala sich am vierten Tag vor das eiserne Tor stellte, trat der Milizionär aus seinem Häuschen, sah sie an und nickte leicht mit dem Kopf. Hanim Hala begriff, daß der erwartete Wagen im Hof stand.

Wieder schneite es den ganzen Tag, und Hanim Hala wartete bis zum Abend, schüttelte gelegentlich ihren dicken Wollschal aus. Wieder begann sich das Gebäude zu leeren. Die Lichter in den verschneiten Fenstern hinter den dunkelblauen Vorhängen, die nur mit Mühe zu erkennen waren, wurden gelöscht, und endlich hörte Hanim Hala das Telefon läuten. Eilig sprang der Milizionär auf, lief zum Tor und blickte zu Hanim Hala. Dann öffnete er, und als der schwarze Wagen aus dem Hof fuhr, kam Hanim Hala mit eiligen Schritten angelaufen, blieb genau vor dem Wagen stehen und stützte die Hände auf die Motorhaube.

Auch diesmal saß der korpulente Mann im Fond, und natürlich erkannte er Hanim Hala sofort. Er blickte wütend zum Milizionär, der, mit einer grüßenden Hand an der Mütze, stocksteif dastand, als sei er durch und durch aus Holz.

Der Chauffeur machte Anstalten auszusteigen, doch der Mann sagte: »Bleib da!«

Dann öffnete er selbst die Wagentür. »Was soll das hier? Was willst du?«

»Ich muß dir etwas sagen.«

»Was?«

»Ich habe eine Beschwerde.«

»Über wen willst du dich denn beschweren, Frau? Was ist das für eine Unverschämtheit?«

»Über dich will ich mich beschweren und über einen von deinen Mitarbeitern!«

»Was?« Der Mann machte einen langen Hals und fragte erstaunt: »Was hast du gesagt?«

Es war, als wehe plötzlich ein Wind, der den in Grußhaltung erstarrten Milizionär ein paarmal durchschüttelte.

»Ich habe gesagt, daß ich mich über dich beschwere und über deine Mitarbeiter! Bist du kein Mensch? Glaubst du, du verbringst dein ganzes Leben in diesem Auto?« Hanim Hala hatte immer noch beide Hände auf der Motorhaube und bewegte sich nicht von der Stelle.

Der Mann stieg mit einer Eile aus, die nicht recht zu seiner Körperfülle paßte, und stellte sich vor Hanim Hala, sah die von Scheinwerfern beleuchteten aufeinandergepreßten dünnen Lippen der Frau, das blau angelaufene Gesicht, sei es aus Wut, aus Erregung oder wegen der Kälte, den schneebedeckten gefrorenen Schal, den langen dicken Rock, die Beine, die beinahe bis zu den Knien im Schnee versunken waren. »Wartest du schon den ganzen Tag auf mich?«

Hanim Hala antwortete nicht.

Der Mann sagte zum Milizionär: »Laß sie herein« und ging mit eiligen Schritten durch das Pförtnerhäuschen in das Gebäude zurück.

Hanim Hala löste ihre Hände von der Motorhaube und sah zum Milizionär. Dann schüttelte sie den Schal aus und folgte dem Mann in das Gebäude.

Im Viertel verbreitete sich die Nachricht von Abdülalis Freilassung wie ein Lauffeuer.

In jener frostigen Winternacht kam Aliabbas Kişi mit Hasanağa Emi, Ağahüseyn Emi und Azizağa Emi zu Hanim Hala und hießen Abdülali willkommen. Wir Kinder veranstalteten eine ausgelassene Schneeballschlacht. Danach machten wir vor dem Sari Hamam Feuer und versammelten uns um Balakerim. Bis Mitternacht lauschten wir seinen dunklen, geheimnisvollen Geschichten, die er mit einem besonderen

Eifer erzählte. Uns war, als sei ein unerwarteter Festtag in unserem Viertel eingezogen. Niemand rief uns nach Hause, und wir saßen so lange vor dem Feuer, wie wir Lust hatten.

Balakerim erzählte von den Kämpfen der Menschen, von Kriegen und großen Schlachten; davon, wie das weiße Kamel den Mund geöffnet und wie ein Mensch gesprochen hatte.

Natürlich kam es niemandem von uns in den Sinn, daß der größte Krieg aller Kriege noch auf uns wartete und daß in sehr kurzer Zeit dieser größte Krieg keinen Mann in unserem Viertel unversehrt lassen würde.

Am Morgen nach jener Winternacht sah man gegen Mittag unten auf der Straße Muhtars Emadin. Alle wunderten sich darüber, denn die schwarze Limousine war sonst nur morgens, wenn er zur Arbeit fuhr, und abends, wenn er nach Hause kam, zu sehen. Diesmal hielt der Emadin jedoch nicht vor Muhtars Tür, sondern vor unserem Hof. Muhtar stieg aus und blieb stehen, besah sich das Tor, das zum Hof führte. Dann sah er mich an. »Wohnst du hier?«

Ich nickte.

»Wohnen sie auch hier?«

Ich begriff natürlich, von wem er sprach, und nickte wieder.

Eilig sagte er: »Komm. Zeig mir einmal, wo sie wohnen.«

Zuerst sträubte ich mich, aber dann tat er mir irgendwie leid. Ich lief vor ihm her und betrat unseren Garten.

Meine Mutter hatte eine Schaufel in der Hand und schippte damit den Schnee vor unserer Haustür. Muhtar trat ein und grüßte sie. Meine Mutter sah ihn nur erstaunt an und erwiderte seinen Gruß.

Wieder sprach mich Muhtar an: »Wo wohnt sie?«

Mit dem Kopf wies ich auf den verglasten Balkon. Muhtar wollte gerade die Holzterrasse hinaufsteigen, doch in diesem Augenblick öffnete Hanim Hala das Fenster des Balkons und beugte sich hinaus.

Muhtar erkannte sie und blieb stehen. Und nun sah ich,

wie ein Mensch lediglich durch die Blicke eines anderen Menschen, ohne daß ein einziges Wort gefallen wäre, blutrot anlief. An jenem Winterabend schien Muhtars Gesicht Feuer gefangen zu haben.

»Was willst du?« rief Hanim Hala.

»Es ist mir befohlen worden, mich bei dir zu entschuldigen.«

»Gut«, sagte sie, »aber verschwinde jetzt! Du wirst von nun an keinen Fuß mehr in diesen Hof setzen!«

Muhtar verließ den Garten. Dann hörte man das Motorengeräusch des schwarzen Emadin, das sich bald verlor. Hanim Hala schloß das Fenster, und auf unseren Garten senkte sich wieder die alte Ruhe. Nur das Scharren der Schaufel und das Knirschen des Schnees waren zu hören.

Plötzlich öffnete Hanim Hala das Fenster wieder einen Spalt und rief: »Komm rauf, Alekber!«

Hanim Hala bereitete Gutab zu, und einen von den heißen Gutabs nahm sie aus der Pfanne, streute Sumach darüber und reichte ihn mir. »Nimm, iß, Alekber.«

Mit brennendem Mund und großem Appetit aß ich diesen Gutab.

»Ist es gut, Alekber?« fragte Hanim Hala.

»Sehr gut«, sagte ich und verstand, daß sie diese Gutabs für jemand Besonderen gemacht hatte, denn sonst hätte sie niemals solch eine Frage gestellt.

Und wirklich, der Polutorka von Adil hielt mittags vor dem Hof. Adil stieg aus und ging ins Haus. Hanim Hala übergab ihm ein Paket.

Als er wieder im Hof stand, das Paket unter dem Arm, rief er mich: »Gehen wir, Alekber, ich habe mit dir noch etwas zu erledigen.«

Natürlich stieg ich mit großer Freude in den Lastwagen, und während wir durch die Straßen der Stadt fuhren, schien es mir, als sei das Weiß der verschneiten Stadt eigentlich das Weiß, die Sauberkeit unseres Viertels, das sich nun auf den

fremden Straßen ausgebreitet und sie mir dadurch nähergebracht hatte.

Adil hatte das Paket von Hanim Hala neben mich gelegt. Durch die Wärme und den Geruch, den es verströmte, erkannte ich, daß sich Gutab darin befand.

»Wohin fahren wir?« fragte ich.

»Meine Mutter hat mich gebeten, dieses Geschenk zu übergeben.«

Adil parkte seinen Lastwagen in der Nähe eines großen Gebäudes. Er zeigte auf ein kleines Häuschen daneben. »Nimm die Gutabs, Alekber, und gib sie dem armenischen Milizionär, der da sitzt. Sage, daß es ein Geschenk ist, daß es meine Mutter schickt, für ihn und seine Kinder.«

Ich nahm das Paket und stieg aus, stapfte durch den Schnee der Straße auf dieses Häuschen zu und öffnete die Tür. Drinnen saß ein Milizionär mit einem mächtigen Bart und wärmte sich die Hände über einem elektrischen Ofen, der neben ihm stand. Er blickte mich erstaunt an. Ich legte das Päckchen auf den Tisch (es war ein Schreibtisch wie bei Koca), der vor ihm stand.

»He, was soll das hier?« fragte er.

»Das ist ein Geschenk, Hanim Hala hat Gutab gemacht und Ihnen geschickt. Für Sie und Ihre Kinder.«

Wieder sah mich der Milizionär erstaunt an, dann musterte er das sorgfältig verschnürte Paket. »Wirklich?«

»Ja«, sagte ich.

»Wer ist Hanim Hala, Matağini?«

»Einfach Hanim Hala«, antwortete ich, da ich keine andere Antwort auf diese Frage fand.

Plötzlich sagte der Milizionär: »Ist das etwa die Frau von vorhin?« und sein Gesicht schien von einem Licht erfüllt zu sein. »Vielen Dank! Was sollen denn diese Umstände? Bei Allah, von jemand anderem hätte ich das nicht angenommen, bei meiner Religion, aber diese Frau ist etwas Besonderes!«

Ich sagte: »Danke schön« und verließ das Pfortnerhaus. Der

Milizionär stand auf und folgte mir. »He, Matağini«, rief er, »grüß diese Frau sehr herzlich von mir! Ihre Angelegenheit ist wohl in Ordnung gekommen! So habe ich, bei meiner Religion, noch keinen Mann erlebt! Sieh an!«

Am gleichen Tag verbreitete sich in unserem Viertel die Nachricht, daß Muhtar degradiert worden war. Er ging nun zu Fuß zur Arbeit. Den schwarzen Emadin sah man eine gewisse Zeit nicht mehr. Doch dann erschien eines Tages wieder der schwarze Wagen, und es verbreitete sich im Viertel die Nachricht, daß Muhtar befördert worden sei.

Ein- oder zweimal im Jahr nahm mich mein Vater mit auf die Reise. Diese Reisen mochte ich mehr als alles andere auf der Welt, im Wagen zu fahren, zusammen mit meinem Vater den Waggon zu reinigen, an fernen Stationen auszusteigen, wenn der Zug hielt, die Menschen an diesen fernen Stationen zu sehen, an jedem Ort etwas zu kaufen und allmählich den geflochtenen Korb zu füllen. Wenn es für mich auf dieser Welt etwas gab, das man Glück nennen konnte, dann war es dies. Doch meine Mutter war jung und schön, und sie alleine zu Hause zu lassen, war nicht richtig. Mir widerstrebte die Vorstellung, daß sie sich um uns sorgen mußte, und doch ging ich ein- oder zweimal mit meinem Vater auf Reisen (es waren im allgemeinen kurze Fahrten, nach Mahackala, Minvod und einmal besonders weit nach Rostov). Eines Tages kehrten wir in aller Frühe von einer dieser Reisen nach Baku zurück. Als wir das Haus betraten, sahen wir, daß die Augen meiner Mutter vom Weinen gerötet waren. Mein Vater fragte: »Was ist mit dir?«

Meine Mutter schluckte. »Die arme Kübra, Muhtars Frau, ist gestern gestorben.«

Mein Vater wurde ernst. »Möge Allah ihr Gnade erweisen.«

Die tönernen Blumentöpfe auf Kübra Halas Balkon, ihre wunderschönen Rosen kamen mir plötzlich in den Sinn. Diese Rosen entbehrten nun ihrer Pflege. Sie sorgten sich seit gestern um Kübra Hala, und mir taten sie sehr leid.

Muhtar ließ Kübra Hala ohne Molla bestatten. Die Leute sagten, er sei gegen die Religion, und auch sonst mache es einen schlechten Eindruck, wenn ein Mann wie Muhtar den Molla rief.

In unserem Viertel erzählte man sich auch, daß Muhtar heimlich Molla Esadulla Geld gegeben und für Kübra Hala das Yasin-Gebet habe lesen lassen. Auch habe er den Molla unter Druck gesetzt, nichts davon zu erzählen.

Kurze Zeit nachdem Kübra Hala gestorben war, begann der Krieg. Nie wieder bekamen wir ihre guten, heißen Pirrogen zu essen.

14

Aus dem Nebenzimmer ertönte Klaviermusik; meine Tochter spielte Präludien von Bach.

Die Präludien sind unsterblich, sie werden immer die Menschen erfreuen.

Sie wurden schon vor hundert Jahren gespielt, und in hundert Jahren werden sie auch noch gespielt werden.

Doch die Melodien, die Balakerim auf der Flöte spielte, wird niemand mehr hören.

Balakerim war ein Niemand.

Die Lieder des Niemand schweigen auf ewig.

15

In letzter Zeit kommt mir oft Gülağa in den Sinn.

Er ist mir auch heute wieder vor Augen: Er war ein hochgewachsener Junge mit großer Adlernase und einem dünnen schwarzen Bart, der aussah, als sei er aus rabenschwarzen dünnen Seidenfäden gewoben. An die kleinen, verschiedenartigen Werkzeuge Gülağas erinnere ich mich, und auch heute noch, wenn ich in irgendeiner Stadt eine Uhrmacherwerkstatt sehe, kommt mir Gülağa in den Sinn.

Gülağa war Uhrmacher, und in welchem Haus des Viertels auch immer eine Uhr kaputt war, fand er Zeit zu kommen, öffnete seine kleine Tasche und nahm das Werkzeug heraus. Handelte es sich um eine Armbanduhr, dann klemmte er sich eine Lupe vor das Auge, reparierte sie eilig und verschwand wieder (Geld nahm er natürlich nicht an).

Gülağa hatte es vor allem deshalb so eilig, weil er von morgens bis abends mit seiner Frau Sona zusammen sein wollte. In der Frühe verließen sie gemeinsam das Haus, Gülağa ging in seine Reparaturwerkstatt, Sona in die große Schneiderei. Abends trafen sie sich wieder und kamen zusammen nach Hause, schlossen die Tür ab und blieben die ganze Nacht zusammen oder spazierten gemeinsam auf der Straße. Manchmal sah man sie Arm in Arm ins Kino gehen. Im Viertel wurde sogar erzählt, sie besuchten auch Theateraufführungen.

Vor Gülağa und Sona war in unserem Viertel noch kein Ehepaar vor aller Augen Arm in Arm spazierend gegangen. Seltsamerweise akzeptierten die Leute dieses Verhalten, es war, als gelten die allgemeinen Sitten für dieses Ehepaar nicht.

Einmal, am Vortag zum Novruzfest, hatten wir uns am Abend um Balakerim versammelt. Nachdem er eine Weile

auf der Flöte gespielt hatte, sagte er: »In sehr alter Zeit, da lebte doch der Prophet Salomon, das wißt ihr, ich habe es euch schon erzählt. Dieser Prophet Salomon hatte eine Frau, sie hieß Bilgeys. Sie war eine sehr ergebene Frau. Es gab außerdem einen Vogel Strauß, und der Name dieses Vogels war Bubbu. Dieser Vogel erzählte dem Propheten Salomon und Bilgeys die Geheimnisse, die sie voreinander hatten. Gülağa ist Salomon. Sona ist Bilgeys. Und schließlich der Vogel Bubbu, der ist einfach Gülağa und Sona zusammen.«

An diesem Abend, als wir unter den beiden Maulbeerbäumen saßen, wurde mir klar, daß Balakerim die Flöte für Sona und Gülağa gespielt hatte, und ich begriff, daß Balakerim, wenn er plötzlich zu spielen begann, immer für jemand Bestimmten spielte, daß er dann über jemanden intensiv nachdachte.

Nachdem der Krieg ausgebrochen war, kam Gülağa an die Front und fiel. Nach seinem Tod zog Sona für immer davon. Ich sah sie nie wieder.

Jetzt fällt mir ein, daß ich ein paar Jahre nach dem Krieg von irgend jemandem erfahren hatte, daß die schreckliche Nachricht vom Tod Gülağas falsch gewesen war, daß er überlebt habe. Aber ich bin mir nicht sicher, ob dies stimmt.

An Sona erinnere ich mich noch oft und denke über sie nach.

16

Manchmal, wenn das Gespräch auf Ibadulla kam, sagte Aliabbas Kişi: »Möge Allah Hamidulla Gnade erweisen! Gut, daß er beizeiten die Welt verlassen hat, daß er diesen Nichtsnutz nicht mehr sehen mußte.«

Aliabbas Kişi hatte immer eine große Wirkung auf mich. Ich vergaß seine Worte nicht, nicht nur deshalb, weil ich

Ibadulla auch nicht mochte, sondern auch, weil mir der selige Hamidulla, dessen Gesicht ich nicht gesehen hatte, und Emine Hala leid taten. Besonders deshalb, weil unsere Mütter uns ausschimpften, wenn wir uns stritten oder etwas angestellt hatte, und dann zu uns sagten: »Bei Allah, ich fürchte, daß du später einmal wie Memmedbağır wirst!« »Sei nur wie Memmedbağır, mach uns lächerlich in der Welt!« »He, du bist mir wohl einer von diesen Memmedbağırs geworden!«

Manchmal fragte ich meine Mutter: »Wer war Memmedbağır?«

Eilig antwortete sie: »Niemand, schlaf jetzt!«

»Ich weiß es, er war der Sohn von Aliabbas Kişi«, antwortete ich.

Worauf sie wütend wurde: »Du bist noch ein Kind, also beschäftigte dich mit Sachen für Kinder! Sag ich dir nicht, du sollst schlafen?«

Aliabbas Kişi wohnte neben dem Sari Hamam, und alle im Viertel wußten, daß Hanim Hala Aliabbas Kişi am liebsten mochte und daß auch Aliabbas Kişi Hanim Hala sehr gern hatte.

Da Aliabbas Kişi alleine lebte, schickten ihm die Frauen des Viertels öfter etwas zu essen, doch er ließ diese Geschenke der Frauen, auch die Leckerbissen, die ihm Sekina Hala, die Frau Ağahüseyn Emis, die nebenan wohnte, mit besonderer Sorgfalt zubereitete, zurückbringen (natürlich, wenn es jemand anderes als Aliabbas Kişi gewesen wäre, dann wäre es unweigerlich zu Meinungsverschiedenheiten darüber gekommen, daß er ein Geschenk ablehnte.

Doch Aliabbas Kişi konnte man nicht böse sein, denn er war der Älteste des Viertels). Nur von Hanim Hala nahm er etwas an, und manchmal kam er sogar selbst mit seinem klappernden Stock, der einen silbernen Griff hatte, in unseren Hof, rief nach Hanim Hala, und wenn sie den Kopf aus dem verglasten Balkon steckte, sagte er: »Hanim, mir ist Gutab mit Kürbis in den Sinn gekommen. Wenn du heute oder morgen

Gelegenheit findest, dann mach Kürbis-Gutab für mich.« Aliabbas Kişi verehrte Hanim Hala, fühlte besondere Nähe zu ihr und äußerte deshalb offen seine Wünsche.

Man sagte, daß Aliabbas Kişi, Hanim Halas Vater und Settari Masum einst sehr gute Freunde gewesen waren. Von diesen dreien lebte nur noch Aliabbas Kişi. Er war alt geworden und ging am Stock, aber er lebte.

Das Sari Hamam hatte Aliabbas Kişis Vater gebaut, und deshalb nannten die alten Menschen der umliegenden Viertel das Sari Hamam oft Hacı Kasım Hamam, weil der Vater von Aliabbas Kişi Kasım hieß. Früher war das Sari Hamam Aliabbas Kişis Eigentum gewesen, und nach Gründung der Sowjetmacht hatte er lange Jahre als Leiter des Sari Hamam gearbeitet. Er hatte sich pensionieren lassen, als er alt geworden war, und übergab die Stelle seinem Nachbarn Ağahüseyn Emi. Aliabbas Kişis Frau Halime Hala war bereits tot, und darum wollten ihm die Frauen des Viertels ihre Dienste erweisen.

Doch in dieser Sache, wie auch in anderen Angelegenheiten, war seine Einstellung hart. Er verschmähte die Hilfsangebote und machte nur bei Hanim Hala eine Ausnahme. Auch seine einzige Tochter Nisa Hala billigte die Verehrung ihres Vaters durch Hanim Hala und sah in den Geschenken und Bestellungen nichts Schlechtes.

Nisa Hala war mit Maşağa verheiratet, einem Metzger. Sie hatten erwachsene Kinder und Enkel, und Nisa Hala, ihr Mann und ihre Kinder konnten Aliabbas Kişi nicht dazu bewegen, zu ihnen aufs Land zu ziehen (Aliabbas Kişi sagte: »Wollt ihr mich umbringen? Ohne das Viertel könnte ich auch nicht einen Tag leben!«), und ein- oder zweimal in der Woche stiegen sie in den »Elektrischkaya«, den Nahverkehrszug, und besuchten ihn, machten ihm etwas zu essen, putzten das Haus, nahmen die zu waschende und zu bügelnde Wäsche mit und fuhren zurück.

Manchmal, wenn es regnete und der Gilavar- oder Hazri-

Wind wehte und wenn Aliabbas Kişi alleine zu Hause war, dann sagte Hanim Hala zu einem ihrer Söhne: »Geh einmal und schau, was der Mann macht.«

Manchmal, im frühen Herbst, erhoben sich Abend für Abend Stürme, rissen beinahe die Maulbeerbäume samt Wurzeln aus, und wenn in dieser Zeit Cefar, Adil, Abdülali, Cebayıl und Ağarahim bei der Arbeit waren und Koca im Institut, also wenn niemand zu Hause war, dann rief Hanim Hala vom Balkon aus: »Alekker, he, Alekker, geh und schau, was der Mann macht. Frag ihn, ob er etwas braucht.«

Mit der einen Hand hielt ich meine Mütze, daß der Wind sie mir nicht forttrieb, mit der anderen die Jacke und ging gegen den Wind (bei einem solchen Wind konnte ich nicht laufen) zur Tür von Aliabbas Kişi, die Tag und Nacht unverschlossen war, öffnete sie und sagte beim Hineingehen: »Hanim Hala fragt, wie es dir geht.«

Aliabbas Kişi zog die Augenbrauen zusammen, und ich wußte nicht, ob er scherzte oder es ernst meinte.

»Junge, grüßt man im Iran die Leute nicht?«

Der kleine Alekker zuckte mit den Achseln. »Ich weiß nicht.«

»Bist du etwa kein Iraner, mein Junge?«

»Nein.«

»Woher kommst du denn?«

»Aus unserem Viertel.«

Diesmal lachte Aliabbas Kişi offen heraus. »Dann, mein Junge aus unserem Viertel, sprich zuerst einmal Allahs Gruß, und dann sag, was du zu sagen hast.«

Ich grüßte ihn.

»Möge Allah deinem Großvater Gnade erweisen! Allah soll deinem Vater Gesundheit schenken, was macht es schon, daß er ein Iraner ist, er ist ein guter Mann! Sei willkommen, kleiner Mann! Wie es mir geht? Alles in Ordnung, nur Bezmi Süleyman habe ich nicht genug!« Wieder lächelte Aliabbas Kişi. »Du weißt doch, Alekker, dein Namensvetter

Mirza Alekber war ein großer Dichter! Er hat gesagt, auch wenn das Alter ein großer Wert ist, so hat es doch kaum die Kraft eines Kinderarmes! Verstehst du?»

Ich nickte, doch in Wirklichkeit verstand ich natürlich nichts von diesen Gesprächen. Dann sagte Aliabbas Kişi: »Allah soll Mirza Alekber Gnade erweisen, er wußte, was er gesagt hat! Auch Mirza Settar soll Allah seine Gnade erweisen, er war ein großer Verehrer von Sabir, ständig zitierte er aus seinen Gedichten. Weil auch er, wie Sabir, ein Mensch war, der das Volk liebte.«

Immer wenn meine Mutter Fetulla Hatem beschimpfte, wenn sie mit einem Zeitungsfetzen, auf dem Fetulla Hatems Bild abgedruckt war, den Gasofen reinigte, kam mir Aliabbas Kişi in den Sinn, weil das Schicksal seines Freundes Settar Masum die Worte meiner Mutter bestätigte. In meinen Gedanken gewann der Zorn meiner Mutter immer mehr an Bedeutung.

Oft saß Aliabbas Kişi mit seinem Bernsteintespih in der Hand auf dem Polster, das er über die Holzbank gelegt hatte. Wenn ich ihn so, wie ein Wollknäuel zusammengerollt, im Schneidersitz auf der Bank sitzen sah, dann schien es mir, als sei dieser Mann keiner von den gewöhnlichen Bewohnern des Viertels, als käme er von irgendeiner anderen Welt, vielleicht auch aus der geheimnisvollen Welt, von der Balakerim erzählte. Manchmal schien es mir sogar, daß die Gestalt Allahs wie die Gestalt Aliabbas Kişis sein müsse, mit seinen ergrauten Haaren und Augenbrauen, seinem weißen Bart. Doch wenn er hustete, dann hustete er wie ein gewöhnlicher Mensch und sprach: »Alekber, wenn du schon einmal da bist, dann laß mich dir ein Geheimnis offenbaren.« Wieder lachten seine Augen. »Du weißt doch, jetzt ist die erste Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts. Weißt du, was ein Jahrhundert ist? Ein Jahrhundert, das heißt einhundert Jahre. Du wirst im einundzwanzigsten Jahrhundert leben, dann wirst du jünger sein, als ich jetzt bin... Dann wirst du sehen, wie Deccal

heraustritt und ruft, ich bin Mehdi. Aber du sollst wissen, daß er lügt. Dieser Hundesohn Deccal ist nicht Mehdi, Mehdi Sahibbezzaman wird später auftauchen. Gut, Alekber? Wenn Allah es will, dann wirst du dir im einundzwanzigsten Jahrhundert diese Worte ins Gedächtnis rufen, dann komme ich dir vielleicht auch in den Sinn.« Wieder lächelte Aliabbas Kişi, und ich wußte nicht, ob er scherzte oder ob er seine Worte ernst meinte. »Gut, Alekber?«

Ich nickte, weil ich sowieso nicht verstand, was Aliabbas Kişi meinte. Wieder hielt ich mit einer Hand meine Mütze und mit der anderen meine Jacke und lief in unseren Garten zurück. Hanim Hala fragte mich: »Was ist, Alekber, wie geht es ihm?«

»Gut, er hustet nur ein wenig.«

Abends gab Hanim Hala einem ihrer Söhne, meist aber Koca (weil er Medizin studierte), ein Stück Ziegenspeck. »Geh und reibe ihm den Rücken damit ein, das wird die Erkältung aus seinem Rücken ziehen.«

Natürlich wollte meine Mutter nicht von Aliabbas Kişi mißbratenem Sohn Memmedbağır sprechen, doch wußte ich ohnehin alles, was über ihn erzählt wurde. Balakerim sagte, daß sich diese Geschichte anfangs der zwanziger Jahre, also in den ersten Jahren der Revolution, ereignet hatte.

Seit Tagen denke ich über diese Geschichte nach, und manchmal scheint mir, als habe sie sich vor meinen Augen abgespielt...

Ein Herbstabend ging zu Ende, die Nacht begann und der Regen wurde immer heftiger. Das Rauschen des Wassers vermengte sich mit dem Heulen des Windes, und jedesmal, wenn der Sturm den Regen gegen Aliabbas Kişis Fenster peitschte, schien etwas im Herzen des alten Mannes zu zerbrechen, eine Unruhe, deren Grund er nicht kannte, breitete sich in ihm aus.

Aliabbas Kişi schien die Qual dieser Herbstnacht für sein ganzes Leben schon im voraus zu spüren.

Aliabbas Kişi sah Memmedbağır im Licht der Petroleumlampe, die auf dem Tisch stand, und bemerkte deutlich, daß sein Sohn voller Unruhe war.

Memmedbağır saß auf dem Bettgestell in der Ecke, las im diffusen Licht der Petroleumlampe eine Zeitung, die er irgendwoher zwischen die Finger bekommen hatte, stand immer wieder auf, näherte sich dem Fenster zur Straße und schaute interessiert hinaus.

Seit dem Morgen dieses Herbsttages litt Halima Hala unter starken Kopfschmerzen. Nur mit Mühe hatte sie es den Tag über geschafft, das Essen zu machen und den Haushalt zu besorgen. Sie war jetzt vollkommen erschöpft, hatte sich den Kopf mit einem Tuch umbunden und war zu Bett gegangen.

»Warum schlaft ihr nicht?« fragte sie, beinahe schon im Halbschlaf.

Aliabbas Kişi saß in weißem Hemd und Unterhose auf dem Bett, doch die Unruhe seines Herzens oder was es war, ließ ihn nicht schlafen.

Memmedbağır war achtzehn Jahre alt und Aliabbas Kişis einziger Sohn. Aliabbas Kişi betrachtete im Licht der Petroleumlampe den jungen Bart seines Sohnes. Seine Gedanken führten ihn in alte Zeiten, in Zeiten, in denen er selbst so ein Junge gewesen war. Es kam ihm vor, als seien seit dieser Zeit nicht fünfundvierzig, sondern tausend Jahre vergangen, denn die Last dieser fünfundvierzig Jahre war so groß, daß sie in die Erinnerung gewöhnlicher Jahre nicht mehr hineinpaßte.

Aliabbas Kişi fragte: »Warum schläfst du nicht?«

»Ich lese noch die Zeitung und gehe dann schlafen«, antwortete Memmedbağır.

Es schien Aliabbas Kişi, als wolle Memmedbağır seine Augen vor ihm verbergen, als versuche er, nicht zu seinem Vater zu sehen. In seinen Worten oder besser in der Betonung der Worte lag etwas Künstliches. Das war Aliabbas Kişi nicht erst an diesem Tag, sondern auch schon früher aufgefallen, und in dieser stürmischen Herbstnacht schien die Hand

Aliabbas Kişis plötzlich an eine Glut gestoßen zu sein. Er schreckte auf und sagte: »Verflucht!« Dann wollte er aufstehen und eine Zigarette rauchen, doch nahm er auf Halima Rücksicht. Er wollte ihr nicht zumuten, im Zigarettenqualm zu schlafen.

»Du verdirbst dir die Augen«, sagte Aliabbas Kişi. »Mach das Licht aus und geh schlafen.« Er wollte noch hinzufügen: »Du hast zuviel gelesen, wirst womöglich ein Settar Masum werden, was dann? Den armen Mirza regen sie so auf, daß er nicht mehr weiß, was er machen soll.« Doch Aliabbas Kişi schwieg, weil es offensichtlich gar keine so leichte Sache war, ein Settar Masum zu werden. »Mach das Licht aus«, sagte er, »wir sollten jetzt schlafen.«

»Jetzt!« sagte Memmedbağır und stand auf.

Zuerst hörte man zwischen dem Peitschen des Regens und dem Heulen des Windes einen Wagen, dann fiel das Licht der Scheinwerfer durch das Fenster, und Aliabbas Kişi war erstaunt darüber, was das wohl für ein Wagen war, der um diese Zeit vor der Tür hielt (normalerweise führen auf diesen steilen Straßen Bakus nur Kutschen, Autos kamen hier nicht herauf).

Memmedbağır blieb wie versteinert stehen. Im Zimmer war es nur halbdunkel, doch auch in diesem Licht erkannte Aliabbas Kişi, daß sein Sohn kreidebleich geworden war.

Jemand pochte kräftig an die Haustür, und Aliabbas Kişi begriff, daß etwas Besonderes bevorstand. Das war nicht nur ein Anklopfen. Er stand auf, warf sich seine Jacke über, trat in den kleinen Flur und stellte sich neben die Eingangstür: »Wer ist da?«

»Mach auf! Hier sind Leute von der Regierung!«

Die Stimme klang hart und herrisch, so daß Widerspruch unmöglich schien. Aliabbas Kişi antwortete: »Sofort, einen Moment noch.«

Er wollte noch Halima Hala Gelegenheit geben, sich etwas überzuziehen. Die fremden Menschen sollten seine Frau nicht

im Nachthemd sehen, doch die Stimme von draußen rief noch eindringlicher: »Mach auf, sofort! Sonst treten wir die Tür ein!«

»Steh auf und zieh dich an!« sagte Aliabbas Kişi zu Halima Hala, doch sie saß bewegungslos im Bett, blinzelte mit ihren müden Augen und verstand nicht, was geschah.

»Beeil dich, zieh dich an!« rief Aliabbas Kişi, doch in diesem Moment wurde so fest gegen die Tür getreten, daß der Riegel zerbrach. Drei Männer stürmten ins Zimmer.

Einer von ihnen trug einen langen Mantel, die anderen beiden hatten Lederjacken an, die vor Nässe glitzerten. Der mit dem langen Mantel ging mit entschlossenen Schritten zum Tisch und drehte das Licht der Petroleumlampe höher. Das Zimmer wurde heller, doch begann die Lampe zu rußen, so daß sich beißender Rußgeruch im Zimmer verbreitete. Es schien, als hätten die ungebetenen Gäste diesen unangenehmen Geruch mitgebracht.

Halima Hala konnte ihre Augen nicht von der rußenden Lampe wenden. In ihrem Aberglauben bedeutete das nächtliche Feuer, daß nachts der Teufel ins Haus kommen würde.

Der Mann mit dem langen Mantel warf Memmedbağır einen stolzen Blick zu. Dann baute er sich vor Aliabbas Kişi auf. »Du verschließt also die Tür vor der Regierung?«

»Warum sollte ich sie verschließen? Ich verschließe sie nicht. Ich habe der Regierung nichts zu verheimlichen.«

»Warum hast du dann nicht geöffnet?«

»Es ist mitten in der Nacht, Frau und Kind sind im Haus.«

»Also um Frau und Kind sorgst du dich, aber die Leute von der Regierung läßt du draußen im Regen stehen?«

Einer von den beiden mit Lederjacke sagte: »Sein Atem ist der Atem des Feindes!«

Der mit dem langen Mantel fuhr fort: »Solche haben wir schon oft gesehen, bring das Gold!«

Es schien Aliabbas Kişi, als habe er den Befehl des Mannes nicht recht verstanden. »Was soll ich bringen?«

»Das Gold!«

»Welches Gold?«

»Das Gold, das du den Armen gestohlen hast!«

Aliabbas Kişi erwiderte erstaunt: »Ich führe einen Hamam, ich bin kein Dieb.«

»Du hast also den Armen nichts gestohlen?«

»Ich kann mich doch schlecht selbst bestehen! Ich bin doch auch arm...«

Der Mann mit dem langen Mantel streckte seinen Finger aus, daß er ihn beinahe in das Auge von Aliabbas Kişi gestoßen hätte, und rief: »Solche bringen das Gold nicht von alleine der Regierung! Solche lieben das Gold mehr als sich selbst. Es herrscht Armut, die Menschen finden kein Brot zum Essen, und solche sitzen auf ihrem Gold. Wenn du es uns nicht von alleine geben willst, glaubst du denn, daß wir es nicht finden werden? Sucht!«

Die beiden mit Lederjacke begannen das Zimmer zu durchsuchen.

Die Petroleumlampe rußte immer noch stark. Halima Hala, die in die Decke gewickelt auf dem Bett saß, wollte zuerst aufstehen und das Licht kleiner drehen, doch während sie die Männer mit den Lederjacken und den mit dem langen Mantel betrachtete, rührte sie sich nicht von der Stelle.

Memmedbağır stand mitten im Zimmer, bewegte sich nicht, und Aliabbas Kişi dachte bei sich, als er das bleiche Gesicht seines Sohnes sah, daß die Durchsuchung der Wohnung seinen Sohn zornig machte, daß er deshalb so bleich geworden war und so unbewegt dastand. Er fürchtete, daß Memmedbağır, weil er noch jung war, plötzlich einen Fehler machen, daß er auf diese Leute losgehen könnte. Dann gäbe es wohl kein Entrinnen vor ihnen, dann müßte der Junge unglücklich werden. So wird es sein, dachte Aliabbas Kişi bei sich, aber er bemerkte auch noch etwas anderes in Memmedbağır's Haltung und seinem Gesicht, er konnte jedoch nicht erkennen, was das war.

Im Zimmer, in der Küche und im Korridor fand sich kein Fleckchen mehr, das die beiden nicht durchsucht hatten. Als sie außer Kleidung, Bettüchern, Tischdecken, Zwiebeln, Knoblauch und Erbsen nichts gefunden hatten, sah der Mann mit dem langen Mantel mit einem immer zornigeren Gesicht zu Memmedbağır herüber.

Aliabbas Kişi sah die wütenden Blicke des Mannes auf Memmedbağır, doch er verstand sie nicht. Es lag etwas Häßliches in diesen Blicken, etwas, das das Fleisch zucken ließ.

Der Glaskolben der Petroleumlampe verdunkelte sich allmählich, so daß es schien, als fiele ein Schatten auf den oberen Teil der Wände.

Wieder peitschte der Wind den Regen gegen das Fenster, doch dies beachtete Aliabbas Kişi nicht mehr, auch Memmedbağır sah nicht mehr zur Straße hinaus.

Einer von den beiden, die Lederjacken trugen, steckte seinen Arm beinahe bis zur Schulter in den Mehlsack. Er bekam Mehl in die Nase und begann zu niesen, und jedesmal, wenn er nieste, schien der Mann mit dem langen Mantel noch wütender zu werden. »Wo ist das Gold?« rief er, und seltsamerweise erschien es Aliabbas Kişi, als meine er nicht ihn, sondern Memmedbağır.

Die beiden Männer mit Lederjacke kamen mit leeren Händen heran und stellten sich neben den mit dem langen Mantel. Der musterte nun zum hundertsten Mal den Raum und sah dann Halima Hala an. »Durchsucht die Matratze und die Decke!« befahl er.

Memmedbağır lief rot an.

Aliabbas Kişi fragte: »Bist du kein Aserbajdschaner?«

Der Mann mit dem langen Mantel antwortete: »So wie du ein Aserbajdschaner bist, der in diesen Notzeiten Waisen und Arme bestiehlt – da wäre es besser, ein Zigeuner zu sein!«

Halima Hala wickelte sich immer enger in die Decke.

Plötzlich klopfte in Aliabbas Kişis Kopf ein Gedanke wie eine pulsierende Ader: Hab acht auf Memmedbağır! Hab acht

auf Memmedbağır! Doch dann vergaß er alles. Sein ganzes Wesen konnte diese Schmach nicht mehr erdulden: seine Frau vor fremden Leuten im Nachthemd, barfuß und mit offenem Haar zu sehen; da war es tausendmal besser zu sterben, und er verstand, daß alles zu Ende war. Trotz seines Alters wollte er sich auf den mit dem langen Mantel stürzen, wollte sich wenigstens sein Herz erleichtern.

Halima Hala hatte die Decke fest an ihre Brust gepreßt und saß auf der Matratze. Ihre Augen waren auf Aliabbas Kişi gerichtet, und in diesem Moment begriff sie alles. Sie las es in den Augen Aliabbas Kişis, mit dem sie dreißig Jahre das Kopfkissen geteilt hatte. Augenblicklich stand sie auf, immer noch in die Decke gewickelt, trat einen Schritt zur Seite und sprach: »Kommt, verehrte Leute, kommt, sucht! Nur derjenige, der es gewesen war, hat euch hereingelegt!«

Einer von denen mit Lederjacke prüfte das Kissen und warf es beiseite, befühlte die Matratze und schob auch sie beiseite. Dann fiel sein Blick auf die Steppdecke, in die sich Halima Hala fest eingewickelt hatte.

Halima Hala sagte: »Kardaş, bei Allah, in dieser Decke ist nichts versteckt.«

Der mit dem langen Mantel rief: »Wir glauben nicht an Allah!«

»An was ihr auch glaubt, darauf werde ich schwören. In dieser Decke ist kein Gold versteckt, Kardaş.«

Der mit dem langen Mantel sah Memmedbağır an, der seine Augen verbarg. Dann schrie er: »Wo ist jetzt das Gold?«

Stille trat ein. Sogar der Wind und der Regen schienen sich beruhigt zu haben. Dann näherte sich Memmedbağır unter größter Kraftanstrengung dem Bettgestell, das in der Ecke des Zimmers stand, bückte sich und zog es stöhnend zur Seite. Direkt unter dem Bett befand sich ein kleines, mit einem Schloß gesichertes Türchen im Holzboden.

Memmedbağır trat etwas zur Seite.

Aliabbas Kişi schwieg.

Wieder peitschte der Wind den Regen gegen das Fenster. Der Ruß der Petroleumlampe hatte den Glaskolben pechschwarz gemacht. Die obere Hälfte der Wände war nun dunkel.

Der Mann mit dem langen Mantel sagte: »Brecht es auf!« Einer von denen mit Lederjacke brach mit dem Stiel einer kupfernen Kelle, die er eilig aus der Küche geholt hatte, das kleine Schloß auf und riß das Türchen heraus. Unter dem Holzboden befand sich ein Hohlraum. Der mit dem langen Mantel packte sich die Petroleumlampe. Das Licht flackerte heftig. Dann hielt er die Lampe nahe an das Versteck und erleuchtete es: Darin befand sich eine rechteckige, mit hellbraunem Leder bezogene Schatulle mit einem winzigen Schloß. Der eine Mann mit der Lederjacke wollte mit dem Stiel der Kelle das kleine Schloß aufbrechen. Aber da es zu klein war, paßte der Stil nicht dazwischen. Er riß es mit der bloßen Hand heraus.

In der Schatulle befand sich lediglich ein handflächengroßer Koran.

Der Mann mit der Lederjacke reichte die Schatulle dem Mann mit dem langen Mantel, doch der winkte ab, ging schnell in die Mitte des Zimmers, stellte voller Wut die Petroleumlampe auf den Tisch und warf Memmedbağır einen zornigen Blick zu.

Memmedbağır hob den Kopf und schaute zu dem mit dem langen Mantel. Es schien Aliabbas Kişi, als flehe Memmedbağır um Hilfe. Der mit dem langen Mantel wollte sich Memmedbağır nähern, blieb aber nach zwei Schritten stehen, hob die Hand und drohte mit seinem Zeigefinger. »Deine Hinweise stellen sich als falsch heraus, du machst uns vor den Leuten lächerlich! Hast du denn wirklich keine Ahnung, was in dem Haus, in dem du lebst, vorgeht? Du hast doch gesagt, dein Vater habe Gold versteckt?«

Memmedbağır zeigte schluckend auf das Versteck. »Ich dachte, da sei Gold.«

Der Mann mit dem langen Mantel sah ihn haßerfüllt an. »Du Dummkopf«, sagte er. Dann verließ er eilig das Haus. Auf der Schwelle drehte er sich noch einmal um und sagte zu Aliabbas Kişi: »Verzeih, Landsmann. Wir haben schlechte Zeiten, die Lage ist schwierig... verzeih.«

Die beiden Männer mit den Lederjacken verließen hinter ihm das Haus.

Dann wurde der Wagen auf der Straße gestartet, das Licht der Scheinwerfer erhellte das Fenster. Das Motorengeräusch wurde immer leiser und verlor sich schließlich.

Der Regen fiel in Strömen.

Da der Türriegel nicht vorgeschoben war, öffnete sich die Tür knarrend und schlug kräftig ins Schloß zurück.

Aliabbas Kişi, Halima Hala und Memmedbağır standen wie versteinert. Dann ging Aliabbas Kişi zum Fenster und öffnete beide Flügel. Der Wind trieb ihm den Regen ins Gesicht. Ein kräftiger Windstoß fegte durchs Zimmer. Das Glas der Petroleumlampe fiel zu Boden und zersprang in tausend Stücke.

Aliabbas Kişi löste beide Hände vom Fenster und streckte sie zum Himmel. Der Regen rann in Strömen an seinen Armen hinab. Doch Aliabbas Kişi spürte weder Nässe noch Kälte. Mit einer vor Aufregung fast ersterbenden Stimme sprach er die Worte: »O Allah, o Allah! Wenn es dich gibt, wenn du das sehen kannst, wenn du das hören kannst«, Aliabbas Kişi zeigte mit seiner nassen Hand auf Memmedbağır, »dann strafe ihn! Strafe ihn dafür! Und wenn es dich nicht gibt, wenn du nicht hörst und siehst, dann strafe ihn auch!«

Die Decke, in die Halima Hala sich gewickelt hatte, war von ihren Schultern zu Boden geglitten. Nur mit einem Nachthemd bekleidet und barfuß, die Haare gelöst, stand sie da und schrie wie von Sinnen: »Aliabbas! Aliabbas!«

Doch Aliabbas Kişi hörte seine Frau nicht. Und während er in unveränderter Pose dastand, sprach er feierlich: »Er soll seine Strafe erhalten! Das soll er!«

Nach diesem Ereignis ließ sich Memmedbağır nie wieder zu Hause blicken. In seinem kurzen Leben trat er Aliabbas Kişı nie wieder unter die Augen. Die Leute erzählten, er sei drogenabhängig und spielsüchtig geworden, habe überall Schulden und hielte sich versteckt. Eines Wintermorgens des Jahres 1923 lag sein Leichnam unter den beiden Maulbeerbäumen.

Seine sogenannten Freunde, jene Spieler und Drogensüchtigen, hatten ihm aufgelauret und ihn erstochen. Memmedbağır hatte sich mit letzter Kraft zurück ins Viertel geschleppt und war unter den beiden Maulbeerbäumen zusammengebrochen.

Natürlich verbreitete sich die Nachricht wie ein Lauffeuer. Die Leute strömten zusammen und betrachteten den Leichnam.

In seinem jungen und bleichen Gesicht war keine Spur von Leid oder Qual zu sehen. Im Gegenteil, es schien der Schatten der Glückseligkeit über seinen Zügen zu liegen.

Plötzlich sahen alle in Richtung des Sari Hamam.

Aliabbas Kişı war herausgetreten und näherte sich mit langsamen Schritten der Menschentraube.

Eine Gasse wurde freigemacht, und Aliabbas Kişı betrachtete seinen Sohn, den sie auf den Rücken gelegt hatten.

Der Kragen von Memmedbağır's Mantel und Jacke war geöffnet worden, das Blut hatte sein Hemd rot gefärbt. Auch an seinem Hals klebte geronnenes Blut. Seine Hände und die eine Hälfte des Gesichts waren voller Schlamm.

Aliabbas Kişı betrachtete eine Zeitlang seinen Sohn und hob plötzlich seine zitternden Hände zum Himmel. »O Allah«, sagte er, »deinem Großmut soll gedankt werden, gedankt sei deinem Großmut!« Dann drehte er sich um und ging, so ruhig wie er gekommen war, in sein Haus zurück.

Der älteste Mann des Viertels, Settar Masum, machte sich über die Angelegenheit seine Gedanken, dann ging er zu Aliabbas. »Sei nicht grausam«, sagte er. Zum ersten Mal in

seinem Leben antwortete Aliabbas Kişı nicht, er sah Settar Masum nicht einmal an.

Memmedbağır wurde von den Leuten des Viertels begraben.

Aliabbas Kişı nahm an der Totenfeier nicht teil, ja, wollte nicht einmal wissen, wo sie ihn begraben hatten.

Bei der Beerdigung Memmedbağır's schwiegen alle. Nur Halima Hala und Nisa Hala, die von Maštağa gekommen war, weinten leise.

Ich kann mich nicht mehr erinnern, wann ich zum ersten Mal hörte, daß der Krieg ausgebrochen war. Bisweilen scheint es mir, als habe ich diese Nachricht zuerst von meiner Mutter gehört, dann kommt es mir manchmal in den Sinn, daß Balakerim mit mir sprach, oder mir ist, als hätten wir in einer Ecke des Hofes unter dem Maulbeerbaum mit Trommeln gespielt und Ceferkulu habe uns herbeieilend die Neuigkeit überbracht. Manchmal jedoch kommt es mir vor, als habe mir die leere Straße, der Hof, das verwaiste Sari Hamam zugeraunt... Als der Krieg ausbrach, wurde es in unserer Straße und auf dem Hof einsam und leer. Bisweilen schließe ich die Augen und sehe vor meinem geistigen Auge einen Holzocker auf dem Bürgersteig. Der Tag bricht an, der Schatten des Hockers fällt auf den Bürgersteig. In dieser leeren Straße ist die einzige Bewegung die mit den Augen nicht erkennbare Bewegung des Schattens auf dem Pflaster. Die Sonne steigt und der Schatten verschwindet unter dem Holzocker. Dann wird der Schatten allmählich wieder länger, es wird Abend, der Tag vergeht. Der Schatten verschwindet, und mir ist, als handle es sich bei diesem Hocker um Aliabbas Kişis Holzocker. Sie stellten ihn gewöhnlich

auf den Bürgersteig und legten ein kleines Kissen darauf. Aliabbas Kişi setzte sich, stützte das Kinn auf beide Hände, die den Silbergriff des Stocks hielten, und sah den Vorübergehenden nach, grüßte und empfing gelegentlich Zerstrittene und Beleidigte, um sie zu versöhnen (nur Ibadulla nicht, weil Aliabbas Kişi grundsätzlich nicht mit Betrunknen sprach). Wenig später, als der Krieg begonnen hatte, verwaiste unser Viertel nach und nach. Die triste Farbe des Sari Hamam verbreitete sich wie die allumfassende Traurigkeit in unserem Viertel. Da kam Nisa Hala mit ihrem Mann und einem ihrer Söhne und stellte sich zum ersten Mal in ihrem Leben gegen ihren Vater, mißachtete seine Worte. Er wollte das Viertel nicht verlassen, aber sie brachte ihn zu Maştağa, und wir sahen ihn niemals wieder. Aliabbas Kişis Haustür, etwas weiter von unserem Hof entfernt, neben dem Sari Hamam, war nun mit einem großen schwarzen Schloß verhängt. Mein ganzer Haß richtete sich auf dieses Schloß, und auch viele Jahre nach dem Krieg, auch jetzt noch, kommt mir dieses große schwarze Schloß vor Augen, wenn ich über den Krieg nachdenke.

18

Eines Tages sahen wir, wie in Balakerims große schwarze Augen, die sonst stets verträumt waren, Traurigkeit einzog.

Einmal, als Balakerim unter den beiden Maulbeerbäumen sitzend vom weißen Kamel erzählte und wir wie immer um ihn versammelt waren und zuhörten, da stand auch Ibadulla neben uns und lauschte aufmerksam.

Wenn Balakerim erzählte, wanderten alle seine Gedanken in die Ferne. Er schien sich dann tatsächlich in jenen alten Zeiten aufzuhalten, in denen das weiße Kamel lebte.

Plötzlich schnitt ihm Ibadulla das Wort ab: »He Balakerim, was erzählst du den Kindern da für Märchen? Sprich doch

lieber von Gutab aus Kamelfleisch! Es muß auf beiden Seiten gut brutzeln in der Pfanne, dann muß man es mit Sumach bestreuen und ganz heiß essen! Dazu noch hundert Gramm Gazellenmilch und dann noch einmal hundert Gramm...«

Balakerim unterbrach die Erzählung, indem er nur den Kopf hob und Ibadulla mit einem Gesichtsausdruck anschaute, der großen Schmerz verriet. Dann sah er uns einzeln in die Augen, und wir spürten das große Leid, das ihn bewegte.

In jener Nacht, kurz vor dem Einschlafen, schwor ich mir, niemals wieder Fleisch zu essen.

Etwa drei Monate nach diesem Tag hatten die Nachbarn vor Aliabbas Kişi, Aĝahüseyn Emi und Safura Hala ein Schaf geschlachtet. Ihr Sohn war verwundet aus dem Krieg zurückgekehrt und wohnte nun wieder bei ihnen. Nachdem er ganz genesen war, hatte Afura Hala ihren gesamten Schmuck verkauft, und von dem Erlös kaufte Aĝahüseyn Emi ein Schaf. Er ließ das Tier vom Metzger Dadaşbala schlachten und das Fleisch in pfundschwere Stücke schneiden, in Zeitung wickeln und im Viertel verteilen.

Auch wir bekamen etwas, und meine Mutter machte Bozbaş daraus. Ich vergaß das Versprechen, das ich mir selbst gegeben hatte, und aß das Bozbaş.

Etwas später zog Eynulla wieder in den Krieg und kehrte nicht mehr zurück.

19

Eines Tages, es war noch in den ersten Monaten des Krieges, verbreitete sich die Nachricht im Viertel, daß Ziba Hala tatsächlich einen Sohn mit Namen Gavril hatte, der in Amerika lebte. Jener Gavril komme nun in unser Viertel, um Ziba Hala nach Amerika zu holen. Dieses bevorstehende Ereignis versetzte unser Viertel in helle Aufregung. Es wurde erzählt, daß Ziba Halas Sohn Gavril ein berühmter Gegner

der Faschisten sei. Er habe das Volk Amerikas zum Kampf gegen die Faschisten aufgerufen, habe in Zeitungen und Zeitschriften geschrieben, dem Volk Amerikas erklärt, daß man gegen die Faschisten kämpfen müsse, und deshalb habe man ihm auch erlaubt, Ziba Hala zu sich zu holen.

Ziba Halas Haus stand am anderen Ende unseres Viertels, neben dem Petroleumgeschäft, und wenn man daran vorbeiging, umströmte einen nicht nur der Petroleumgeruch, sondern auch der Duft der Sonnenblumenkerne, die Ziba Hala sommers wie winters röstete. Sie saß vor ihrer Haustür auf einem Holzhocker, füllte die Kerne mit einem dickwandigen Glas ab und verkaufte sie. Das Glas, mit dem sie die Kerne maß, war schon so oft gesprungen und mit Zeitungsfetzen und bunten Papieren beklebt, daß man seine ursprüngliche Beschaffenheit nur noch erahnen konnte. Das Fassungsvermögen betrug kaum noch eine Handvoll.

Ziba Hala war Jüdin. Irgendwann einmal war sie aus einem jüdischen Dorf bei Kuba in unser Viertel gezogen. Ihr Mann war bereits tot, und seither lebte sie alleine. Doch sagten alle, daß sie einen Sohn namens Gavril habe, der in Amerika lebe. Stimmt, alle sagten das, doch in Wirklichkeit glaubte niemand in der Tiefe seines Herzens daran. Amerika war schließlich ein sehr fernes Land. Man erzählte sich von Amerika so viele Wunder, dort gebe es Gebäude, die mehr als fünfzig Stockwerke hoch seien, und Autos, die schneller als einhundertdreißig Kilometer in der Stunde führen. Die jungen Leute, so erzählten sie, überfielen mit Maschinenpistolen und ledernen Augenmasken Banken. Dann hieß es, sie trockneten Schildkröteneier und zermahlten sie zu Pulver. Das Pulver würde gekocht und gegessen (dann kam das Pulver aus Schildkröteneiern auch nach Baku, und wir sahen, daß es stimmte).

Ziba Hala war eine ganz einfache Frau. Wir sahen sie jeden Tag. Sie saß auf der Holzbank und verkaufte Sonnenblumenkerne.

»Beim Propheten, das sind gute Sonnenblumenkerne!« sagte sie.

Einmal, als Aliabbas Kişi mit seinem Stock mit dem silbernen Griff klappernd die Straße hinabging, hörte er diese Worte Ziba Halas und wollte sie ein wenig necken. »Welchen Propheten meinst du denn, Ziba?«

Ziba Hala antwortete: »Aliabbas Kardaş, Allah soll dir Gesundheit schenken. Wenn es nur ein Prophet ist, dann ist es gut! Gut ist für alle gut, für dich Moslem, für die Christen und für mich...«

Aliabbas Kişi nickte und sagte: »Bei Allah, was kann man einem wahren Satz noch hinzufügen?«

Natürlich war Şövkət die allerbeste Kundin Ziba Halas, und zu Hause, im Laden oder im Hamam, wenn die Frauen des Viertels über sie herzogen, sagte Meşedihanım Hala scherzhaft: »Bei Allah, sprecht nicht so von Şövkət; am Ende passiert ihr noch etwas, und Ziba Hala muß hungern.«

In unserem Viertel mochten alle Ziba Hala. Sie half gerne, war allseits freundlich und mischte sich nicht in die Angelegenheiten anderer ein. Als dann der Krieg begonnen hatte und es keine Sonnenblumenkerne mehr gab, saß Ziba Hala auch nicht mehr auf der Holzbank und rief: »Beim Propheten, das sind gute Sonnenblumenkerne!« Sie bemühte sich nun, dem einen oder anderen in unserem Viertel zu helfen, besonders in jenen Häusern, die Todesnachrichten erhalten hatten, was immer häufiger geschah. Sie spülte das Geschirr oder machte sich sonstwie nützlich. So existierte sie halb satt und halb hungrig.

Es war erst einen Monat her, daß der Krieg ausgebrochen war. Wir hatten alle begriffen, daß die Söhne aus dem Viertel gehen mußten. Darum beeindruckte uns die Nachricht von dem Besuch aus Amerika, dem berühmten Feind der Faschisten. Wir Kinder wurden derart neugierig, daß wir uns jeden Tag auf dem gegenüberliegenden Bürgersteig vor Ziba Halas Haus versammelten und auf das geöffnete, mit einem weißen

Baumwolltuch verhängte Fenster starrten. Wir wollten Gavril nicht verpassen, von dem man sich erzählte, er trüge fremdartige Kleidung. Auf seinem Kopf habe er sogar einen Zylinder. Gavril jedoch ließ sich nicht blicken, und wir warteten geduldig und starrten auf den weißen Baumwollvorhang.

Die Frauen behaupteten sogar, Gavril bewohne in Amerika zehn Zimmer im zwanzigsten Stockwerk eines Hauses.

Safura Hala seufzte: »O die arme Ziba, wie wird sie da die Treppen steigen?«

Firuse Hala erwiderte: »Ach ihr, da steigt man keine Treppe, da trägt einen eine Maschine nach oben.«

Worauf Nisa Hala widersprach: »A-a-a... wie soll denn die arme Ziba Hala jeden Tag in diese Maschine steigen?«

Firuse Hala sagte: »Die arme Ziba hat einiges durchgemacht. Vom Sonnenblumenkerne verkaufen hat sie schon einen ganz gebeugten Rücken. Laßt sie mit ihrem Sohn gehen, daß sie am Ende ihres Lebens noch einmal ihre Enkel sieht.«

Meşedihanim Hala wandte ein: »Wenn das ein so guter Sohn ist, wo ist der dann bis jetzt geblieben? Warum hat er nicht früher daran gedacht, daß er auch eine Mutter hat? Bei meinem Leben, ihr werdet es sehen, den hat seine Frau hergeschickt, hat ihm gesagt, geh und hol deine Mutter, daß sie auf die Kinder aufpassen kann!«

Meine Mutter sagte: »Ich werde mir um Ziba Hala Sorgen machen.«

Die Worte meiner Mutter machten einen großen Eindruck auf mich, denn mir wurde plötzlich bewußt, daß ich Ziba Hala sehr mochte und ich sie vermissen würde. Darüber hatte ich vorher noch nie nachgedacht.

Schon lange fixierten wir von der Straße aus den weißen Baumwollvorhang vor Ziba Halas Fenster, Gavril bekamen wir jedenfalls nicht zu sehen. Wir hatten beinahe schon alle Hoffnung aufgegeben, als vier Frauen des Viertels, mit Hanim Hala an der Spitze, kamen, um zu gratulieren und Gavril

willkommen zu heißen. Auch meine Mutter war unter diesen Frauen. Die Kinder, mit denen ich auf der Straße gewartet hatte, würden wohl draußen bleiben müssen, und mir tat es leid, sie hier zurückzulassen. Aber der Wunsch, Gavril aus Amerika zu sehen, war so groß, daß ich flugs zu meiner Mutter lief, ihre Hand nahm und unter den neidischen Blicken meiner Spielkameraden das Haus Ziba Halas betrat.

Ziba Hala schien während ihres gesamten Lebens nicht auf ihren Sohn, sondern auf Hanim Hala gewartet zu haben. Sie lief den Frauen entgegen, küßte sie einzeln und küßte auch mein Gesicht. »Gut, daß du gekommen bist, Alekber! Allah soll dir Gesundheit schenken!« Dann begann sie schnaufend zu weinen. »Beim Propheten, ich will nirgends hingehen! Wohin sollte ich denn auch ohne euch gehen? Wer zählt mich denn außer euch schon als Mensch? Aber meine Enkel sind da drüben, ich will sie sehen. Was soll ich tun? Wann soll ich sie denn sonst sehen? Sie sagen, daß meine Enkel englisch sprechen. Wie soll ich sie denn da verstehen? Wo soll ich nur ohne euch hin? Was soll ich denn tun? Allah soll euch allen Gesundheit schenken. Was soll ich dort nur anfangen?«

Meine Mutter, Safura Hala und Meşedihanim Hala wurden traurig und begannen zu weinen. Nur Hanim Hala weinte nicht. Sie hatte ihre Augen aufmerksam auf Gavril gerichtet und schien zu prüfen, ob die unglückliche Ziba neben diesem Menschen glückliche Tage erleben würde.

Gavril saß hinter dem Tisch. Als wir eintraten, stand er auf und blieb stehen, bis die Frauen sich begrüßt hatten. Dann setzte er sich wieder. Ehrlich gesagt, war ich ein wenig enttäuscht, als ich Gavril sah. Ich dachte, daß ein Mann, der gegen die Faschisten kämpfte, wie Köroglu aussehen müsse. Doch Gavril aus Amerika war, ganz im Gegenteil, ein gewöhnlicher Mensch. Das blonde Haar hatte sich bereits gelichtet. Seine Figur war normal, wie auch seine Kleidung nicht aus dem Rahmen fiel. Seine Füße steckten in Ziba

Halas Hausschuhen. Er trug eine normale Hose und ein weißes Hemd. Was mich aber am meisten enttäuschte, war, daß Gavril ganz normales Aserbajdschanisch sprach und jeden Satz mit »mit Erlaubnis Allahs!«, »mit Allahs Hilfe!«, oder »das, was Allah weiß, ist am besten!« begann. Als die Frauen weinten, wurde auch er traurig, biß sich auf die Lippen und richtete seine tränenfeuchten Augen zur Zimmerdecke. Doch die Kinder Gavrils sprachen wahrscheinlich englisch zu Hause, und das erschien mir äußerst merkwürdig. Später saßen wir alle an dem Tisch, und Ziba Hala sprach schluchzend, während sie Augen und Nase mit einem kleinen Taschentuch wischte: »Allah soll euch immer Gesundheit schenken! Vergeßt mich nicht! Ich komme zurück...«

Gavril bestätigte mit einem Nicken die Richtigkeit der Worte seiner Mutter. »Mit Allahs Erlaubnis!«

»Laßt mich gehen und meine Enkel sehen.«

»Mit Allahs Hilfe«, ergänzte Gavril.

»Dann komme ich wieder zurück, beim Propheten.«

»Mit der Erlaubnis Allahs!«

»Euch allen werde ich schreiben. Und ihr, ich bitte euch, laßt mich auch nicht alleine dort, schreibt mir. Allah soll euch Gesundheit schenken!«

In diesem Augenblick holte Gavril aus der Brusttasche seines Hemdes etwas hervor, das aussah wie eine Flöte, schraubte eine Kappe ab, und ich sah zum ersten Mal in meinem Leben einen Füllfederhalter. Mit diesem Federhalter schrieb Gavril seine Adresse auf den Rand der Zeitung, die auf dem Tisch lag. Ich war unfähig, meinen Blick von diesem wunderbaren Gerät zu wenden, betrachtete die kleine gelbe Feder und den Schaft, der glatt wie Perlmutter war und funkelnd glänzte. Jetzt erst glaubte ich, daß Gavril wirklich aus Amerika gekommen war.

In jenem Jahr, als der Krieg begann, besuchte ich die erste Klasse. Damals hatte ich große Freude am Schreiben. Ich besaß eine Feder, die an einem dünnen langen Stift befestigt

war und in Tinte eingetaucht wurde. Damals malte ich Buchstaben auf liniertem Papier. Gavrils Federhalter versetzte mich in eine regelrechte Festtagsstimmung, in die sich allerdings auch Betrübniß mischte, denn dieser Füller gehörte nicht mir und würde niemals mir gehören. Nachdem Gavril seine Adresse aufgeschrieben hatte, reichte er den Frauen die Zeitung, verschloß den Füller und steckte ihn in die Brusttasche seines Hemdes. Jetzt konnte ich meine Augen nicht mehr von dem weißen Hemd lösen. Plötzlich spürte ich die strengen Blicke Hanim Halas auf mir. Ich errötete und senkte meinen Kopf.

Einige Tage war ich in der Hochstimmung dieser Federhaltergeschichte. Ich hoffte, irgendwann einmal solch einen Füller zu besitzen und damit schnell und sorgfältig zu schreiben. Doch würde ich sicherlich nicht nur Adressen auf den Rand einer Zeitung schreiben... Aber gleichzeitig erinnerte mich die Füllergeschichte an den »lieben Brief«. Die Wärme dieses lieben Briefes erregte das Gemüt des kleinen Alekbers und setzte einen drängenden Wunsch frei.

Ziba Hala hatte die Tür ihres Hauses neben dem Petroleumladen mit einem Schloß versperrt und war mit ihrem Sohn Gavril nach Amerika gefahren. Nach dem Besuch Gavrils hatte der Schmerz über den Krieg unser gesamtes Viertel wieder eingeholt. Als sich Balakerim am Abend unter die Maulbeerbäume setzte und zu spielen begann, schien die Flöte von geheimnisvollen Welten, den Schätzen der Erde und unserem langsam verweisenden Viertel zu erzählen, vom Sari Hamam, unserem Hof und vom Leid, das in die Häuser eingezogen war.

Während ich dem Flötenspiel Balakerims lauschte, dachte ich, irgendwann wird ein Tag kommen, an dem ich die Geschichte der Flöte mit dem kleinen Füller aufschreibe. Dieser Gedanke wühlte mein Inneres auf. Mir war, als wüchsen in mir ungeahnte Kräfte, und ich betrachtete Balakerim, der unter den beiden Maulbeerbäumen, durch deren Blätter

der Himmel mit den ersten Sternen funkelte, seine schmalen Backen blähte, mit ganz anderen Augen.

Jeden Tag stand ich früh am Morgen auf, verstaute die Bücher, die Hefte, meine Tinte und den Holzstift mit der Feder in einem Beutel, den mir meine Mutter zum Schulbeginn genäht hatte, hängte ihn über meine Schulter und ging zur Schule. Zwei Tage nachdem Ziba Hala nach Amerika gefahren war, streckte Hanim Hala, als ich gerade zur Schule gehen wollte, ihren Kopf aus dem Fenster und rief: »Komm mal her, Alekber!«

Damals waren erst drei Söhne Hanim Halas in den Krieg gezogen: Cefer, Adil und Abdülali. Koca studierte noch am medizinischen Institut, doch man sagte, heute oder morgen würden sie auch Koca holen, weil medizinisches Personal sehr dringend gebraucht würde (und wirklich, es dauerte nicht lange, bis Koca in den Krieg mußte). Die Augen der Frauen, Mädchen und Bräute des Viertels, deren Söhne, Männer, Väter und Brüder in den Krieg gezogen waren, waren stets feucht, alle fürchteten sich. Sekine Hala, Meşedihanim Hala, Firuze Hala, und die anderen verlassenen Frauen, waren wie verändert, schienen innerhalb weniger Monate um Jahre gealtert zu sein. Die Frauen, deren Männer und Söhne noch zu Hause waren, lebten in ständiger Sorge. »Alekber«, sagte meine Mutter weinend zu mir, »wenn Vater gehen muß, was sollen wir dann machen? Was soll dort ein armer Mann wie dein Vater?« Hanim Hala sah ich jedoch nie weinen, und auch ihr Gesicht hatte sich nicht verändert. Die dünnen Lippen waren wie immer fest aufeinandergepreßt, die Augen, die unter den dichten Brauen hervorsahen, zeigten noch immer Härte. Doch ich spürte etwas in ihrer Stimme, ich spürte, daß sich etwas in ihrer Stimme verändert hatte, doch wußte ich nicht genau, was es war.

Ich stieg über die Holzterrappe zum Balkon, von dem mich Hanim Hala gerufen hatte. Sie stand neben der Tür. Als ich eintrat, reichte sie mir einen winzigen Beutel. »Nimm Alek-

ber, das habe ich für dich gemacht, da kannst du dein Tintenfaß hineintun.«

Ich erkannte, daß in den drei, vier Tagen, die vergangen waren, seit ich Gavriils Füller gesehen hatte, Hanim Hala mir diesen Beutel gemacht hatte. Es war ein grünes Samtbeutelchen, das mit verschiedenfarbigen Perlen bestückt war und ein wenig wie Mädchenspielzeug aussah. Aber dies störte mich nicht, und ich trug es so lange in die Schule, bis es zerrissen war, beinahe bis zum Ende des Krieges, als mein Onkel uns aus dem Viertel holte.

An jenem Morgen, als Hanim Hala mir das Beutelchen, das sie für mein Tintenfaß gemacht hatte, schenkte, hätte ich sie am liebsten umarmt und geküßt. Doch dann sah ich ihre dünnen, fest geschlossenen Lippen, ihre schwarzen Augen, die unter den dichten Brauen hervorsahen, und ich sagte nur: »Vielen Dank«, stieg die Holzterrappe hinab und verließ den Garten. Im Hof blieb ich stehen, zog mein Tintenfaß aus dem Beutel und steckte es in das grüne Samtbeutelchen. Natürlich mochte ich Hanim Hala gern, natürlich freute ich mich, doch zugleich tat ich mir irgendwie auch leid – ich weiß nicht warum –, und dieses unerklärliche Gefühl betrückte mich.

Ziba Hala jedenfalls kam nicht mehr in unser Viertel zurück. Das Schloß an der Tür neben dem Petroleumladen hing dort bis zum Ende des Krieges, bis wir unser Haus verkauft und zu unserem Onkel gezogen waren. Der Herbstregen, der Schnee im Winter, ließen es rosten. Zusammen mit dem großen Vorhängeschloß an Aliabbas Kişis Tür schien es nicht nur Türen zu verschließen. Es war, als seien diese Schlösser vom Krieg vor unser Viertel gehängt worden, und es schien, als seien Ziba Hala und Aliabbas Kişi im Krieg verlorengegangen.

Balakerim nahm die Flöte aus dem Mund und steckte sie in die Brusttasche seiner gelben Jacke.

*Das Hamam ist im Hamam,
Das Sieb ist im Stroh.
Das Kamel spielt Friseur,
Mitten im alten Hamam,*

sagte er und riß uns von dem Leid, dem Unglück, das in unserem Viertel, in den Wänden der Häuser und Höfe, den Türen und den Fenstern und den Pflastersteinen unserer Straße sich wie Feuchtigkeit, wie ein Geruch festgesetzt hatte, los und führte uns, wenn auch nur für eine kurze Zeit, in seine fernen, geheimnisvollen Welten. Und manchmal war mir, als erzähle Balakerim diese Geschichten von geheimnisvollen Welten wie die Kinder Gavriils auf englisch, und ich könne ihn doch verstehen...

20

Die zwei Familien stiegen von den Bergen herab und ließen sich auf dem fruchtbaren Land in der Ebene nieder. Das Rauschen des vorbeifließenden Baches, das Grün der Wiesen, die sich unter den Blicken immer weiter ausdehnten, erzählte von den guten Dingen der Welt, den lobenswerten Anstrengungen, von Reinheit und Sauberkeit. Die Rosen, der Geruch der gepflügten dunkelbraunen Erde, erzählte von den Mühen in den fernen Bergen, die nun für immer vergangen waren, um lediglich ein fernes und schmerzliches Andenken zu bleiben.

Die Sonne war aufgegangen und beschien all die Glückseligkeiten dieser Gegend: den dichten Wald oberhalb des Bergfußes, die Wiese, die sich weit dehnte, den klaren Bach, der mäandernd dahinfloß, die dunkelbraune gepflügte Erde, die Mehemed, Ali, ihren Frauen und Kindern entgeglachte.

Sie waren aus dem Hochgebirge hierher gezogen, wo sie ihr Leben zwischen Felsen und Geröll verbracht hatten. Ihre Vorfäter – zur Zeit Nohas, als Dede Korkut noch lebte – waren vor Feinden geflohen und hatten in den Bergen Schutz gesucht. Dort, fern von den Schwertern, Pfeilen und Speeren der Feinde, hatten sie ein Dorf gegründet. Es gab keine Erde, alles war Stein und Schotter. Dort zu pflügen und zu ernten, hieß tausend Mühen und Qualen zu erleiden. Es regnete selten, aber dann goß es in Strömen, so daß alles, was man unter tausend Qualen zustande gebracht hatte, davongespült wurde. Es wurde nicht oft kalt, aber dann erfroren die Obstbäume, die man über Jahre großgezogen hatte und die bald Früchte tragen sollten. Auch die Schaf- und Rinderherden wurden immer kleiner.

Mehemed war in diesem Dorf geboren. In seinem gesamten Leben hatte er nichts anderes gesehen. Er war dort aufgewachsen, hatte geheiratet und sein ganzes Leben das Feld von Steinen gesäubert, hatte einen Damm gegen die Sturzfluten gebaut, Steine zusammengetragen und Haus und Hof damit errichtet. Aber die Mühe lohnte sich am Ende nicht.

Auch Ali war in diesem Dorf geboren. Auch er hatte in seinem Leben keinen anderen Ort gesehen, und auch er arbeitete, wie alle Männer des Dorfes, Tag und Nacht, konnte nicht Sommer noch Winter, ohne jemals auch nur einen bescheidenen Wohlstand zu erreichen.

In diesem Dorf waren Himmel und Erde unfruchtbar, so daß sich Adams Söhne ohne Unterlaß quälten. Um ein Grab auszuheben, brauchte man eine Hacke. Die Bewohner des Dorfes hatten sich daran gewöhnt. Sie glaubten, daß alles seine Richtigkeit habe. Seit tausend Jahren lebten sie in Einklang mit ihrem Schicksal, das sich auch in tausend Jahren nicht verändern würde.

Allah schien dieses Dorf vergessen zu haben.

Auch an Mehemed und Alis letztem Tag in diesem

Dorf goß es plötzlich in Strömen. Was auch angebaut worden war, alles wurde davongespült. Nach dem Unwetter blinkte der nackte Fels in der Sonne und zeugte von der Not, dem Mangel, den Sorgen um morgen, um das nächste Jahr, um die nächsten hundert Jahre.

In diesem Dorf beehrte zum ersten Mal ein Mensch auf. Mehemed rief in unbändigem Zorn, während er zwischen den Felsbrocken umherging, die jetzt auf seinem Acker lagen: »Verflucht sei dieser Ort! Wie lange noch wollen wir wie die Bergziegen umherkriechen? Laßt uns von hier wegziehen! Unsere Großväter haben sich geirrt. Dem Schwert eines Feindes zum Opfer zu fallen ist besser, als sich hier abzuplagen! Laßt uns von hier fortgehen! Die Erde unter Allah ist weit!«

Die Leute des Dorfes versammelten sich um Mehemed, doch keiner sprach ein Wort. Sie hörten ihm erstaunt zu. Sie waren in tausend Jahren nicht auf die Idee gekommen, daß man auch an einen anderen Ort ziehen könnte.

Dann sahen alle zum Dorfältesten Dede Süleyman. Dede Süleyman sagte eine Zeitlang nichts. Er schien mit sich selbst zu sprechen. »Die Entscheidung der Vorväter war richtig«, sagte er, »die Seelen unserer Vorväter sind heilig. Ein Vorwurf ist nicht angebracht.«

Mehemed trat an ihn heran. »Verzeih mir, Dede.«

»Ich verzeihe dir. Allah wird dir auch verzeihen, wenn er will.«

»Ich gehe«, sagte Mehemed.

Wieder schwieg Dede Süleyman eine Weile. Dann musterte er die Leute des Dorfes, die sich um Mehemed versammelt hatten. Er blickte zu den grauen Wolken, die an den Berggipfeln hingen und flüsterte:

*Mein Sohn! Zu dem neuen Ort
Führen verschlungene Pfade,
Unwegsam und verschlammmt,*

*Daß Reiter darin versinken,
Durch tiefe Wälder,
Die giftige Schlangen bergen,
Gefürchtete Henker lauern,
Die wortlos töten*

Dede Süleyman blickte schweigend Mehemed an.

»Ich gehe, Dede!« wiederholte Mehemed.

Dede Süleyman erkannte, daß er den Lauf der Dinge nicht aufhalten konnte. »Wer will, kann mit ihm gehen.«

Die Menschen des Dorfes waren darüber so erschrocken, daß sie sich nach und nach zurückzogen. Schließlich standen nur noch Mehemed, Dede Süleyman und Ali auf dem steinigen Acker.

Ali wandte sich an Mehemed.

»Ich gehe mit dir!«

In Dede Süleymans Augen, die mit den Jahren klein und unscharf geworden waren, lag ein Glänzen, das nicht zu seinem weißen Haar und Bart zu passen schien. Er lächelte plötzlich. »Hazret Ali war immer mit dem Propheten Mohammed Resulullah zusammen.«

Darauf sagte Dede Süleyman: »Sohn, du sollst alles Glück der Welt haben!« wandte sich mit den gleichen Worten auch an Ali und ging davon.

Am selben Tag noch spannten Mehemed und Ali ihre Ochsen an, luden Pflüge, Hacken und Schaufeln auf, setzten Frauen und Kinder auf den Wagen und sahen sich zum letzten Mal nach dem Dorf um, das zwischen den spitzen Gipfeln über den Wolken lag.

Die Leute des Dorfes blieben während dieser Szene stumm, doch als der Treck abgefahren war, versammelten sie sich an dem hohen Felsen gegenüber dem Dorf und sahen ihnen nach. Die Frauen und Mädchen liefen und holten Wasser, sprengten es ihnen hinterher und weinten. Die Leute des Dorfes hatten sich bis jetzt nur von den Sterbenden ver-

abschieden müssen. Nun verabschiedeten sie sich zum ersten Mal von Menschen, die vielleicht eine bessere Zukunft vor sich hatten.

Dann versammelten sie sich an Dede Süleymans Haus, weil sie fürchteten, auch er werde sie bald für immer verlassen.

Mehemmed und Ali wanderten die ganze Nacht hindurch, überquerten Berge und Hügel. Sie hatten den schwarzen Berg zu überwinden, den reißenden Strom zu durchqueren; gaben acht aufeinander, halfen sich, teilten das letzte Brot miteinander und gelangten schließlich an einen Bergfuß. Dort bauten sie ein Haus.

Mehemmed, Ali, ihre Frauen und Kinder sahen zum ersten Mal in ihrem Leben eine solche Weite, nahmen zum ersten Mal den Geruch der dunkelbraunen Erde wahr. Sie verspürten eine nie geahnte Ruhe, die sie den Reichtum des Morgens, die Schönheit der Welt und das Glück des Lebens fühlen ließ.

Mehemmed und Ali arbeiteten Tag und Nacht, standen sich bei, aßen Früchte und jagten. Sie bauten zuerst für Mehemed, dann für Ali ein Haus. Jeder von ihnen begann, ein großes Stück Land zu bestellen, und diente der Erde.

Eines Tages, die Sonne war gerade aufgegangen und hatte das Glück des neuen Tages gebracht, zog sich Mehemed die Schuhe aus und ging an der Grenzmauer entlang, die seinen Acker von Alis Acker teilte. Diese Grenzmauer war die erste, die die grünen Gipfel, die blumenreiche Ebene, die dunkle Erde gesehen hatten. Mehemed brachte es nicht über sein Herz, den Acker mit Schuhen zu betreten. Zum ersten Mal im Leben versanken seine Füße bis zu den Knöcheln in der weichen Erde. Er spürte eine wohlige Wärme, so wie ihn noch nie ein Mantel oder eine Decke gewärmt hatte.

Mehemed ging bis zu einem mächtigen Birnbaum und betrachtete den Baum und die Grenzmauer, die darunter

vorbeiführte, mit Erstaunen. Der Baum sollte eigentlich auf seinem Gebiet stehen – so hatten sie sich geeinigt, und die Mauer war auch so gebaut worden, doch plötzlich verlief sie jetzt so, daß der Baum auf Alis Acker stand.

Die Wärme, die Mehemeds Körper umfassen hatte, war mit einem Mal verschwunden, und auch das Glück, das die Sonne gebracht hatte, schien wie weggewischt.

Da machte sich auch Ali daran, seinen Acker entlang der Grenzmauer abzugehen und blieb ebenfalls unter dem Birnbaum stehen. Als Mehemed in Alis Augen sah, bemerkte er darin zum ersten Mal Gier. Mit zitternder Stimme beschwor er ihn: »Wir wollten doch Brüder sein! Wenn wir Durst hatten, haben wir das Wasser geteilt, wenn wir Hunger hatten, haben wir das Essen geteilt, wir haben an einem Tisch gegessen! Warum hast du mir nun mein Land genommen?«

Ali ließ seine Augen voller Stolz über die gepflegte Erde schweifen und blicke dann fest in Mehemeds Augen.

»Diese Erde gehört mir«, sprach er, »denn ich habe sie gepflegt.«

Mehemed wurde über diese offensichtliche Lüge sehr zornig. »Du irrst dich, Kardaş, das ist mein Land hier!«

Ali lächelte. »Nein, Kardaş, du irrst dich! Erwinnere dich doch einmal... das ist mein Land!«

Als Ali seinen Blick über das Land jenseits der Mauer schweifen ließ, bemerkte Mehemed die Gier in seinen Augen, als wolle er alles verschlingen. Da verstand Mehemed, daß Ali auch seinen Acker haben wollte. Über Mehemeds Rücken jagten Schauer, es war ihm, als sollte er, der sich sein bisheriges Leben nur auf steinigem Äckern geplagt hatte, wieder zurückgestoßen werden in die Zeit, die er als längst überwunden geglaubt hatte.

Er taumelte einen Schritt zurück, ergriff eine Harke, die auf der Erde lag, und schlug sie mit aller Kraft auf Alis Kopf. Innerhalb eines Augenblicks zerstob das Glück, das diese Gegend umgeben hatte. Die dunkelbraune Erde färbte sich

rot. Mit ängstlichem Erstaunen rief er: »Bruder!« Dann war alles zu Ende. Der leblose Körper lag ausgestreckt unter dem Birnbaum. Blut rann von Alis zerschlagenem Kopf auf die Erde.

Mehemmed starrte auf Alis Leiche und konnte seinen Blick von dem grauenhaften Bild nicht losreißen. Da hörte er plötzlich die Worte Dede Korkuts aus Dede Süleymans Mund:

*Sohn, Sohn, auch Sohn,
Licht meiner Augen, Sohn,
Stütze meines Lebens, Sohn,
Sieh, welch Unheil geschieht*

Ihm war, als habe Dede Süleyman diese Klage nicht zu Mehmed, sondern zu Ali, der nun unter dem Birnbaum lag, gesprochen und als höre er die Stimme nicht mit seinen eigenen Ohren, sondern mit den blutigen Ohren Alis. Dann spürte er, daß sich das weiße Kamel näherte. Es trug den, der die Wahrheit sprach, auf dem Rücken. Das weiße Kamel kam mit hoch erhobenem Kopf und gemächlichen Schritten näher. Da, wo es hintrat, erblühten augenblicklich weiße Blumen.

Der, der die Wahrheit sprach, trug niemals einen Mantel, schnitt sich weder Haar noch Bart, noch Fingernägel.

Die Augen desjenigen, der die Wahrheit sprach, waren so weiß wie die Blumen, die dort erblühten, wo das weiße Kamel hintrat. Alles spiegelte sich in diesen schneeweißen Augen, und auch Mehmed sah in diesem Moment sein eigenes Bild darin, sah das Spiegelbild des mächtigen Birnbau's und den blutüberströmten Leichnam Alis.

Das Blut, das aus Alis Stirn geflossen war, hinterließ auf den schneeweißen Augen desjenigen, der die Wahrheit sprach, einen kleinen roten Fleck.

Mehmed warf die blutige Harke, die er schon seit dem Morgen in der Hand hielt, auf den Boden und rief: »Das war

meine Erde, nicht seine! Sprich du, Wahrheit, übe du Gerechtigkeit!«

Derjenige, der die Wahrheit sprach, sah Mehmed und den Leichnam Alis an und verkündete: »Ich bin du, du bist er. Was soll ich sagen? Der Kampf fand um der Erde willen statt, darum soll sie befragt werden.«

Das weiße Kamel ging in die Knie, streckte den Hals nach vorn, hielt sein Ohr auf die Erde und hörte eine Zeitlang der Erde zu. Dann hob es den Kopf und blickte mit seinen schwarzen Augen zu demjenigen, der die Wahrheit sprach. Dieser las aus den Augen des weißen Kamels: »Die Erde sagt, daß ihr beide lügt! Sie sagt, sie gehöre keinem von euch! Ihr beide gehört vielmehr ihr! Der eine liege schon an ihrer Brust, und der andere werde zu ihr kommen, wenn es an der Zeit sei!«

Dann richtete sich das weiße Kamel auf und verschwand mit gemächlichen Schritten.

Nur die weißblühenden Blumen, die an seinen Spuren wuchsen, kündeten davon, daß hier einst das weiße Kamel entlanggegangen war.

21

Im Viertel traf das Unglück als erste die Familie Meyrankulu Emis. Als sie die Todesnachricht von der Front erhielt, war der arme Meyrankulu ganz außer sich. In Gegenwart der Frauen und Kinder schlug er seine schmalen Hände immer wieder auf die Schenkel und rief: »Mein Dichtersohn! Mein Dichtersohn!«

Die sechs Schwestern Ibrahims hatten so viel geweint, daß ihnen nur noch Kraft zum Wimmern blieb.

Die Leute des Viertels versammelten sich bei Meyrankulu Emi und bei Hasanağa Emi, Ağahüseyn Emi, Azizağa Emi (etwas später zogen auch sie in den Krieg). Die Leute standen

auch auf unserem Hof. Cebrayil und Ağarahim stellten vor dem Haus, mitten auf der Straße, ein Zelt auf. Molla Esadulla setzte sich davor und las aus dem Koran vor. Von Zeit zu Zeit legte er das prächtig gebundene große Buch behutsam beiseite, nahm seine Brille ab und flüsterte, während er an seinem Tee nippte: »Der Junge ist ohne Leichentuch aus der Welt gegangen.« Dann fuhr er mit erhobener Stimme fort: »Möge Allah ihm Gnade erweisen.«

Die Männer, die in dem Zelt saßen, wiederholten wie aus einem Mund: »Möge Allah ihm Gnade erweisen.«

Molla Esadulla erwiderte: »Möge Allah auch all euren Verstorbenen Gnade erweisen! Möge Allah die Schuldigen strafen! Möge Allah euren Söhnen Gesundheit schenken und sie vor den Kugeln bewahren! Möge Allah keine Waisen zurücklassen! Möge Allah Hitler verfluchen, möge ihm Azrafil die Strafe geben, sein Grab soll Feuer fangen und seine Zunge soll zu Asche verbrennen! Möge Allah Stalin ein langes Leben schenken!«

Wieder murmelten die Leute im Zelt: »Möge Allahs Wille geschehen.«

Ceferkulu und ich gingen in diesem Zelt ein und aus, schenkten Tee ein, räumten die leeren Gläser zusammen, und es war sonderbar, die Worte Molla Esadullas und das Gemurmel der Trauernden machte mich erwachsener. Ich hielt mich bereits für einen Erwachsenen.

Molla Esadulla sagte: »Meyrankulus Sohn Ibrahim war ein guter Junge. In dieser Hinsicht ähnelte er dem Propheten Abraham. Der König von Babylon Nemrut hatte Abraham ins Feuer werfen lassen, doch das Feuer versehrte Abraham Celil nicht, so rein war er! Und der Ort, an dem das Feuer brannte, verwandelte sich in einen Blumengarten.«

Wenn Molla Esadulla solche Geschichten erzählte, dann rührte ich mich nicht von der Stelle und lauschte. Ich war davon so beeindruckt, daß ich alles auf der Welt vergaß. Nur manchmal, wenn ich mir am heißen Tee die Finger ver-

brannte, kam ich zu mir. Die Geschichten Molla Esadullas ähnelten manchmal denen, die Balakerim erzählte. Doch der Hauptunterschied war meiner Ansicht nach der, daß Molla Esadulla alle diese Geschichten selbst erlebt hatte und daß sie darum wahr sein mußten. Außerdem erzählte er sie nicht nur Kindern, sondern auch Erwachsenen, und deshalb mußte ihr Wert höher sein.

Ich konnte mich damals kaum mehr daran erinnern, wie Ibrahim für einen Abbasi Filme zeigte, wie er, wenn wir kein Geld hatten, Bonbons von uns nahm und andere Sachen, doch die beiden Verse, die er geschrieben hatte, gingen mir nicht aus dem Sinn:

*Als sich der Himmel den Kragen öffnete, sah man den Mond.
Als du dir den Kragen öffnest, sah man die Sonne.*

Zwar verstand ich den Sinn dieser beiden Zeilen nicht wirklich, ich verstand ja auch nicht, was der Tod war, aber das traurige Leid, das aus ihnen sprach, betrückte mich und brachte mich, ganz gegen meinen Willen, fast zum Weinen. Auch der Blumengarten, von dem Molla Esadulla erzählt hatte, beschäftigte mich, und die bunten Blumen in diesem Garten waren in meiner Vorstellung voller Leid und Trauer.

In jener Nacht, bevor ich einschlief, hatte ich die Vorstellung, ich sei Ibrahim. Mir war, als sei nicht der Dichter Ibrahim im Krieg gestorben, sondern ich, und das Zelt vor Meyrankulu Emis Haus sei für mich aufgestellt worden. Alle Männer des Viertels hatten sich in diesem Zelt meines Todes wegen versammelt, und Molla Esadulla sagte, ich ähnelte dem Propheten Abraham Celil. Die Gesichter der Männer des Viertels kamen mir eines nach dem anderen in den Sinn. Einerseits tat ich mir selbst leid, und da ich im Krieg gestorben war, trauerte ich um mich, andererseits war ich aber auch stolz, weil ich im Krieg gekämpft hatte und gefallen war, weil alle Männer des Viertels meinetwegen in diesem Zelt saßen und die Frauen, Mädchen und Bräute meinetwe-

gen weinten. Dann phantasierte ich, der König von Babylon Nemrut wolle mich verbrennen lassen. Ich spürte die Hitze des Feuers, doch ich hatte keine Angst, weil sich das Feuer in einen Blumengarten verwandeln würde.

Eine weitere Todesnachricht erreichte dann das Haus von Firuze Hala. Wieder stellte man das Zelt vor dem Trauerhaus auf. Dann wurde das Zelt immer öfter aufgeschlagen, es zog von Tür zu Tür und schien sich allmählich in das weiße Kamel zu verwandeln. Es erschien vor einer Haustür nach der anderen und erzählte vom Leid der Welt.

Einmal fragte ich Balakerim: »Warum schläft dieses weiße Kamel nicht einmal vor der Tür Hitlers?«

Als habe er die Antwort längst parat, lächelte er bedeutungsvoll: »Es wird, Alekber, es wird... Weißt du, was die Perser sagen, Alekber? Frag deinen Vater, der weiß es bestimmt. Die Perser sagen: »Jedes Wort hat seinen Platz und jede Sache seine Zeit.«

Diesen Sinnspruch in persischer Sprache verstand ich natürlich nicht. Im Klang der Worte lag Ruhe und Gelassenheit. Aber diese Ruhe und Gelassenheit hatte nichts mehr mit unserem Viertel zu tun, sie war längst davongezogen.

Einmal wurde das Zelt nicht aufgestellt: Als die Todesnachricht vom Uhrmacher Gülağa, dem Mann Sonas, der Namensverwandten meiner Mutter, gekommen war, wollten die wenigen Männer, die wegen Krankheit oder Invalidität nicht in den Krieg gezogen waren, ein Zelt vor Gülağas Haus aufstellen. Sona ließ dies jedoch nicht zu. Sie schrie und geriet außer sich, weil die Todesnachricht nicht wahr sein könne. Sona tat allen leid. Die Frauen des Viertels weinten um den jung verstorbenen, ruhigen, immer freundlichen Gülağa und beweinten die hoffnungslose Lage der armen Sona. Schließlich hieß es, sie habe den Verstand verloren, doch wurde nicht viel darüber gesprochen, und wenn, dann voller Kummer und mit Tränen in den Augen.

Am anderen Ende unserer Straße lagen drei Geschäfte

nebeneinander: eine Metzgerei, ein Brotladen und ein Petroleumgeschäft. Die Leute kauften das Fleisch (es gab dort auch Erbsen, Reis, Salz, Zucker und Butter) in Dadaşbalas Metzgerei. Als der Krieg begonnen hatte, wurde der Laden geschlossen. Dadaşbala begann Tee zu verkaufen, den er in Georgien besorgte, stellte in den Trauerhäusern einen Samowar auf und blieb so nie beschäftigungslos. Er war es auch, der am meisten verdiente. Nach wie vor nannten ihn die Frauen Metzger Dadaşbala. Meine Mutter stellte sich bereits in der Nacht vor dem Brotladen an, der in den Morgenstunden öffnete und bald wieder schloß. Mit dem Kanister in der Hand gingen wir Petroleum kaufen, doch nach einiger Zeit gab es auch kein Petroleum mehr (das Petroleum war mit den Männern in den Krieg gezogen). Nach einiger Zeit verzog sich der Petroleumgeruch, der sich in unserer Lampe festgesetzt hatte, und verschwand dann völlig.

Vor unserem Hof standen nun nicht mehr die vier Polutorkas und der Autobus. Zuerst zogen Cefer, Adil und Abdülali in den Krieg, schließlich auch Koca. Hanim Hala blieben nur noch Cebrayil und Ağarahim.

Der Krieg hatte begonnen, und wir begriffen, daß sich Unheil ankündigte. Natürlich lag es völlig fern, daß dabei jemand auch an das Haus des Mützenmachers Abülfet mit seinen fünf Töchtern dachte. (Manchmal, wenn sich die Frauen versammelten, sagte Meşedihanim Hala: »Ein Mädchen zu sein, welch ein Glück! Fatma hat fünf Kinder, fünf Mädchen, ihr bleibt der Krieg erspart.«)

Als man begann, vor den Häusern Zelte aufzuschlagen, als Metzger Dadaşbala Beil und Hackbrett beiseite gelegt hatte, um sich mit Teeausschenken zu beschäftigen, zu der Zeit, als sich meine Mutter die ganze Nacht vor dem Brotladen anstellte, da verschwanden all die Geschichten, die sich vor dem Krieg ereignet hatten, in der fernen Vergangenheit.

Auch mein Leben teilte sich mit einem Mal wie eine geknickte Eisenstange in zwei Teile: das Leben vor und das

Leben nach Ausbruch des Krieges. Diese Zirkusfreude in meinem Herzen, die Farben des Zirkus, die einmal vor meinen Augen getanzt hatten, waren nun für den etwa neun Jahre alten Alekber in weite Vergangenheit gerückt. Und wenn ich manchmal Adile auf der Straße sah, dann meldeten sich Erinnerungsfetzen, aber sie vergingen schnell. Adile verschwand von der Straße, aus meinen Augen, und die Gedanken sanken zurück in die Ferne, in die kein Laut dringt. In unserem Viertel und auch sonst in meinem Leben gab es jetzt kein so helles Abenteuer mehr, kein so berauschendes Gefühl und keine Aufregung, um diesen »lieben Brief« aus der Ferne wieder zurückzuholen, und es war seltsam, mir schien, als hätten Adiles dicke kastanienfarbene Zöpfe ihren magischen Glanz verloren.

Eine Zeitlang rannte ich vor Scham davon, wenn ich Adile auf der Straße sah.

Eines Tages, als mein Vater gerade von einer Reise heimgekehrt war, sagte er zu meiner Mutter: »Die Welt ist unehrenhaft geworden, Baci. Früher oder später muß ich auch in den Krieg. Ich wollte wenigstens Alekbers kleine Hochzeit miterleben.«

Vor dem Krieg wurde die Beschneidung der Knaben wie eine Hochzeit oder ein Festtag gefeiert. Doch diesmal gab es kein Fest. Mein Vater fand einen lesbischen Friseur, und alles verlief ganz gewöhnlich. Etwas Besonderes lag nur darin, daß ich, wie es noch vor dem Krieg üblich war, eine leuchtendrote Schürze um die Hüfte bekam. Zwei Tage nach der Beschneidung lief ich mit dieser roten Schürze auf die Straße und spielte mit den Kindern.

Wenn Knaben, die älter waren als wir, mit einer solchen Schürze auf der Straße erschienen, blickten wir stets voller Neid zu ihnen auf. Nun war ich selbst groß geworden, und wirklich, die Freude über diese Schürze war die einzige Freude für mich nach dem Beginn des Krieges.

Ich zeigte mich stolz vor allen auf der Straße, doch wenn

ich Şövket sah, dann tat ich so, als erkenne ich sie nicht, und versteckte mich in unserem Hof. Auch wenn Adile auftauchte, schämte ich mich vor ihr.

Şövket saß manchmal wieder vor ihrem Haus unter den beiden Maulbeerbäumen auf der Bank, doch aß sie keine Sonnenblumenkerne mehr wie früher, denn Ziba Hala war nach Amerika gezogen, und auch sonst waren keine Sonnenblumenkerne mehr aufzutreiben. Sie lachte nicht mehr so schallend wie früher, und manchmal lächelte sie. Obwohl sie niemanden hatte, der in den Krieg gezogen war, lag doch etwas Kummer auf ihrem Gesicht. Als sie mich jedoch mit der roten Schürze auf der Straße sah, zwinkerte sie mir wie früher zu und fragte leise: »Hat es sehr weh getan?«

Trotz solcher Äußerungen haßte ich sie dennoch nicht. Ich lief in unseren Hof davon, und wenn ich sie sah, ließ ich mich nicht auf der Straße blicken. Es war wie ein Spiel zwischen mir und Şövket.

Vor Adile jedenfalls schämte ich mich.

Ihre schwarzen Augen, ihr bleiches Gesicht, die langen, kastanienfarbenen Zöpfe waren mir immer noch vertraut. Doch in dieser Vertrautheit lag auch eine Ferne und Vergangenheit. Irgendwie schien es mir, als sei auch die Vertrautheit Adiles für Koca in einer solchen Ferne und Vergangenheit geblieben, und sie schien das zu wissen und darunter zu leiden.

Auch Koca war in den Krieg gezogen. Die Gespräche über die beiden waren so gut wie vergessen. Selbst Balakerim sprach nicht mehr von Romeo und Julia, und ich fürchtete nicht mehr, daß das weiße Kamel vor Adiles Tür schlafen werde. Doch plötzlich stand ich einmal auf der Straße Adile gegenüber. Ich wurde so rot wie das Tuch, das um meine Hüfte hing. Sie schien die Schürze jedoch nicht zu bemerken und sah mich mit ihren schwarzen Augen an, in denen ich Sehnsucht und tiefen Schmerz erkannte. Es schien, als blickten diese Augen ins Leere.

Dann fragte sie mich: »Wie geht es dir, Alekber?« Sie sprach in einem Ton, als wolle sie sagen, mir geht es schlecht, Alekber, mein Herz lacht nicht mehr, Alekber, ich bin der unglücklichste Mensch auf der Welt, Alekber, ich bin bedauernswert und allein. Dann sprach Adile die für mich eindrucksvollsten Worte der Welt: »Die Zirkuskarten habe ich als Andenken aufbewahrt, Alekber.«

Ich konnte mich nicht mehr beherrschen, und meine Augen füllten sich. Als sie sah, daß ich weinte, liefen auch aus ihren traurigen schwarzen Augen Tränen.

Danach sah ich Adile nie wieder.

Eines Tages verbreitete sich folgende Nachricht im Viertel: Muhtar war zu Abülfet gegangen und hatte um Adiles Hand angehalten.

Das Unerwartete dieser Nachricht lag nicht nur darin, daß es niemandem in den Sinn gekommen wäre, daß Muhtar Adile heiraten würde, sondern auch darin, daß nach Beginn des Krieges überhaupt nicht mehr geheiratet und Feste gefeiert wurden.

Nachdem Kübra Hala gestorben war, lebte Muhtar alleine in dem Haus mit dem verglasten Balkon, stieg in aller Frühe in den schwarzen Emadin und kehrte abends mit der Limousine von der Arbeit zurück. Er trug auch wieder die schwarze Jacke und die glänzenden hohen Stiefel. Auch nach dem Beginn des Krieges führte er sein Leben fort wie bisher, nur abends kam er manchmal etwas später nach Hause, und einige Male, wenn ich vor Hunger in meinem Bett nicht einschlafen konnte, hörte ich um Mitternacht den schwarzen Emadin vorfahren.

Einmal, als ich in der Frühe zur Schule ging, sah ich, wie Muhtar im Unterhemd die Blumen auf seinem Balkon goß. Diese Beobachtung übte eine nachhaltige Wirkung auf mich aus. Einige Tage lang dachte ich mir, daß man auch Muhtar grüßen müsse, daß auch Muhtar ein Mensch sei. Der Gruß gehört ja nicht uns, wie Balakerim sagte, sondern Allah, dem

Allmächtigen. Schließlich war ich zu dem Ergebnis gekommen, daß ich Allahs Gruß auch Muhtar entbieten sollte, und einmal, am späten Abend, grüßte ich ihn, als er gerade von der Arbeit kam und aus dem Wagen stieg. Muhtar sah mich jedoch nur aus den Augenwinkeln heraus an. (Vielleicht erkannte er mich nicht? Er wußte jedoch, wer ich war, da ich ihm, als er gekommen war, um sich bei Hanim Hala zu entschuldigen, ihre Wohnung gezeigt hatte und an jenem schönen Tag vor Kriegsbeginn Zeuge wurde, wie Hanim Hala ihn vertrieb). Danach grüßte ich ihn nie wieder. Einmal saß Balakerim unter den Maulbeerbäumen auf dem Bürgersteig, sah zu Muhtars Balkon hinauf und sagte: »So viele Rosen es auf der Welt gibt, so viele Sprachen gibt es auch. Kübra kannte ihre Sprachen, nur Muhtar kann sich nicht mit ihnen unterhalten. Das Herz der Rosen ist bedrückt.«

Eynulla, der Sohn Safura Halas war damals noch nicht verschollen. Nachdem er von der ersten Verwundung genesen war, zog er ein zweites Mal in den Krieg. Safura Hala sagte: »Was soll schon sein, ist Muhtar etwa kein Mann? Und dann hat er noch eine Arbeit, bei der er nicht zur Front muß! Er ist ein wenig älter als Fatmas Tochter, aber was macht das schon. Der Mann ist eben ein wenig älter, aber ein Mann ist ein Mann, Verehrteste! Was ist schon dabei, wenn seine Ohren klein sind? Daran stirbt man doch nicht! Bei Allah, in allem Ernst, er hat für Kübra gut gesorgt, ein häuslicher Mann ist er. Stimmt, Adile ist ein schönes, anständiges Mädchen. Vielleicht sollte sie tatsächlich Hanims Sohn heiraten. Beide sind jung... Aber auf der einen Seite die Herzlosigkeit Hanims!«

Meine Mutter fiel ihr ins Wort: »Wieso soll sie herzlos sein, Safura Baci?«

»Du willst mir etwas über Hanim erzählen? Muhtar meint es ernst. Koca, Allah möge es einrichten, soll gesund zurückkehren von der Front. Ein kluger Junge, anständig, ich habe keinen Einwand. Aber um die Wahrheit zu sagen: Mit An-

stand allein kann man keine Frau versorgen. Die Zeiten sind schlecht. Denke doch nur, was mit dem armen Gülağa passiert ist: Er konnte kein Huhn schlachten, doch seine junge Seele ist durch eine Kugel vernichtet worden. Allah sollte eines Tages auch dem Hundesohn Hitler eine solche Kugel schicken! Die Lage, in die Sona geraten ist, sollte Allah nicht einmal seinen Feinden bescheren!«

Meine Mutter erwiderte: »Wer sich verliebt, der wird schön, Safura Baci.«

»Ach komm, rede nicht solchen Kinderkram! Laß du nur das Mädchen entscheiden, dann geht sie weder zum Helvaverkäufer noch zum Zurnaspieler!«

Meine Mutter war jünger als Safura Hala und verteidigte Adile und Koca mit ganzem Herzen. So schnell wollte sie nicht aufgeben. »Man sagt doch auch, Safura Baci, gib das Mädchen nicht dem Reichen, sondern dem mit Charakter.«

In meinem Herzen stimmte ich völlig mit diesen Worten überein. Meine Mutter war ja auch nicht zu einem Reichen gegangen. Mein Vater hatte nie ein Haus besessen, doch er war einer von den geachteten Männern und sorgte auch in diesen Notzeiten für uns.

Safura Hala erwiderte: »Was soll das heißen, ist Muhtar etwa nicht angesehen? Machst du dir größere Sorgen als Fatma um ihr eigenes Kind? Fatma sagte zu ihrer Tochter: Sieh uns an und komm zu Verstand. Wir waren immer arm, haben halb gehungert, halb satt gelebt. Und betrachte deine Schwestern, Allah soll den müttzennähenden Händen deines Vaters immer Gesundheit schenken, sonst verhungern wir alle. Da hat sie doch recht, oder? Wenn Fatma nicht den Müttzennmacher Abülfet genommen hätte, sondern Hanims Bruder, den seligen Abuzer, was wäre dann? Dann wären jetzt alle Kinder Waisen.«

Meine Mutter lenkte mit den Worten ein: »Allah weiß, was richtig ist. Wie es auf der Stirn zu lesen ist, so soll es sein.« Ich war mir jedoch sicher, daß sie in diesem Moment

dachte: Warum ist die Welt nur so gnadenlos, Allah? Sind denn alle Probleme der Welt nur für uns einfache Leute bestimmt? Warum macht ein solcher Krieg nur keinen Eindruck auf Menschen wie Fetulla Hatem? Der Sohn kehrt nicht zurück, der Ehemann wird vermißt, doch die Zeitungen drucken Bilder von Fetulla Hatem. Fetulla Hatem hat einen flammenden Brief an die Soldaten an der Front geschrieben! Fetulla Hatem hat eine Rede gegen die Faschisten-Hundesöhne gehalten! Soll er doch, statt Reden zu halten und Briefe zu schreiben, losziehen und selbst gegen die Faschisten kämpfen. Warum tut er das nicht? Weil er eben Fetulla Hatem ist.

Daß Muhtar beim Müttzennmacher Abülfet um die Hand seiner Tochter angehalten hatte, gab unserer verwaisten Straße, unserem einsamen, farblos und grau gewordenen Viertel eine gewisse Lebendigkeit zurück. Doch eines grauen Tages im Herbst, um den Mittag herum, hörten meine Mutter und ich ein fürchterliches Geschrei. Wir rannten aus dem Haus.

Adile hatte sich vom Dach des dreistöckigen Hauses gestürzt.

Meine Mutter preßte meinen Kopf an ihren Bauch. Sie ließ nicht zu, daß ich die mitten auf der Straße liegende Adile sah. Ich hatte bereits viele Zelte vor Haustüren gesehen und wußte, daß der Tod eine ewige Trennung bedeutete. Ich preßte mich noch fester an meine Mutter und begann um Adile zu weinen.

Als mich meine Mutter nach Hause brachte, sagte sie: »Hab keine Angst, hab keine Angst.«

Dann lief sie weinend in den Garten und brachte einen Becher kühlen Wassers, wusch mein Gesicht und gab mir zu trinken.

Ich konnte mich nicht beruhigen.

Meine Mutter dachte, daß ich wohl aus Furcht weinte, es kam ihr nicht in den Sinn, daß der kleine Alekber bereits tiefe Trauer empfand. Diese Trauer, die mein Herz verletzt

hatte, hinterließ einen leichten, ja völlig schwerelosen Fleck in meinem Herzen.

Adile lebte, lag jedoch schwerverletzt in einem Krankenhaus. Alle Menschen des Viertels beteten zu Allah, daß Adile wieder gesund werden solle. Niemand verurteilte sie wegen ihrer Verzweiflungstat.

Nach vier Tagen starb sie.

Adile war für mich der liebste Mensch, den ich je verloren hatte.

Zwar erreichten uns immer häufiger Todesnachrichten, der Dichter Ibrahim, Gülağa und viele andere waren gestorben, doch an Adiles Tod hatte ich persönlich Anteil, es war, als sei ein Gefühl in mir erloschen.

Ich zog mich entweder unter den großen Maulbeerbaum am Rande unseres Hofes zurück, oder in den Hof des Sari Hamam zwischen den Holzscheiten, die sich dort angesammelt hatten (Balakerim fand sie wohl irgendwo und trug sie hierher), seit man statt Petroleum Holz verbrannte, und dachte über Adile nach.

Ihre schwarzen Augen, das blasse Gesicht, die kastanienfarbenen Zöpfe, den Sommerabend vor dem Krieg am Büffet des Zirkus brachte ich mir in Erinnerung, und mir war, als führe sie mir wieder über mein Haar.

Ich wurde betrübt, die rote Zickzacklinie unter den Worten »ein lieber Brief« erinnerte mich in diesem Moment am Rande des Hofes unter dem Maulbeerbaum oder im Hof des Sari Hamam zwischen Stapeln von Holzscheiten nur an leidvolle Begebenheiten.

Plötzlich nahm ich aus der weiten Ferne, die vor dem Krieg lag, diesen Rosenduft wahr, doch auch er führte mich nur zu neuer Traurigkeit, und ich sagte mir die vier Verse auf, die auf der Rückseite des »lieben Briefes« notiert waren:

*Brief, dir geb ich einen Namen,
Vertraue dich der Post an,*

Erreichst du Koca nicht

Dann wisse, daß ich die Welt zerstöre.

Mir schien, als ob jener »liebe Brief« bei niemandem angekommen war. Ich selbst hatte ihn ja auch nicht gelesen, und er sollte wohl nie irgendwo ankommen.

Adile sollte niemandem mehr einen Brief schreiben, niemandem mehr einen Gruß voller Rosenduft übergeben, und plötzlich dachte ich an Hanim Hala, wie sie in jener Sommernacht vor dem Krieg aufgetreten war und gerufen hatte: »Was für ein böses Mädchen du bist!« Ich hörte die Stimme deutlich und wurde noch trauriger. Natürlich hatte Hanim Hala am Tod Adiles keine direkte Schuld, doch wollte ich mich in diesen Augenblicken nicht an Hanim Hala erinnern, wollte sie mir nicht vor Augen bringen, wollte ihre Stimme nicht hören. Mein Gemüt war voller Traurigkeit. Nach Adiles Tod war ich Hanim Hala böse, und es war mir, als könnte ich nie wieder gut mit ihr sein.

Dann trugen sie Adiles Sarg aus dem dreistöckigen Haus auf die Straße. Molla Esedulla ging voran, und alle Leute des Viertels folgten ihm zum Friedhof. Ich konnte es auf keine Weise begreifen, daß Adile in dem Sarg sein sollte, der auf den Schultern der Männer hin- und herschwankte und mit Schals und Seidentüchern abgedeckt war. Jetzt atmete sie nicht mehr.

Wir hatten uns damit abgefunden, daß ein Gestorbener nicht mehr da war. Wenn Todesnachrichten von der Front kamen, wurden Trauerzelte aufgeschlagen. In den Häusern begann das Wehklagen, doch niemand ging auf den Friedhof, denn der Tote selbst war ja nicht da, lag in der kalten Erde ferner Orte. Nun jedenfalls gingen die Leute hinter dem Sarg her zum Friedhof, wie vor dem Krieg, und diese Beerdigungszeremonie schien Adiles Tod noch bedrückender und leidvoller zu machen.

Der Klarinette spielende Alekber sah auf einem Auge

nichts mehr, deshalb war er nicht in den Krieg gezogen. Wenn dann die Todesnachricht von jungen Männern eintrat, die noch unverheiratet waren, dann betrat er das Trauerzelt, das kurz zuvor aufgestellt worden war, öffnete eine Schachtel, steckte ohne Eile die Klarinette zusammen und spielte mit großer Bewegtheit eine Muğamat-Melodie. In jener Zeit führte sein Spiel dazu, daß sich die Männer, die noch nicht in den Krieg gezogen waren, die Taschentücher vor die Augen hielten und lautlos, mit zuckenden Schultern weinten.

Alekber schritt hinter Adiles Sarg und spielte die herzerweichende Segah-Melodie. Seine zitternden Finger, die auf den Tasten der Klarinette herumsprangen, versetzten mich in einen Zustand, als befände ich mich in der fernen, einsamen Wüstenwelt, von der uns Balakerim erzählte. In dieser Welt gab es nichts außer Sanddünen, die sich so weit erstreckten, wie das Auge reichte, einen azurblauen Himmel und das schauerliche Klarinettenspiel.

Aber auch in dieser Wüste, dem Himmel und dem Klarinettenspiel lag der Schmerz, den ich in Adiles Augen gesehen hatte.

Der Trauerzug kam durch höhergelegene Viertel, in denen sich keine Männer und jungen Burschen mehr aufhielten. Die Frauen und Mädchen schienen wie verändert durch das Leid, ihre Augen waren niedergeschlagen, doch als wir Adiles Sarg vorbeitrugen, sammelten sie sich vor den Türen, und ihre Herzen weinten: »Die, welche sich umgebracht hat, ist das Mädchen mit dem Haar...«

Natürlich empfand unser gesamtes Viertel Kummer, doch zugleich war eine bohrende Neugier in den Herzen der Leute, und, warum sollte ich es verbergen, auch in dem Herzen des kleinen Alekber hatte sich diese Neugier eingenistet: Was sollte Hanim Hala jetzt tun? Würde sie sich bei der Bestattungsfeier sehen lassen oder würde sie zu Hause bleiben? Sollte sie sich den Leuten, die einen solch kummerreichen Tag hatten, zeigen?

An dem einen Arm Cebrayil, am anderen Ağarahim verließ Hanim Hala das Haus und schloß sich, wie immer eiligen Schrittes, dem Trauerzug an.

Alle, sogar die weinenden Frauen wurden still. Stumm schritten die Menschen hinter dem Klarinette spielenden Alekber her.

Die alten Frauen des Viertels gingen am Arm von Fatma Hala, doch sobald Fatma Hala Gelegenheit dazu fand, fuhr sie sich mit den Händen durch das zerzauste Haar, schlug sich ins Gesicht und zerkratzte sich. Mit ihrer vom Weinen und Klagen heiseren Stimme jammerte sie: »Hättest du mich doch umgebracht, wie konntest du das deinem jungen Leib antun?«

Der Mützenmacher Abülfet hielt sein Gesicht hinter einem großen Taschentuch verborgen, das er heftig zuckend an sich preßte. Mir war, als weinte sein gesamter Körper, als weinten seine Schritte und sogar der Mantel, den er trug.

Neben Abülfet Emi gingen eine Menge kleinerer und größerer Kinder, die ich nicht kannte, und weinten laut. Cafaroğlu sagte, das seien die Kinder von Adiles Schwestern.

Ich sah Tamara. Ihr Haar war wie das von Fatma Hala zerzaust, ihr Gesicht kreidebleich und die Augen blutrot. Ich verspürte einen heftigen Wunsch, ihre Hand zu halten, doch ich tat es nicht, weil ich wußte, daß dies gar keine Bedeutung hatte.

Der Metzger Dadaşbala war ein großer dicker Mann (es stimmt wohl, nachdem der Krieg begonnen hatte, war sein Bauch kleiner geworden, doch war er wohl immer noch der korpulenteste Mann unseres Viertels), und immer, wenn ich ihn früher sah, taten mir die Schafe und Lämmer leid, die er schlachtete. Jetzt weinte er jedoch so herzerreißend, daß es schien, er sei der weichherzigste Mensch der Welt (vielleicht war er es auch tatsächlich).

Ganz unbewußt suchte ich mit den Augen Hanim Hala in der Menge und fand sie: Ihre dünnen Lippen waren aufeinandergepreßt. Doch etwas später, auf dem Friedhof, bemerkte

ich, daß ihre Lippen für einen Augenblick zuckten. Ihre Augen begannen zu glänzen, doch ich verstand die Bedeutung dieser Gefühlsregung nicht.

Als die beiden Totengräber Adiles Grab zuschaukelten, verfangen sich Fatma Halas Augen, die sich immer noch die Haare raufte, ihr Gesicht und die Brust zerkratzte, an Hanim Hala, die stumm dastand, und mit ihrer heiseren Stimme, die Halsadern waren hervorgetreten, rief Fatma Hala: »Sie wird deinen Sohn zu sich rufen! Sie wird ihn rufen!«

Da wurde es still auf dem Friedhof, alle starrten Hanim Hala an, nur noch die Geräusche der schaukelnden Totengräber waren zu hören.

Hanim Hala sagte kein Wort, sondern blickte geradewegs in Fatma Halas Augen, und da bemerkte ich, wie ihre Lippen für einen kurzen Moment nur zuckten und ihre Augen aufglänzten.

Dann las Molla Esadulla das Yasin-Gebet. Die Frauen des Viertels zogen Fatma Hala mit Mühe von dem frischen Grab, auf das sie sich der Länge nach geworfen hatte. Alle, auch ihr Mann, der Mützenmacher Abülfet, verstreuten sich allmählich, aber wir Kinder und Balakerim blieben noch. Jetzt erst bemerkte ich, daß Hanim Hala mit Cebrayil und Ağarahim noch in der Nähe war und etwas weiter auch Muhtar wartete.

Ich hatte Muhtar nicht im Trauerzug gesehen und hatte auch nicht bemerkt, wann er zum Friedhof gekommen war. Wie ich ihn so plötzlich bei dem Grab stehen sah, erschrak ich aus irgendeinem Grund.

Ich hatte das Gefühl, als würde die Stille auf dem Friedhof niemals durchbrochen.

Plötzlich hob Hanim Hala ihren Blick und sagte: »Balakerim, nimm die Flöte heraus und spiele.«

Natürlich kannten wir Balakerim nur zu gut und wußten, daß er niemals auf Bestellung spielte, doch dieses Mal schob er die Hand in die Brusttasche seiner gelben Jacke, zog die

Flöte heraus und begann zu spielen. Nach der Klarinette Alekbers klang Balakerims Flöte dünn. In diesem Flötenspiel lag Einsamkeit und Ungewißheit. Im Gegensatz zu Alekbers Klarinette, die die Friedhofsstille nur untermalte, untermalten die Friedhofsstille und das Grauen des frischen Grabes Balakerims Flöte.

So spielte er eine Zeitlang, und wir betrachteten, während wir zuhörten, die frisch aufgeworfene Erde des Grabes.

Dann drehte sich Muhtar ohne ein Wort um und verließ mit langsamen Schritten den Friedhof.

Ich sah Hanim Hala lange an und spürte, wie ich ihr an diesem Herbsttag auf dem Friedhof verzieh und mich mit ihr wieder versöhnte.

In jener Nacht konnte ich nicht einschlafen. Auch meine Mutter war unruhig, stand mehrmals auf und kam an mein Bett, sah mich an, doch ich sagte nichts, öffnete die Augen nicht. Mir stand das frisch aufgeworfene Grab vor Augen, doch es befand sich nicht auf dem Friedhof, sondern in dem blumenreichen Garten, von dem Molla Esadulla erzählt hatte, zwischen den leidvollen, bitteren, roten, lilafarbenen und organgefarbenen Blumen. Ich dachte an den Propheten Abraham, an den König von Babylon Nemrut, und jedesmal stellte ich ihn mir mit dem Gesicht Muhtars vor. Ich wollte durchaus nicht Muhtar mit Nemrut verwechseln, weil er mir leid tat, seit ich ihn auf dem Balkon Blumen gießen sah, doch gelang es mir nicht, mich von dieser quälenden Vorstellung zu lösen.

Balakerim saß wie immer unter den beiden Maulbeerbäumen am Rande des Bürgersteiges, seine schneeweißen Fingernägel waren wie immer kurz geschnitten, und die tiefblauen Adern zeichneten sich deutlich auf seiner hageren Hand ab, die in

die Brusttasche seiner gelben Jacke griff und die Flöte hervorholte. Er spielte selbstvergessen seine Melodien, die jedoch, nachdem der Krieg begonnen hatte und die Verwaisung des Viertels einsetzte, immer schwermütiger wurden. Noch niemals zuvor hatte uns Balakerims Flötenspiel so traurig gemacht, und einmal, als meine Mutter, um mich zu rufen, auf die Straße gelaufen kam, lauschte sie eine Zeitlang und lief – ohne mich gerufen zu haben – ins Haus zurück. Ich wußte genau, daß sie traurig war und sich zu Hause ausweinen und sich das Herz erleichtern wollte.

Plötzlich, wenn keiner von uns damit rechnete, hörte er zu spielen auf und sprach:

Das Hamam ist im Hamam.

Das Sieb ist im Stroh.

Das Kamel spielt Friseur,

Mitten im alten Hamam.

Dann erzählte er vom weißen Kamel, von den allersonderbarsten Geschichten aus alter Zeit, von Hexen und Zaubern, grausamen Königen und gerissenen Wesiren, von schönen Prinzessinnen und Prinzen. Doch war ich nicht mehr so wie früher mit ganzem Herzen und Verstand bei diesen Geschichten. Ich hörte ihm zu, doch gleichzeitig war die Einsamkeit und Trauer des Viertels immer in mir gegenwärtig, und manchmal, wenn ich Balakerim lauschte, war mir, als sei die gelbe Farbe seiner Jacke in Wirklichkeit die Farbe unserer Straße oder des Hofes unseres Gartens. Mir schien, daß unabhängig von dem Weiß, Blau und Weinrot der Kalkfarben an den Wänden, unser gesamtes Viertel in eine gelbe Farbe getaucht war, und das Gelb unseres Viertels war das Gelb von Balakerims Jacke: schmutzig, gebraucht, arm...

Früher, das heißt, während der schönen Tage, als der Krieg noch nicht begonnen hatte, als Balakerim unter den Maulbeerbäumen saß und Geschichten erzählte und Şövket noch auf der Bank neben ihrer Haustür die großen Sonnen-

blumenkerne aß, die sie bei Ziba Hala gekauft hatte, tauchten manchmal fremde (nicht aus unserem Viertel stammende) Mädchen und Frauen (insbesondere dicke Frauen) auf der Straße auf. Balakerim schien einen Augenblick lang ein Stauen voller Leid zu empfinden (wenn Mädchen aus unserem Viertel vorbeigingen, hob er den Kopf nicht!) und schluckte einige Male, als vergesse er uns und alles andere. Dann lachte Şövket schallend, und während sie Balakerim betrachtete, sagte sie: »Du bist ja auch nicht gerade der...« Balakerim vergaß sich fast, wußte nicht, was er tun sollte, und verwechselte die Worte. Auch wenn ich nicht verstand, was ihn verwirrte und warum Şövket lachte, so spürte ich doch, daß Balakerims Herz beinahe zerspringen mußte. Jetzt jedenfalls lachte Şövket nicht mehr schallend, und als wir wieder einmal unter den Maulbeerbäumen saßen und Balakerim die Welt um sich herum vergaß und einer fremden dicken Frau nachsah, sagte Şövket, die sich an die Haustür lehnte, mit einer schwermütigen Stimme: »Was sollst du schon machen, Armer, bist doch auch nur ein Mensch...« Zum ersten Mal in meinem Leben spürte ich Mitleid in Şövkets Stimme.

Balakerim sah Şövket an, und ich bemerkte in seinen stets verträumten und schmerzvollen Augen eine noch nie gesehene Dankbarkeit – daran denke ich noch heute zurück. Zugleich erschien in diesen Blicken eine endlose Trauer, und ich hätte niemals gedacht, daß die Augen eines Menschen eine solche Wirkung haben könnten. Şövket errötete, senkte den Kopf, ging in ihr Haus und schloß sorgfältig die Tür, die sie sonst immer offenließ. Ich war sicher, daß auch Şövket, wie meine Mutter, sich in Ruhe ausweinen wollte.

Der Autobus und die Polutorkas schienen in eine sehr ferne Vergangenheit entrückt zu sein. Nach Cefer, Adil, nach Koca, zog auch Cebrayil in den Krieg. Ağarahim, der den Chauffeurkurs beendet und als Fahrer begonnen hatte, stellte seinen neuen Polutorka (also für uns war er neu, in Wirklichkeit handelte es sich um einen heruntergekommenen Lastwa-

gen) eine Zeitlang vor unserem Hof ab. Wenn ich diesen Wagen betrachtete, war mir, als mache er sich um die fehlenden Wagen Sorgen, als trauere er, wie unser Haus und das gesamte Viertel. Hanim Hala sprach jetzt noch weniger als vorher. Ich spürte, daß sie an einer Aussichtslosigkeit litt, weil sie wußte, daß auch Ağarahim in den Krieg ziehen mußte, wenn es an der Zeit war. Sie wußte, daß es nicht mehr lange dauern würde, bis auch der letzte Wagen vor dem Hof verschwunden sein würde.

Ağarahim wurde ungefähr zur gleichen Zeit wie mein Vater, Ende 1943, eingezogen, und in unserem Garten blieben nur noch drei Menschen übrig: Hanim Hala, meine Mutter und ich.

Meine Mutter stand lange in der Schlange und kaufte das gelblich-bläuliche Pulver aus amerikanischen Schildkröteneiern. Sie bereitete dieses Pulver mit einer Abscheu zu, die sie vor mir zu verbergen suchte (wenn ich nicht zu Hause war, hielt sie sich mit einer Hand die Nase zu und rührte mit der anderen im Topf), und damit es mir schmecke, setzte sie mir die Mahlzeit preisend vor. Dann verbarg sie eilig ihr Gesicht, doch wußte ich, daß sie um mich weinte, weil sie mich mit diesen ekelregenden Schildkröteneiern ernähren mußte. Um meiner Mutter nicht das Herz zu brechen (und weil ich hungrig war), aß ich alles auf.

Nachdem Cefer, Adil, Abdülali, Koca, Cebayil und schließlich Ağarahim in den Krieg gezogen waren und Hanim Hala alleine zurückblieb, sah ich, wie sie von ihrem Balkon aus auf den Wasserhahn mitten in unserem Garten blickte. Mit ihren Augen sah ich, wie sich die sechs Söhne mit bloßem Oberkörper unter dem Hahn wuschen. Mein Herz klopfte, mir war, als durchschlüge plötzlich eine Kugel ihre nassen Oberkörper. Das Blut aus der Schußwunde würde sich mit dem Wasser vermischen, das an ihren Körpern herabließ. Dann würde das tiefrote Blut unter den Hahn in das kleine Becken fließen. In solchen Momenten wollte ich die Holz-

terre hinauflaufen und Hanim Hala umarmen, ihren Kopf an meine Brust drücken (so wie an dem Tag, als sich Adile vom dritten Stock gestürzt hatte und meine Mutter mich an ihren Leib gepreßt hatte) oder mich nur an sie anschmiegen. Ich wollte irgend etwas für Hanim Hala tun.

Meine Mutter sorgte sich um Vater, der in den Krieg gezogen war. Sie machte sich Sorgen um mich und meinen unstillbaren Hunger und dann, das sah ich deutlich, machte sie sich um Hanim Hala Sorgen. Manchmal sah sie zum Balkon, schüttelte den Kopf, seufzte und fing beinahe an zu weinen. »Arme Frau«, sagte sie leise.

Zuerst konnte ich mit diesen Worten nichts anfangen, schließlich waren alle in unserem Viertel arm, aber doch nicht Hanim Hala.

Als meine Mutter jedoch auch später ihre Worte wiederholte, empfand ich sie nicht mehr so unpassend wie früher.

Manchmal sah Hanim Hala zu unserem Gartentor herüber. Dann bemerkte ich in ihren Augen Besorgnis, ja sogar Furcht. Mir war, als erwarte sie, immer wenn das Gartentor geöffnet oder geschlossen wurde, jedesmal wenn ein Laut von unserem Hof kam, insgeheim eine Todesnachricht.

Einmal hatte Ibadulla irgendwo Arak aufgetrieben und sich betrunken. Als er an unserem Gartentor mit Hanim Hala zusammentraf, erinnerte er sich ihrer Söhne und rief voller Haß: »He, weißt du denn nicht, was die Deutschen für welche sind? Die niederträchtigen Deutschen kennen keine Gnade! In die Köpfe deiner nichtsnutzigen Söhne werden sie einzeln ihre Kugeln jagen!«

Ich versuchte Hanim Hala, die nur dastand und Ibadulla ansah, zu verteidigen und rief mit zitternder Stimme: »Du lügst, Hundesohn!«

»Ein Hundesohn ist dein Vater!« erwiderte Ibadulla, »auch seinen leeren Kopf werden sie mit einer Kugel durchbohren.«

»Du lügst«, schrie ich erneut und fing laut an zu weinen. Danach lief ich einige Tage vor Hanim Hala davon. Ich

schämte mich, weil ich laut geweint hatte und am meisten deshalb, weil Hanim Hala in meinen Augen hilflos und alleine war.

23

Einmal, etwa vor zwei Jahren, sollte ich im Fernsehen auftreten, doch hatte ich keine Lust, den Wagen aus der Garage zu fahren. Ich ging auf die Straße hinunter und nahm ein Taxi.

Ich hatte noch keine Gelegenheit gefunden, etwas für meinen Auftritt zu schreiben und auch sonst darüber nachzudenken, und jetzt im Taxi dachte ich darüber nach, was ich sagen sollte. Es gab nichts zu sagen; wie lange kann ein Mensch das Wort beanspruchen? Wieder ärgerte ich mich über mich selbst: Warum sollte ich diese verworrene Welt noch verworrener machen? Wozu brauchte ich sie? Wozu brauchte sie die anderen? Warum verkroch ich mich nicht in eine Ecke und schrieb meine Sachen?

Vielleicht, weil ich nicht schreiben kann, deshalb?

Ich wollte das Taxi anhalten lassen, wollte zu Fuß, frei und ruhig nach Hause gehen, doch erkannte ich, daß dieser Wunsch ein leerer Wunsch war. Auch wenn ich heute das Taxi stoppte, so würde es morgen wieder unterwegs sein. Ich mußte über mich lachen, was hatte das Taxi für eine Schuld?

Da fragte der Fahrer: »Alekker Müellim, wie geht es Ihnen?«

»Gut, vielen Dank«, sagte ich und betrachtete den Fahrer. Er hatte schütteres weißes Haar und einen grauen Bart. Ich kannte diesen Mann nicht.

Früher, nachdem ich die ersten Bücher veröffentlicht hatte und die Studenten mich auf Straßen und im Bazar erkannten und die jungen Mädchen sich zuflüsterten: »Hast du bemerkt, wer das ist?«, da mochte ich nicht zugeben, daß es mich freu-

te, wenn sie mich erkannten. Aber es gefiel mir trotzdem. Dann vergingen Jahre, und auch dies wurde eine gewöhnliche Sache.

Der Taxifahrer fragte: »Alekker Müellim, erkennen Sie mich nicht?«

Wieder betrachtete ich die Stirnglatze, die weißen gelockten Haare, das sonnengebräunte Gesicht. »Bei Allah, mein Gedächtnis macht mir zu schaffen.«

»Ich bin Ceferkulu!«

Zuerst verstand ich nicht, von wem die Rede war, dann erkannte ich ihn plötzlich. Doch das Wort »erkennen« war hier wirklich fehl am Platz, weil keinerlei Ähnlichkeiten bestanden zwischen meinem Freund von früher und diesem alten Taxifahrer. Ich hätte ihn nicht erkennen können, und ich begriff, daß dieser Mann, dieser fremde Mann, den ich nie erkannt hätte, der kleine, drahtige, schwarzgelockte Ceferkulu war. Dann sah ich den kleinen Alekker, der mit dem schwarzhaarigen Ceferkulu auf der Straße spielte, sein Kamerad war, und ich verspürte auch gegenüber diesem kleinen Alekker Fremdheit.

Ceferkulu lächelte, ohne die Augen von der Straße zu wenden. »Ihr erinnert euch doch, Alekker Müellim. Im Viertel sagten alle, daß Ihr ein großer Mann werden würdet, daß Ihr Bücher schreiben würdet? Ich schwöre bei Allah, in meinem ganzen Leben habe ich es nicht ein einziges Mal erlebt, daß das Viertel nicht recht gehabt hätte! Masallah, jetzt ist Ihr Ruhm noch größer als der von Fetulla Hatem!«

Ich wollte ihm sagen, daß er nicht Müellim und »Sie« zu mir sagen sollte. Ich wollte ihm vieles über die Menschen fragen und mich nach den beiden Maulbeerbäumen erkundigen, wollte fragen, wo sind denn deine schwarzen Locken Ceferkulu, erinnerst du dich noch an die Märchen vom weißen Kamel, Ceferkulu? Doch ich sagte nichts und stellte auch keine Fragen. Ich wußte nicht, was mit mir geschehen war... Nur gut, daß Ceferkulu alles von selbst erzählte, von

seinem Sohn und seiner Tochter sprach, von seinem neugeborenen Enkel.

Ich lächelte, bestätigte mit einem Nicken seine Worte und tat mir selbst leid... Vielleicht, weil sich das Vergangene mit großer Geschwindigkeit entfernt und sich schließlich wieder nähert?

Ceferkulu erzählte und lachte. »Erinnern Sie sich, Alekber Müellim, wie Sie einmal Muhtars verglasten Balkon eingeworfen haben?« Mit einem Kopfschütteln lachte er laut auf. Dann fragte er: »Wie geht es denn vor sich, Alekber Müellim, daß sich alle Welt verändert, nur Fetulla Hatem nicht? Schaltet man den Fernseher ein, dann redet er, schlägt man die Zeitung auf, dann sieht man sein Bild. Wie geht das nur vor sich? Ich bin ein arbeitender Mensch und frage frei heraus!« Ich lächelte und zuckte mit den Achseln. »Ich weiß es nicht, bei Allah.«

»Wie kann der in der Nacht schlafen, Alekber Müellim? Überfallen ihn nicht alle Settar Masums in seinen Träumen?«

Wieder zuckte ich mit den Achseln und lächelte. »Ich weiß es nicht«, sagte ich, »der Mensch ist ein kompliziertes Geschöpf. Jeder einzelne Mensch hat für sich eine Rechtfertigung.« Ceferkulu lachte. »Sprecht nicht in so schweren Worten mit mir, Alekber Müellim. Ich verstehe solche Worte nicht! Auch ich bin aus dem Viertel gezogen und lebe jetzt im siebten Bezirk. Seit fünf Jahren schon, drei schöne Zimmer habe ich, mit Telefon und so. Aber, Alekber Müellim, das Viertel ist doch etwas anderes gewesen!« Ceferkulu freute sich von Herzen, mich zu sehen. Daß ich so wenig sagte, beachtete er nicht. Als wir vor dem Gebäude der Fernsehstation ankamen, sagte er: »Erinnert Ihr Euch noch an Ibadulla? Das war ein Nichtsnutz!« und lachte wieder von Herzen. Ceferkulu stand mitten im Leben, frei und unbeschwert.

Die kleine Weide, die mitten in unserem Garten, unter dem Wasserhahn, neben dem kleinen Becken gepflanzt wurde, wuchs kräftig. Wenn es Frühling wurde, belaubten sich ihre Zweige, und mit diesem Weidenbaum wuchs auch ich.

Ich wurde größer und verstand allmählich mit dem Älterwerden viele Dinge. Ich begriff den übertragenen Sinn des Wortes »verkaufen« und wußte, daß ein Mensch durchaus einen anderen »verkaufen« konnte. Doch in meiner Welt war ein Dichter kein gewöhnliches Wesen, ein Dichter war größer und bedeutender als gewöhnliche Sterbliche. Einmal fragte ich Balakerim: »Kann man einen Dichter verkaufen?«

»Ja, das geht«, antwortete er.

Einmal, im Frühjahr des Jahres dreiundvierzig oder vierundvierzig – genau erinnere ich mich nicht mehr –, hatte sich auf den beiden Maulbeerbäumen, deren Knospen gerade zu sprießen begannen, ein Sperlingsschwarm niedergelassen. Die Vögel pickten die Bäume völlig kahl.

Während des Krieges fürchteten sich die Sperlinge vor den Kindern des Viertels mehr als vor den Katzen. Jeder von uns besaß eine Steinschleuder. Wir suchten Tag und Nacht nach Sperlingen und schossen auf sie. Abgesehen davon, daß das Fleisch der Sperlinge das Beste der Welt für uns war, machte uns die Beute stolz, denn nun konnten wir mit Fug und Recht darauf hinweisen, daß auch wir unseren Teil zur Ernährung der Familie beitrugen. Es gab Tage, an denen jeder

von uns acht bis zehn Sperlinge schoß. An solchen Tagen, wenn meine Mutter eine schmackhafte Mahlzeit zubereitet hatte und wir zusammen am Tisch saßen, schob ich ihr heimlich noch etwas von meinem Teller zu. Schon bald wurden die Sperlinge weniger, und die verbliebenen waren so vorsichtig geworden, daß sie uns fast immer entgingen.

Auch die Sperlinge hatten Hunger und waren in diesen Zeiten deutlich kleiner und dünner.

An jenem Frühlingsmorgen schenkte mir Cebrayil einen alten Reifenschlauch, aus dem ich meine Steinschleuder anfertigte. Ich stand unter den beiden Maulbeerbäumen und sah zu, wie der Sperlingsschwarm die Knospen pickte.

Die Tiere waren ausgehungert, so daß die Anziehungskraft der jungen Knospen über ihre Furcht gesiegt hatte. Der Schwarm floh auch nicht, als ich unter die Maulbeerbäume trat und hinaufschaute. An diesem Frühlingsmorgen wollte ich nicht mit der Steinschleuder nach den Vögeln schießen.

Zwar befürchtete ich, die Sperlinge würden alle Knospen fressen, aber mir taten auch die abgemagerten Vögel leid. Ich hob den Kopf und schaute hinauf.

»Alekker!« Erschreckt fuhr ich zusammen.

Şövkets lehnte an der Haustür und sah zu mir herüber.

Die rote Schürze hatte ich schon lange abgelegt, doch als ich Şövkets so plötzlich sah, spürte ich, daß ich rot anlief, bevor sie überhaupt etwas gesagt hatte.

Lächelnd betrachtete sie mich und kostete ihre Überlegenheit aus. Şövkets Worte würden mich, wie die zwitschernden Sperlinge, kleiner machen, und ich wäre am liebsten – so wie immer – davongelaufen. Doch sammelte ich all meine Kräfte und blieb stehen. Şövkets stand ein paar Schritte von mir entfernt, und ich sah zum ersten Mal in meinem Leben einen Ausdruck in ihren Augen, der gar nicht mehr an ihre Fröhlichkeit erinnerte, wenn sie früher auf der Holzbank gesessen hatte und Sonnenblumenkerne aß, zwinkerte und spöttisch daherredete.

Mit dem Anflug eines Lächelns sprach sie: »Wolltest du wieder davonrennen?« Ich antwortete nicht. Meine Knie zitterten und ich schämte mich vor mir selbst.

Plötzlich verzog sich dieses Lächeln um ihren Mund, und mir schien, als nähmen ihre Augen einen verträumten Ausdruck an. Ich wunderte mich darüber, denn sie hatte keinen nahestehenden Menschen, kein Ehemann, Bruder oder Sohn von ihr war im Krieg. Auch Balakerim hatte keine näheren Angehörigen, und doch waren seine Augen verträumt. Sie hatten jedoch bereits vor dem Krieg diesen seltsamen Ausdruck angenommen... Als der Krieg ausbrach, schweiften die Blicke aller Frauen und Mädchen in die Ferne, weil ihre geliebten Menschen an der Front waren. Şövkets dagegen hatte ich noch nie so ernst und gedankenverloren gesehen. Plötzlich begann sie wie von selbst zu sprechen: »Was soll ich machen, ich Elende? Ich bringe Gesichter mit Ohrfeigen zum Erröten. Soll ich den Kopf hängen lassen und über mein Leben nachdenken? Würde ich dann den Leuten besser gefallen?«

Sie fluchte leise und verschwand im Haus.

Jetzt nahm ich wieder das Zwitschern der Sperlinge wahr.

Ich wandte den Kopf von Şövkets Haustür, hob den Blick und betrachtete wieder den Schwarm der hungrigen Vögel.

Immer noch hackten sie auf die jungen Knospen ein.

An jenem Frühlingsmorgen taten mir alle Kreaturen leid, die abgemagerten Spatzen, die Maulbeerbäume, und auch für Şövkets empfand ich Mitleid.

Ich sah wieder zu Şövkets Haustür und hatte das Gefühl, als sollte sich diese Tür niemals wieder öffnen, als sollte Şövkets nie wieder auf dieser Holzbank sitzen und lauthals lachen.

Wo ist nur dein schwarzes Lockenhaar geblieben, Ceferkulu?

In letzter Zeit überlegte ich oft, wie wohl Ceferkulu über unser Viertel schreiben würde, wenn er kein Taxifahrer, sondern ein Schriftsteller wäre. Wie würde er die Tage des Krieges, die Vereinsamung des Viertels, das Leid, das sich in allen Häusern unseres Viertels, ja sogar auf den Bürgersteigen und Pflastersteinen niedergeschlagen hatte, beschreiben?

Doch was würde das schon bedeuten?

Für mich sind die Erinnerungen des Taxifahrers Ceferkulu wertvoller als die eines Schriftstellers.

Das Weinen des Maulbeerbaums ist mir bis jetzt in Erinnerung, und noch heute erscheint mir das Geräusch beim Zerreißen einer Zeitung wie das Weinen der Zeitung, und das Zersplittern eines Spiegels wie das Weinen des Spiegels.

An jenem Wintertag war die Sonne hervorgekommen, lächelte den Menschen zu, als gäbe es keinen Krieg auf dieser Welt, keinen Tod, keine Vermissten, als seien alle sechs Söhne Hanim Halas, alle jungen Leute des Viertels, die Männer, mein Vater nicht im Krieg. Es war, als sei niemand hungrig auf der Welt und als friere niemand im Winter. Die niederträchtigen Dinge der Welt gehorchen jedoch ihrem eigenen Gesetz, und eines dieser Gesetze lautet, daß sich in Kriegzeiten die Temperaturen verändern. Zum Beispiel, wenn zu Kriegzeiten das Thermometer zwei Grad unter Null zeigt, dann entspricht dies nicht derselben Temperatur in friedlichen

Zeiten. Zwei Grad unter Null in Kriegzeiten entsprechen zwanzig Grad unter Null in Friedenszeiten.

An jenem Wintertag, an dem wir vor Kälte zitterten, hörte Ceferkulu das Weinen des Maulbeerbaums zuerst. Er war in unseren Hof gelaufen und sah, wie Ibadulla mit einer großen Säge den Baum absägte. Wir versammelten uns am Rande des Hofes und sahen Ibadulla zu. Jedesmal, wenn er die grobzahnige Säge durch den Rumpf des Baumes zog, kam es mir vor, als hörte ich nicht das Geräusch der Säge, sondern das Weinen des Baumes.

Während ich Ibadulla betrachtete, wie er mit aller Konzentration die Säge benutzte, dachte ich bei mir, wie gut es doch war, daß ich nicht sein Sohn, daß er nicht mein Bruder war, und wie gut, daß es das weiße Kamel gab und daß es bestimmt eines Tages kommen und sich vor das Haus Ibadullas zum Schlafen legen würde.

Als ich ganz klein war – da hatte der Krieg noch nicht begonnen, und keiner aus dem Viertel konnte sich ausmalen, welche Tage noch auf ihn warteten –, zeigte mir Koca oder Cebrayil im Garten die verschiedensten Zauberstücke. Einer dieser Tricks bestand darin, daß die rechte Hand den Daumen der linken ergriff, dann gehoben wurde und gleichzeitig der Daumen der linken Hand verschwand: »Siehst du, Alekber«, sagten sie, »der Daumen ist weg!« Ich lachte. »Du hast ihn versteckt! Schau!« rief ich, öffnete die linke Hand und zog den Daumen heraus. Dieses Kunststück, das ich gut kannte, gefiel mir immer wieder, aber am meisten machte mir Spaß, daß ich die Gerissenheit der Großen durchschaute und daß sie mir nichts vormachen konnten.

In jener Zeit saß Ibadulla einmal auf dem Bürgersteig gegenüber unseres Hofes. Als er mich sah, sagte er: »Komm her, ich zeige dir ein Kunststück.« Zwar gefiel mir Ibadulla nicht, aber Kunststücke dafür um so mehr. Ich ging zu ihm hin. Ibadulla hatte die rechte über die linke Hand gelegt: »Schau, jetzt verschwindet mein Finger.« Ich lachte. »Das

weiß ich schon.« »Was weißt du, du weißt nichts! Schau!« Ibadulla hob die rechte Hand und wie ich erwartet hatte, fehlte der linke Daumen. Lachend sagte ich: »Da, du hast den Daumen in der Hand versteckt!« und begann die geschlossene linke Hand zu öffnen; ich öffnete einen der festgeschlossenen Finger, öffnete den zweiten, den dritten, öffnete auch den kleinen Finger, und ich erkannte, daß der Daumen Ibadullas wirklich fehlte. Ich besah die Hand von allen Seiten und schauderte, die Haare standen mir zu Berge, denn damals wußte ich noch nicht, daß Ibadullas Daumen einmal von einem Beil abgetrennt worden war. Ibadulla fing schallend an zu lachen. Ich hingegen lief weinend nach Hause. Eine ganze Weile konnte ich mich nicht beruhigen, und damals entstand ein Haß gegen ihn.

Auch als ich älter wurde, verschwand mein Ekel nicht.

Als die Säge sich bis in die Mitte des Stammes vorgearbeitet hatte, war mir, als handle es sich bei den Spänen, die zu beiden Seiten herausfielen, um das Blut des Maulbeerbaumes. Damals machte der kleine Alekber eine Entdeckung, die ihm sehr bedeutungsvoll erschien: Blut muß nicht immer rot sein.

Ibadulla beachtete uns Kinder, die wir am Rande des Hofes dem Absägen des Maulbeerbaums zusahen, nicht und verrichtete aufmerksam seine Arbeit, hielt bisweilen inne, richtete sich auf und rieb die Stelle der Hand, wo der Daumen fehlte. In diesem Moment wünschte ich innig, daß ihn seine Narbe quälen möge, wieder wund werden würde und ihn am Weiterarbeiten hinderte.

Wir standen nebeneinander und sahen schweigend zu, keiner bewegte sich. Ich weiß nicht, was mit uns geschehen war. Da empfand ich plötzlich eine grenzenlose Verlassenheit, eine Verlorenheit, die das gesamte Viertel ergriffen hatte.

Der Maulbeerbaum wurde mir plötzlich zum Teuersten auf der Welt, mein schöner Baum, und niemals hätte ich gedacht, daß ich ihn, mit seinen vor Kälte zitternden Ästen, so sehr liebte.

Mir war, als spreche aus Ibadullas Augen eine schlimme Gier, denn das Weinen des Baumes, die Verlorenheit der Straße und unseres Viertels schienen Ibadulla Kraft zu geben. Ich spürte, daß die Gier in seinen hervorstehenden grünbraunen Augen sein gesamtes Leben lang auf der Lauer gelegen hatte, so wie ein Wolf auf der Lauer liegt – sie hatte auf die Verwaisung und Verlorenheit gewartet, hatte darauf gewartet, daß die Söhne Hanim Halas in den Krieg zogen und dort sterben sollten. Plötzlich fühlte ich, daß Hanim Halas Söhne im Krieg sterben würden. Die Vorstellung würgte mich. Mir kam Hanim Hala vor Augen. Ich sah in ihre Augen, und zum ersten Mal schien ich darin Cefer, Adil, Abdülali, Koca, Cebrayil und Ağarahim zu sehen. Plötzlich spürte ich mit allen Fasern, daß ich einen großen Pflasterstein vom Boden aufheben würde, um ihn mit aller Kraft gegen Ibadullas Kopf zu schleudern. Mein Herz begann kräftig zu schlagen.

Ceferkulu stand neben mir. Plötzlich löste er seinen Blick von Ibadulla und sah zum Fenster Hanim Halas. Ich verstand ihn sofort. Natürlich, wenn Cefer, Adil, Abdülali, Koca, Cebrayil und Ağarahim jetzt hier wären, wie in den unbeschwertesten Tagen vor dem Krieg, wenn der Autobus und die Polutorkas hintereinander vor dem Hof stünden, dann hätte Ibadulla niemals den Maulbeerbaum umgesägt. Aber sie waren nicht da, waren im Krieg und sollten sterben. Auch Hasanağa Emi, Ağahüseyn Emi, Azizağa Emi, alle Männer des Viertels waren im Krieg, und auch mein Vater war ein Kriegseisenbahner geworden.

Mir war, als sei Ibadulla plötzlich in mein Herz eingedrungen. Da flüsterte mir Ceferkulu ins Ohr: »Laß uns diesen Parasiten in der Nacht umbringen!«

Und während ich unverwandt Ibadulla anstarrte, erwiderte ich: »Ja.«

Ceferkulu drückte an dem kalten Wintertag mit seiner vor Zorn und Aufregung heißen Hand mein Handgelenk, und ich verstand, daß dies nicht nur leere Worte waren, daß wir

noch nie so ernst miteinander gesprochen hatten. Plötzlich war mir, als zerkleinere die breite, grobzahnige Säge nicht mehr den Maulbeerbaum, sondern Ibadullas Knochen. Schauer liefen mir über den Rücken. Ibadullas weiße Knochen standen mir vor Augen, dazwischen die Säge im roten Blut. Dann sah ich die großen Menschenknochen auf Kocas Schreibtisch, und ich fragte mich voller Grauen, wie lange Hanim Hala wohl schon mit den weißen Menschenknochen in einem Zimmer lebte. Ibadullas Säge hatte den Stamm schon fast durchtrennt, als ich spürte, daß nicht nur der Maulbeerbaum weinte, sondern auch der Kutscher Hamidulla, an den ich mich nicht erinnern konnte, der jedoch den Baum gelobt hatte. Auch daß wir seinen Sohn töten wollten, schmerzte ihn, denn er liebte Ibadulla.

Ibadulla richtete sich zum letzten Mal auf und rieb mit der rechten Hand die Narbe. Ceferkulu drückte mir noch einmal das Handgelenk. Ich dachte an meine Mutter. Unser langes Brotmesser wollte ich nehmen, um Ibadulla in der Nacht zu erstechen. Natürlich würden sie mich verhaften und in eine Besserungsanstalt stecken. Meine Mutter würde sich weinend auf die Knie schlagen, doch wenn mich auch ihre Tränen sehr bewegten, wir würden Ibadulla umbringen.

Der Maulbeerbaum, mein Maulbeerbaum fiel, mit seinen nackten Ästen an der Hofmauer kratzend, zu Boden, und ich war etwas erleichtert, freute mich sogar, daß alles zu Ende war, die Qual ein Ende hatte. Der Maulbeerbaum würde nicht mehr weinen, und plötzlich schien mir, als sei der Baum, wie die Männer unseres Viertels, im Krieg gefallen.

Die zerkratzte Hofwand rief mir zu: Töte Ibadulla, töte, töte!!

Ibadulla warf die breite, grobzahnige Säge zu Boden, richtete sich auf und sah zum Himmel. Da war mir, als sei alle Gier in seinen Augen ausgelöscht. An jenem kalten Wintertag, dem letzten Tag im Leben des Maulbeerbaums, hatte der Himmel ein seltsames Blau angenommen. Dieses Blau, diese

Reinheit, tötete die Gier in Ibadullas Augen. Der Maulbeerbaum lag mit seinen nackten Zweigen ausgestreckt auf dem Boden. Noch immer bewegten wir uns nicht. Ibadulla sah uns von der Seite an. Dann blickte er zum gefällten Baum, und jene Gier wurde zu neuem Leben erweckt, ließ die hervorstehenden Augen Ibadullas erglänzen. Er nahm ein Beil zur Hand und begann damit, die Äste des Baumes abzuhacken. Plötzlich hielt er mit über dem Kopf erhobenen Beil inne, warf es zu Boden und kam auf uns zu.

Da liefen die Kinder durch den Hof davon, als hätte Ibadulla die Pest, als hätten sie ihn nicht schon oft gesehen, als wäre er nicht der Sohn der armen blinden Emine Hala.

Auch ich wollte davonlaufen, doch hielten mich der gefällte Baum, seine zerbrochenen kahlen Äste und die zerkratzte Hofmauer zurück. Ceferkulus heiße Hand hatte mein Handgelenk gepackt.

Ibadulla blieb vor uns stehen und musterte uns von oben herab. Nun war von der Gier in seinen Augen nicht einmal mehr eine Spur zu erkennen. Mit einer heiseren, röchelnden Stimme sagte er: »Was schaut ihr mich an wie das Kamel den Hufschmied? Was bleibt dem Menschen schon, daß ihm auch dieser Maulbeerbaum bleiben sollte! Da, die Faschisten sitzen in Woronej, haben ihren Spaß, die Nichtsnutze! Diese Welt ist eben schlecht! Was uns bleibt, ist das Leichentuch, und nicht einmal das ist sicher.«

Ceferkulu erwiderte: »Du wirst es noch erleben!«

Natürlich verstand ich die Bedeutung dieser Worte. Die Gefallenen wurden nicht in Leichentücher gewickelt, sondern einfach vergraben, und wenn Molla Esadulla mit seinem alten klappernden Stock auf der Straße vorüberging, blieb er manchmal vor Häusern stehen, in denen Hinterbliebene der Gefallenen wohnten und seufzte: »Die jungen Leute, die ohne Leichentuch begraben sind...« Ibadulla jedenfalls mußte nicht in den Krieg ziehen, weil der Daumen seiner linken Hand fehlte, er würde hier sterben. Wir würden ihn um-

bringen, und auch, wenn das Viertel Ibadulla nicht ausstehen konnte, so würden sie es wahrscheinlich nicht zulassen, Ibadullas Leichnam woanders zu begraben.

Ibadulla verstand nicht, was Ceferkulu gesagt hatte (oder kam es mir nur so vor?), und fuhr fort, während uns sein nach Arak riechender Atem umwehte: »Ihr glaubt, ich bin niederträchtig? Ich weiß, in dreißig Jahren werdet ihr Männer sein. Dann werdet ihr euch vielleicht daran erinnern, wie ich diesen Baum gefällt habe, und mich beschimpfen. Einen Nichtsnutz gab es einmal, er hieß Ibadulla. Dann sind meine Knochen längst verfault! Nur werdet ihr nicht wissen, daß der arme Ibadulla diesen Baum gefällt hat, um Holz daraus zu gewinnen, das er verkauft, damit seine Kinder leben werden. Ihr werdet nicht wissen, daß nicht Ibadulla der Nichtsnutz war, sondern die Welt selbst!« Als er zu Ende gesprochen hatte, rann eine Träne seine Wange hinab.

Natürlich wußten wir (also die Großen sagten es), daß Ibadulla alles Geld, das er zwischen die Finger bekam, dem Alkohol hingab, daß der Erlös für dieses Holz wahrscheinlich auch für Alkohol ausgegeben würde. Aber Ibadullas feuchte Augen entspannten die Situation. Bis dahin hatten wir auch nicht gewußt, daß er Kinder hatte, wahrscheinlich hatte er uns jedoch belogen. Doch an jenem Wintertag sahen Ceferkulu und ich uns an und entfernten uns mit langsamen Schritten. Wir wußten, daß wir Ibadulla nicht umbringen würden.

In jener Nacht dachte ich über den Maulbeerbaum und über Ibadullas Tränen nach. Doch am intensivsten dachte ich an die dreißig Jahre, die Ibadulla erwähnt hatte. In dreißig Jahren würde ich neununddreißig Jahre alt sein, was ich mir überhaupt nicht vorstellen konnte. Mein Vater war siebenunddreißig Jahre alt, und dies bedeutete wohl, daß ich in dreißig Jahren zwei Jahre älter als mein Vater sein würde.

Vor zehn Jahren wurde ich neununddreißig Jahre alt.

Sona, die Namensverwandte meiner Mutter Sona, die Frau des Uhrmachers, Sona war von einer Wehmut erregenden Schönheit...

An jenem Wintertag – gegen Ende des Jahres 1943 – peitschte der Wind Regenschauer gegen die Hofmauer. Das Wetter hätte viel besser zu einem unfreundlichen Herbsttag gepaßt, Feuchtigkeit drang in alle Ritzen.

An jenem windigen, kühlen Wintertag kam Ibadulla wie aus einer Kanone gefeuert angerannt, hielt mit einer Hand die Jacke zu (er trug niemals einen Mantel) und mit der anderen seine sechseckige Mütze fest und schrie: »Hurra! Hurra! Wir haben die Faschisten aus Woronej vertrieben! Hurra!«

Dann blieb er mitten auf dem Hof stehen und schrie erneut, wobei die Adern seines sonnenverbrannten dünnen Halses anschwellen: »Hurraaaa! Hurraaaa! Wir haben die Faschisten-Nichtsnutze rausgeworfen aus Woronej!«

Die Frauen und Kinder beugten sich aus den Fenstern oder versammelten sich an den Gartentoren. Ibadulla schloß seine Hand zur Faust und schwenkte sie in der Luft. »Habt ihrs gesehen?« rief er, »habt ihrs gesehen?«

Alle Zuhörer, ja sogar die Wände, Tore und Fenster des Hofes schienen an Ibadullas Kraft und Größe zu zweifeln. Ab jetzt sollte es jedoch keinen Zweifel mehr geben. Alle sollten seine Größe und Kraft sehen.

»Habt ihrs gesehen? Habt ihr gesehen, wie wir die Faschisten-Parasiten aus Woronej rausgeworfen haben?«

Die Frauen und Kinder starrten auf Ibadulla und waren unschlüssig, was sie tun sollten. Sollten sie über ihn lachen, oder sollten sie sich von den Fenstern zurückziehen und die Türen schließen? Beinahe riß der Wind Ibadulla mit sich fort, doch der Januartag des Jahres 1943 schien Ibadulla Kraft gegeben zu haben. Trotzig schrie er: »Habt ihr es gesehen? Habt ihr es gesehen?«

Auch Emine Hala hatte ihr Zimmer verlassen und stand an der Türschwelle. Mit ihren fast blinden Augen sah sie in den Garten. In ihrem Gesichtsausdruck lag Stolz, als ob Ibadulla allein losgezogen wäre und Woronej mit der Kraft seines Armes von den Faschisten befreit hätte.

30

Vielleicht war sie tatsächlich verrückt geworden, vielleicht hatten die Leute wirklich recht. Sie hatte Erscheinungen. Doch... doch sie sah mit ihren eigenen Augen das Beben der Lippen Gülağas, sah es mit eigenen Augen. Doch, er blickte nicht so wie früher... Nein, nein, das war kein Irrsinn. Das leichte Zucken hatte Sona mit eigenen Augen gesehen.

In jener Winternacht lag das Viertel ruhig da. Der Schnee auf der Straße und den Hausdächern leuchtete, und Sona stand im Nachthemd vor dem Fenster zur Straße. Nein, sie war nicht verrückt geworden. Wenn sie verrückt geworden wäre, dann hätte sie diese Häuser nicht erkannt. Schau, der Schatten des Sari Hamam, daneben Aliabbas Kişis Haus (an seiner Tür hängt ein großes Schloß, das sieht man jetzt von hier nicht), etwas weiter weg der Hof von Hanim Hala, dort wohnt auch ein »Prawadnik«, und der Name der Frau dieses »Prawadnik« ist Sona. Sie haben einen kleinen Jungen. Sein Name ist, soviel ich weiß, Alekber. Auf dieser Seite wohnt

die Familie von Meşedihanim Hala. Meyrankulu Emis Sohn Ibrahim ist vor zwei Jahren im Krieg gefallen, und wenn Sona verrückt geworden wäre, dann hätte sie alles das vergessen müssen, dann hätte sie diese Häuser nicht erkannt, auch die Menschen nicht, die in diesen Häusern lebten. Nein, verrückt war sie nicht, und das Zucken um Gülağas Lippen hatte Sona mit eigenen Augen gesehen.

Sie wollte die Kerze anzünden und das Photo betrachten, doch zum ersten Mal in ihrem Leben hatte sie Angst, das Photo anzusehen. Und auch sonst war sie ganz ausgefüllt von Furcht, doch in dieser Furcht hatte sich auch Hoffnung versteckt, und Sona spürte diese Hoffnung, die in keinen Gedanken paßte.

Das Bild, das an der Zimmerwand hing, hatte sie vor drei Monaten vergrößern lassen, und es waren genau drei Monate vergangen, seit sie, immer wenn sie diesem Bild gegenüberstand, mit ihm sprach, erzählte, was sie auf dem Herzen hatte. Und seit etwa zehn Tagen spürte sie, daß etwas Seltsames im Haus geschah. Doch was war es? Sie wußte es nicht genau, sie konnte es nicht genau fassen, in Worte kleiden, und wenn sie es aussprechen würde, dann würde ihr niemand auf der Welt glauben, alle hielten sie für verrückt, und vielleicht war sie es ja wirklich?

Jeden Morgen stand sie auf und ging zur Arbeit. Die Leute, die sie unterwegs traf, und ihre Arbeitskollegen grüßte sie, war jedoch unfähig, sich mit ihnen zu unterhalten. Auch wenn die anderen keinen Ton sagten, so sprachen doch ihre Blicke. Sie sagten, die arme Sona hat den Verstand verloren. Das las man ihr von den Augen ab.

Was hatten denn die Leute für eine Schuld, und wie konnte sie ihnen erklären, daß sie nicht mehr wie früher sprechen und plaudern konnte, daß es nicht von ihr abhing, daß sie mit jedem reden, jedem zuhören und daß sie auch lachen wollte. Doch plötzlich war ihr diese Möglichkeit genommen.

Genau vor drei Monaten nahm sie Gülağas Bild aus dem Album und ging zum Photographen Ali. Dieser bekam vor Staunen große Augen, als er sie sah. Dessen erinnerte sich Sona, die nun am Fenster stand und auf die verschneite Straße sah, sehr gut. Photograph Ali richtete seine neugierigen und fragenden Augen auf sie, die wie immer ein schwarzes Kleid trug und sich ein schwarzes Kopftuch umgebunden hatte und die, seit sie die Todesnachricht von Gülağa erhielt, mit niemandem mehr geredet hatte. Sona überreichte dem Photographen Ali das Bild. »Bitte vergrößere das Bild.«

Ali nahm die Photographie und betrachtete sie lange. Dann fiel sein Blick auf die Rückseite, wo mit blauer Tinte geschrieben stand: »Meine Rose Sona! Wenn Du das Bild betrachtest, erinnere Dich nicht an mich, wenn Du Dich an mich erinnerst, dann sieh es nicht an! Gülağa. Baku. 13. Mai 1939«.

»Wie groß soll es werden?«

»So groß wie Gülağa wirklich ist.«

Der Photograph Ali erwiderte nichts, doch Sona verstand, was er dachte. Er dachte, diese Arme ist tatsächlich verrückt geworden. Sie redet, als wäre Gülağa nicht tot (so groß wie er wirklich ist); und was fängt ein Mensch mit gesundem Verstand mit einem Bild an, das lebensgroß ist?

Der Photograph Ali verehrte Sona. Seine Lungen waren nicht in Ordnung, darum war ihm der Krieg erspart geblieben, aber er litt von Herzen mit den Bedauernswerten, die umkamen. Was immer er tun konnte, dazu war er bereit, und ungeachtet dessen, daß Sonas Bestellung keine normale Bestellung war, ungeachtet, daß es jetzt sehr schwer war, großformatiges Photopapier zu bekommen, wies er den Auftrag nicht zurück.

Nach zwei Tagen brachte er selbst die Vergrößerung zu Sona und hängte sie im Zimmer auf.

Als Gülağa dieses Photo hatte machen lassen, war er noch nicht mit Sona verheiratet gewesen. Das war zu der Zeit, als

Sona gerade in Şuşa die Kinderheimschule beendet hatte und nach Baku gekommen war. Sie hatte in der Großschneiderei zu arbeiten begonnen, und nach etwa drei, vier Monaten, eines schönen Tages also, sollte sie Gülağa begegnen. Dann traf sie sich immer öfters mit ihm, heiratete und, schau an, betrat dieses Haus, dieses Zimmer als seine Braut.

Was sind das nur für gewöhnliche Worte: begegnen, treffen, heiraten...

Einmal, mitten in der Nacht, während tiefer Dunkelheit, lag Sona in Gülağas Armen. Nicht etwa mit ihren Händen und Armen, nein, mit dem ganzen Körper, mit ihrem ganzen Inneren hielt sie Gülağa fest. »Diesen Tag habe ich erwartet. Ich wußte, wann der Tag kommen würde, an dem ich dich sehen würde, an dem du kommen würdest... auch deinen Namen kannte ich und dein Gesicht...«

Gülağa glaubte Sona, daß sie die Wahrheit sprach. Sona hatte auf den Tag, an dem sie sich das erste Mal begegnen sollten, gewartet. Obwohl sie ihn noch nie gesehen hatte, erkannte sie ihn sofort.

Einmal, im Sommer, in der Dunkelheit der Nacht, vor Hitze konnte man kaum atmen, lagen sie nackt auf dem Bett. Sona hielt Gülağas Hand, und seine Hand gab ihrem Inneren Kühle. Sie hatte ihre Augen auf die Zimmerdecke gerichtet und sprach von Gülağas Kindheit.

Erstaunt hörte Gülağa zu.

»Wann habe ich dir das alles erzählt? Am Ende bist du noch eine Hexe oder so etwas.«

Sie lachte von Herzen. »Ich liebe dich eben sehr, deshalb weiß ich alles über dich.«

In dieser Zeit lachte Sona manchmal auch bei der Arbeit plötzlich laut auf. Ihre Kolleginnen wunderten sich und schauten auf. Dann blickten sie zur lebenserfahrenen Hatice Hala, die lächelnd erklärte: »Sie ist glücklich, deshalb lacht sie.«

Die Mädchen betrachteten Sona neugierig und erstaunt

zugleich, weil sie über Glück und Zufriedenheit bereits gelesen und gehört, jedoch das Glück noch nie von Angesicht zu Angesicht gesehen hatten.

Einmal, als Şövket zusammen mit den jungen Mädchen im Hamam badete, hatte sie gesagt: »Ach, was kümmert es denn die Sona, mit ihrem zufriedenen Kopf? Wenn es kalt ist, hat sie etwas Warmes, wenn es warm ist, dann hat sie etwas Kühles... das sehe ich in ihren Augen!«

Die unverheirateten Mädchen waren daraufhin etwas ratlos, und die verheirateten jungen Frauen sahen fortan voller Neid in Sonas Augen, wenn sich die Gelegenheit dazu ergab.

Gülağa war ein hochgewachsener und breitschultriger junger Mann, der zusammen mit Hanim Halas Söhnen zu den begehrtesten des Viertels gehörte. Und auch er mochte das Viertel sehr, denn als zuerst sein Vater starb und später, als er ungefähr vierzehn Jahre alt war, auch seine Mutter, da hatte ihn das Viertel aufgezogen und behütet. Das Viertel war seine neue Familie geworden.

Dann kam Sona und wurde zu seinem neuen Mittelpunkt. Zuerst waren alle etwas verletzt, weil er ein Mädchen von außerhalb geheiratet hatte. Aber nachdem sie Sona kennenlernten, akzeptierten sie seine Entscheidung.

Gülağa und Sona waren das erste Paar im Viertel, das am hellen Tag, vor aller Augen, Arm in Arm ging oder Hand in Hand. Und das allererstaunlichste war, daß niemand im Viertel etwas Schlechtes darin sah, niemand machte Gülağa Vorwürfe, und niemand schimpfte über Sona, weil die Menschen des Viertels sie von den Schlechten unterscheiden konnten.

In jener Winternacht stand Sona am Fenster und sah auf die Straße. Die Straße war jetzt in Dunkelheit getaucht.

In der Dunkelheit, die alles umfing, schimmerte der Schnee. Das Weiß des Schnees schien in der Dunkelheit allmählich heller zu werden, und Sona war es, als sei dies alles ein Traum.

Vielleicht war es wirklich ein Traum?

Gülağa selbst sah sie nicht, doch die weißen Träume waren der Atem Gülağas, seine Blicke, sein Lächeln.

Vielleicht sah sie das sanfte Erzittern seiner Lippen auch nur im Traum.

Nein, das alles war kein Traum. Dieses Weiß war das Weiß des Schnees auf der Straße, auf den Dächern, auf den Fensterbrettern. Schau, das ist der Schatten des Sari Hamam, daneben Aliabbas Kişis Haus, etwas weiter, der Hof von Hanim Hala. Dort wohnt auch eine junge Frau mit ihrem kleinen naseweisen Sohn namens Alekber. Die Namen der Söhne von Hanim Hala sind Cefer, Adil, Abdülali, Koca, Cebrayil und Ağarahim. Das sind die Freunde Gülağas. Und wenn Sona verrückt geworden wäre, dann hätte sie nichts von alledem erkennen können.

Sie wollte vom Fenster zurücktreten und eine Kerze anzünden, um die Photographie, die an der Wand hing, zu betrachten. Doch wieder fürchtete sie sich, zündete die Kerze nicht an und setzte sich auf das Bett. Wovor fürchtete sie sich? Hatte sie Angst, das Bild anzusehen und dabei wieder das Zittern der Lippen wahrzunehmen? Oder hatte sie Angst zu begreifen, daß das Lächeln und das Zucken der Lippen nur eingebildet waren? Mit beiden Händen hielt sie ihren Kopf, und plötzlich nahm sie im Zimmer wieder einen zweiten Atem wahr, sie spürte einen zweiten Menschenatem.

Konzentriert lauschte sie.

Das Atemgeräusch war nur unter äußerster Anstrengung wahrzunehmen. Dies war tatsächlich Gülağas Atem, da gab es keinerlei Zweifel. Warum fürchtete sich Sona, warum schlug ihr Herz, als wollte es zerspringen?

Es waren genau dreihunderteinundsechzig Tage vergangen, seit Gülağa in den Krieg gezogen, und zweihundertdreißig Tage, seit dieser falsche Brief gekommen war, die falsche Todesnachricht. Es war ein dreieckiger Brief. Sona las ihn einmal, dann ein zweites und ein drittes Mal. Dort stand klar geschrieben, daß Gülağa im Krieg gefallen war, und als

sie den Brief zum hundertsten Mal, zum zweihundertsten Mal gelesen hatte, wußte sie, daß es nicht stimmte, wußte, daß Gülağa sie niemals alleine lassen und im Krieg sterben würde.

Auch das Viertel erfuhr von der Todesnachricht. Sie wollten vor ihrem Haus ein Trauerzelt aufstellen. Photograph Ali meldete sich, um Gülağas Photo zu vervielfältigen, damit es sich die Trauernden an den Kragen stecken konnten. Die Frauen und Mädchen versammelten sich weinend um Sona, um Trost zu spenden, doch da stellte sich Sona zum ersten Mal, seit sie hierher gezogen war, gegen das Viertel. Sie schrie die Männer an, die das Zelt aufstellen wollten, und beschimpfte den Metzger Dadaşbala, der seinen großen kupfernen Samowar mitgebracht hatte. Völlig außer sich schrie sie immer wieder: »Das ist gelogen! Das ist gelogen! Gelogen!«

In ihren Augen war Gülağa nicht tot. Was hatte er denn verbochen, warum sollte ausgerechnet ihn eine Kugel treffen, warum sollte er sein Blut vergießen? Sona war alleine, war hier geblieben. Sie war gesund, wie konnte Gülağa da sterben, wie konnte ihn eine Kugel treffen?

Wie spät es wohl war? War es zwei, drei, oder vier Uhr?

Gülağa war Uhrmacher. Vor genau dreihunderteinundsechzig Tagen hatte sie die Uhren des Hauses, einschließlich ihrer eigenen Armbanduhr, in eine Schublade gesteckt. Gülağa war so weit von seinen geliebten Uhren entfernt, hielt wider seinen Willen ein Gewehr in der Hand, hatte seine Brust als Ziel dargeboten. Sie ertrug kein Uhrenticken mehr, während Gülağa nur Sturm und Granatenschall hörte.

Alle Uhren würde sie aufziehen, wenn Gülağa zurückkäme, und selbstverständlich würde Gülağa kommen, denn der dreieckige Brief von der Front war offensichtlich gelogen (und diese offene Lüge hatte die weißen Träume gebracht).

Gülağas kleine Uhrenwerkstatt, bei İçeri Şehir, am Goşagalator, befand sich im Erdgeschoß eines großen Gebäudes. Manchmal stieg Sona nach der Arbeit in die Straßenbahn und besuchte ihn dort. Gülağa verschloß dann die Tür der Werk-

statt, und sie saßen noch eine Weile in dem engen Zimmer. Während sie dem Ticken der vielen Uhren lauschten, sahen sie durch das Fenster auf das Goşagalator, das für Sona und Gülağa das Tor der geheimen Gefühle und Empfindungen war.

Gülağa löschte das Licht, so daß die beiden für die Leute, die auf der Straße vorübergingen, unsichtbar blieben. Sie dagegen beobachteten die vorbeieilenden Menschen, denen niemals in den Sinn kam, daß die kleine enge Werkstatt hinter der Glasscheibe mit den vielen Uhren in diesem Augenblick keine Uhrmacherwerkstatt mehr war. Sie war vielmehr ein Nest mit Gülağas und Sonas Gefühlen und Empfindungen – so wie auch die Nester der Vögel in den Bäumen unsichtbar sind, während doch die Vögel alles sehen.

Manchmal wandte Gülağa seinen Blick von dem Fenster. Dann hörte er zwischen dem Ticken all der Uhren Sonas Herz schlagen. Er öffnete ihr Kleid, wie in den Zeiten, als sie noch nicht verheiratet waren, und versteckte sein Gesicht zwischen ihren Brüsten. Sona spürte, daß er weinte, und während sie mit ihrer Hand durch sein weiches Haar strich, blickte sie zum Goşagalator. Es schien, als trotze sie den welt-erfahrenen großen Steinen, deren Rauheit von den in weiter Vergangenheit zurückliegenden Jahrhunderten berichtete.

Im Winter zündete Gülağa einen kleinen Gasofen an. Der Geruch des Ofens, die blaugrüne Flamme und das Rauschen, das wie ein lebendiges Wesen klang, versetzte die kleine Werkstatt mitten in Baku in eine völlig andere Welt. In jener Welt gab es niemanden außer Sona und Gülağa.

Diese Welt war nur für die beiden bestimmt.

Es waren genau dreihunderteinundsechzig Tage vergangen, seit Sona die Werkstatt zuletzt gesehen hatte.

Einmal, nach der Arbeit, wollte sie wieder mit der Straßenbahn zum Goşagalator fahren. Doch sie fuhr nicht, weil Gülağa längst in der Ferne war, und ohne ihn die Werkstatt und das Goşagalator zu betrachten, das war nicht richtig, das

brachte Sona nicht über sich, und sie ging stumm nach Hause.

An dem Tag, an dem Gülağa in den Krieg ziehen sollte, wußte sie selbst nicht, wie es geschehen war, daß sie früh morgens zusammen auf den Platz vor dem Goşagalator gegangen waren. Sie standen einige Zeit mitten auf dem Platz und betrachteten die Werkstatt, deren Tür verschlossen war. Gülağa lächelte, auch Sona lächelte, denn es würde nur eine vorübergehende Trennung werden, Gülağa würde nichts passieren, er würde bestimmt gesund zurückkehren.

Genau dreihunderteinundsechzig Tage waren vergangen. Morgen sollten es dreihundertzweiundsechzig Tage sein, später vielleicht siebenhundertachtundsechzig Tage, vielleicht sollten es auch dreitausendneunhundervierundachtzig Tage werden, doch schließlich würde Gülağa zurückkehren, dies wußte sie genau, so sollte es werden, Gülağa würde zurückkehren. Doch vor zehn Tagen war mit diesem Zimmer eine Veränderung vor sich gegangen. Sona spürte, daß etwas Bedeutendes passieren würde.

Genauer mochte Sona nicht darüber nachdenken, weil sie befürchtete, in irgendeinem verborgenen Herzenswinkel die Wahrheit zu entdecken, die Gewißheit, selbst zu erkennen, daß sie verrückt geworden war.

Sie stand vom Bett auf.

Nein, sie war nicht verrückt geworden.

Wie spät es wohl war?

Was bedeutete das, wie spät es war?

Sona zündete die Kerze an, nahm sie in die Hand und ging hinüber zu der Photographie. Gülağas Augen leuchteten im Licht der Kerze. Ihr schien, als habe er seine Augen erst im Glanz des Kerzenlichts geöffnet.

Seit drei Monaten hing Gülağas Photo an der Wand, und seitdem stand Sona jeden Morgen vor der Arbeit und am Abend, wenn sie von der Arbeit kam, bis zum Einschlafen vor dem Photo und sprach mit ihm. Oft mußte sie die Wor-

te gar nicht erst aussprechen, weil Gülağa immer wußte, was sie sagen wollte.

Seit einigen Tagen hatte sie das Gefühl, als habe sich das Bild verändert. Doch so intensiv sie es auch betrachtete, konnte sie nicht herausfinden, worin diese Veränderung bestand.

Nachdem sie vor dem Zubettgehen ihr Kleid ausgezogen hatte, stand sie wieder einmal vor dem Photo. Plötzlich bemerkte sie auf Gülağas Lippen ein leichtes Zittern. Sie war sich absolut sicher, nicht etwa einer Sinnestäuschung erlegen zu sein. Gülağas Lippen hatten wirklich gezittert.

Sie regte sich nicht auf, hatte auch keine Angst, den Verstand zu verlieren, doch ihre Hand, mit der sie die Kerze hielt, zitterte leicht. Das schwache Licht flackerte und warf einen Widerschein auf Gülağas Wangen, Lippen und Kinn.

Sie betrachtete noch eine Weile das Photo, doch außer dem Schein der unruhig brennenden Kerze erkannte sie keine Bewegung. Da blickte sie in Gülağas Augen und entdeckte plötzlich einen tiefen Schmerz. In jener dunklen Winternacht ließ sie dieses Gefühl erschauern.

An jenem schönen Tag, als sie Gülağa begegnet war, dann, als sie sich zu treffen begannen, und nach ihrer Heirat waren Gülağas Augen immer klar gewesen. Auch in den Tiefen dieser Augen, die andere nicht sehen konnten, war kein Schmerz, weil sie ja zusammen waren, dieses Zimmer hatten, dieses Bett, weil sie die kleine enge Werkstatt gegenüber dem Goşagalator hatten und das Geräusch des mit blaugrüner Flamme brennenden Gasofens, der kein gewöhnlicher Gasofen war, es war ein sehr sanftes, weiches, lebendiges Rauschen, wie ein Atem.

Sona betrachtete immer noch den Schmerz, den sie gerade in Gülağas Augen entdeckt hatte. Da geschah das Unfaßbare: Sie hörte deutlich das Ticken einer Uhr. Mit einer harten Bewegung drehte sie sich um.

Das Ticken kam zweifellos aus dem Schrank.

Sie näherte sich vorsichtig und öffnete die Schublade, in die sie ihre Armbanduhr, die Wanduhr des Hauses und Gülağas Tischuhr vor genau dreihunderteinundsechzig Tagen hineingelegt und seither nicht mehr berührt hatte. Mit der Kerze leuchtete sie in die Schublade: Alle drei Uhren tickten.

Sie zeigten jedoch drei verschiedene Zeiten an.

Auf Sonas Armbanduhr waren es noch 7 Minuten bis 12 Uhr, die Wanduhr zeigte 26 Minuten nach 6 Uhr und Gülağas Tischuhr zeigte 3 Uhr 12.

Die Uhren waren offensichtlich zu verschiedenen Zeiten stehengeblieben und hatten nun gleichzeitig zu ticken begonnen.

Die Kerze in Sonas Hand zitterte nun nicht mehr.

Sona stellte sich vor das Photo an der Wand.

Die Schublade des Schrankes, in der die Uhren tickten, hatte sie offengelassen.

Wieder erkannte sie in den Tiefen seiner Augen diesen Schmerz. Dann fuhr sie mit der anderen Hand über die Stirn Gülağas.

Auf der Stirn hatten sich feine Schweißperlen gebildet.

Nein, das war nicht die Feuchtigkeit des Papiers, die durch die Hitze der Kerzenflamme austrat, das waren richtige Schweißperlen, Gülağa litt offensichtlich darunter, in dieses Bild verbannt zu sein. Sie hatte das sehr gut verstanden. Und auch der Schmerz in seinen Augen zeugte davon, wie sehnlichst er eine Änderung seines Zustandes erwartete.

Die Kerze erlosch plötzlich. Sie zündete sie nicht mehr an.

Sehr vorsichtig, auf Zehenspitzen schlich sie zum Fenster, als wolle sie vermeiden, ein Kind aufzuwecken.

Die Straße war in Dunkelheit gehüllt. Das schwache Glitzern des Schnees erinnerte Sona jedoch nicht mehr an ihre weißen Träume, weil sie nun nicht mehr darüber nachdachte. Im dunklen Zimmer stand sie am Fenster und sah auf die Straße und wartete.

Es schneite nicht mehr, und der Wind hatte sich gelegt. Es

war eine vollkommen stille Winternacht, sogar das Ticken der Uhren in der offenen Schublade war deutlich zu hören.

Der sich im Zimmer verbreitende Geruch des erloschenen Kerzendochts erinnerte sie ein wenig an den Geruch des Gasofens in der Uhrmacherwerkstatt am Goşagalator. Doch darüber wollte sie jetzt nicht nachdenken. Sie stand im Nachthemd am Fenster, blickte auf die Straße und wartete.

Vor etwa zwei Wochen hatte eine der Frauen, die in der Fabrik in ihrer Nähe arbeitete, eine scherzhafte Bemerkung gemacht. Alle lachten, nur Sona nicht. Die erfahrene Haticce Hala sagte daraufhin: »Sie hat Kummer, die Sona, wie soll sie da lachen? Das Herz tut ihr weh.«

In jener Winternacht, in jener friedlichen, vom Ticken der Uhren erfüllten Winternacht, sah Sona in die Dunkelheit der Straße. Jetzt fühlte sie keinen Schmerz mehr, ihr Herz tat nicht mehr weh, seit sie in Gülağas Augen gesehen hatte. Sie stand ruhig da und wartete.

Sona kannte Gülağa nur zu gut und war sicher, daß er jetzt mit allen Fasern seines Wesens zu ihr zurückkehren würde, und sie wartete.

Sie stand am Fenster, weil sie nicht noch einmal den Schmerz in Gülağas Augen sehen wollte, nicht Zeugin von seinen Qualen werden wollte.

Sie war ganz ruhig und zuversichtlich, wußte, daß auch der Schmerz in Gülağas Augen, seine Qualen vorübergehend waren. Auch dieser Schmerz würde vergehen.

Das Ticken der Uhren in der Schublade schien der Puls der Winternacht zu sein. Der Geruch des erloschenen Kerzendochts hatte sich verzogen. Nun atmete das Zimmer Sauberkeit, und Sona wußte, daß auch das Zimmer Gülağa erwartete.

Im Ticken der Uhren vernahm sie plötzlich einen einzelnen, immer lauter werdenden Ton, ein Geräusch, wie wenn Papier zerreißt.

Gülağa war frei.

Gülağa kam zurück.

Das Schimmern des Schnees auf der Straße, den Hausdächern und Fensterbrettern schien heller zu werden, zeugte mit seinem hellen Schein von der Sauberkeit und Frische der Straße, der Städte, der ganzen Welt.

Jetzt war das Geräusch nicht mehr zu hören.

Stille senkte sich herab, und auch das Ticken der Uhren schien aufgehört zu haben.

Sona drehte sich nicht um, sie schaute zum Fenster hinaus und wartete.

Jetzt hörte sie im Zimmer Schritte, die langsam näher kamen.

Wieder trat Stille ein.

Jetzt hörte sie ganz in ihrer Nähe ein Herz schlagen.

Dann legte Gülağa seine Hand vorsichtig auf Sonas Brust.

Sona erschrak nicht, sie wußte, daß es so kommen mußte. Ihr Herz klopfte immer heftiger. Der Schmerz der dreihunderteinundsechzig Tage und die Qual der zweihundertdrei- undfünfzig Tage rann in dicken Tränenbächen aus ihren Augen.

Die Hand auf Sonas Brust wanderte unter das Hemd, berührte ihre nackte Brust. Ihre Wärme ließ Sonas Leib erzittern.

Dann drehte Gülağa Sona zu sich um, sah ihr tief in die Augen und begriff, daß er sie in seinem ganzen Leben noch nie so glücklich gesehen hatte, ja sogar in den Momenten, in denen sie in der engen Werkstatt fest umschlungen nebeneinandersaßen, war Sona nicht so glücklich gewesen. In jener Winternacht preßte sich Sona in dem dunklen Zimmer vor dem Fenster an Gülağa und sprach, während sie Gülağas Gesicht, Hals und Brust küßte: »Endlich bist du gekommen. Endlich bist du da, bist zurückgekehrt.« Gülağa zog Sona das Nachthemd aus. Ihr schneeweißer Körper schimmerte in der Dunkelheit des Zimmers.

Er nahm sie auf seine Arme und brachte sie zu Bett.

Gülağa küßte ihre Augen, die noch nicht getrocknet waren und salzig schmeckten, die Lippen und ihre Brüste, und Sona, die vor Glück kaum sprechen konnte, flüsterte: »Ich hatte einen falschen Brief erhalten.«

Gülağa erwiderte leise: »Der Brief war nicht gelogen, ich war tatsächlich gestorben. Aber du hast mich wieder auferstehen lassen, dein Atem hat mich aus diesem Bild befreit...«

Der Morgen begann zu dämmern.

Wieder hatte es zu schneien begonnen.

Sona lag auf dem Bett und sah Gülağa an.

Gülağa stand neben dem Fenster und betrachtete den neuen Wintermorgen, einen Morgen, wie er ihn dreihunderteinundsechzig Tage nicht mehr erlebt hatte.

Dann ging er zu dem Schrank und nahm die Uhren aus der Schublade. Er stellte die Tischuhr an den alten Platz und legte Sonas Armbanduhr auf den Tisch, dann sah er auf die Wanduhr, die er in der Hand hielt.

Auch Sona stand vom Bett auf und betrachtete die Uhren, die immer noch verschiedene Zeiten anzeigten.

Auf Sonas Armbanduhr war es 10 Minuten vor 3 Uhr, die Wanduhr zeigte 29 Minuten nach 9 Uhr und die Tischuhr 6 Uhr 15.

Dann blickten sich Sona und Gülağa an und lachten von Herzen.

Sie waren nackt, standen mitten im Zimmer, sahen einander an und lachten aus vollem Hals. Gülağa wollte die Wanduhr aufhängen, worauf Sona sagte: »Spare dir die Mühe. Du kannst sie in unserem neuen Haus aufhängen. Wir ziehen doch sowieso um.«

»Wieso sollten wir umziehen?«

»Wer wird uns denn glauben, daß du aus dem Bild gekommen bist?« Sona schaute zu dem Photo an der Wand. Es sah aus, als habe jemand das Porträt mit einer Schere ausgeschnitten.

Von Ceferkulu, dem Taxifahrer mit dem grauen Bart und dem schneeweißen Haar, das schon gelichtet war, wollte ich vieles wissen, doch ich fragte nichts, wozu auch? Ich weiß nicht warum, ich war unfähig zu fragen. In einer hellen Sommernacht verließ ich das Haus und ging zu Fuß in Richtung unseres Viertels.

Als ich die Straße, die in die höher gelegenen Viertel Bakus führt, hinaufging, kam ich bald zu dem Petroleumladen – unserem Petroleumladen. Ich sah diese ein-, zwei-, dreistöckigen Gebäude, konnte mich aber an keines erinnern. Eigentlich hätte ich alle erkennen müssen, denn ich war oft an der Hand meiner Mutter auf dieser Straße in Richtung des Stadtzentrums gegangen. Ich spürte eine Fremdheit, und mir war, als sei dieses Gefühl auf beiden Seiten vorhanden, denn Straßen bestehen nicht nur aus Häusern, Asphalt und Stein. Manchmal ist mir, als habe die Straße auch ein Erinnerungsvermögen. Die Menschen kommen und gehen, doch die Straßen bleiben, ihre Lebensdauer ist viel länger als die eines Menschen. Die Straßen leben hundert, zweihundert, dreihundert Jahre und atmen durch den Atem der Menschen, die kommen und gehen, leben durch deren Gefühle und Gedanken; und wenn ich darüber nachdenke, dann scheint es mir manchmal, daß es, so wie es Lebewesen mit den Namen Ameise, Elefant und Mensch gibt, auch Lebewesen mit dem Namen Straße gibt.

Wann war ich zuletzt hier entlanggegangen? Es fällt mir nicht ein... als wir das Viertel verließen, war ich elf Jahre alt. Dann waren inzwischen wohl vierzig Jahre vergangen (das ist vermutlich meine Treue!). Falls eine Straße ein Erinnerungsvermögen hat, dann kann sie auch vergessen. Dies einzusehen

ist schmerzlich. Da ist nicht nur der Trennungsschmerz von vierzig Jahren, nicht nur der Schmerz über die Unwiederbringlichkeit der vierzig Jahre. Es ist ein Schmerz, der sich auf die Zukunft bezieht, darauf, daß auch die kommenden fünf oder zehn Jahre, ja sogar vierzig bis fünfzig Jahre schon bald für immer in einer endgültigen Vergangenheit versunken sein werden.

Das einstöckige gelbe Gebäude unseres Petroleumladens und Lebensmittelgeschäfts erkannte ich bereits von weitem. Und wie intensiv ich mir auch wünsche, diese Zeilen nicht zu schreiben, ich wollte umkehren und davongehen. Wen suchte ich denn jetzt in diesem Viertel? »Eine Reise in die Vergangenheit« – das ist nur so ein poetischer Ausdruck. In Wirklichkeit nimmt die Vergangenheit niemanden an. Die Vergangenheit hat ihre Sache schon selbst erledigt, und an ihrer Tür hängt ewig ein Schloß, wie das verrostete Schloß an Ziba Halas Tür, wie das Schloß an der Tür Aliabbas Kişis.

Doch nun erinnere ich mich, da ich diese Straße in Richtung unseres Viertels entlanggehe, an Ziba Hala und auch an Aliabbas Kişi.

Esmer sagt, daß ich im Grunde meines Herzens ein sentimentaler Mensch bin. Ich weiß es nicht, vielleicht hat sie recht, und was ich denke, was ich schreibe, könnten die Gedanken und Wünsche eines sentimental Menschen sein. Möglicherweise. Aber als ich das kleine gelbe Gebäude in einem Winkel des Viertels sah, wollte ich stehenbleiben, wollte mich umdrehen und davongehen, und in diesem Augenblick schien mir, als ob diese bekannten, zugleich jedoch auch fremden Gebäude, Fenster, in verschiedenen Farben gestrichenen Türen, Balkone, an denen sich allmählich belaubende Weinreben hochranken, mir einen Vorwurf machten. Natürlich war dieses Gefühl etwas kindlich, doch was macht das schon? Ich wollte... ich wollte ja nicht zurückkehren in meine Kindheit...

Als ich das Viertel erreicht hatte, stellte ich mich gegen-

über dem Petroleumladen auf. Unwohlsein breitete sich in mir aus. Ich blieb auch nicht wie angewurzelt stehen. Es kam, wie es hatte kommen müssen, letztlich hatte ich ja gar nichts anderes erwartet: Der Sari Hamam war nicht mehr da. Auch unseren Hof gab es nicht mehr, die Gebäude, die dazwischen gestanden hatten, waren ebenfalls verschwunden. Statt dessen erhob sich auf dem Platz ein vielstöckiges Wohnhaus. Die Fenster waren erleuchtet. Auf den Balkonen gingen Leute ein und aus. In diesem Wohnhaus lebten Menschen ihr eigenes tägliches Leben. Vor dem Gebäude stand ein hoher, weit ausladender Weidenbaum.

Eine leichte Brise bewegte die zartgrünen Blätter des mächtigen Weidenbaumes, und mir war, als grüße mich der Baum, wie mich früher manchmal mein Vater auf der Straße begrüßt hatte, auf dieser neuen Straße in der Fremde.

Eins, zwei, fünf, sieben, zehn und elf. . . Das Haus hatte elf Stockwerke, in deren zwei vermutlich unser gesamtes Viertel Platz gehabt hätte.

Auf einem Balkon des dritten Stocks stand ein drei- bis vierjähriges Kind und sah durch das Gittergelande zu mir herüber. Ich zwinkerte ihm zu, doch plötzlich geschah etwas Merkwürdiges: Das Kind riß den Mund auf und lief laut weinend in die Wohnung. Dann erschien seine Mutter auf dem Balkon und schaute zu den oberen Stockwerken hinauf und verschwand, da sie nichts Verdächtiges entdecken konnte, wieder in der Wohnung.

Ich hatte die untrügliche Empfindung, daß mein Weidenbaum lachte.

Einmal sah ich im Traum einen leuchtendroten Mond, und während ich den Mond betrachtete, bemerkte ich, daß ich träumte. Ich wußte, daß es einen so großen und roten Mond nicht geben konnte, doch der Mond, wie soll ich es ausdrücken, wußte nicht, daß ich das verstanden oder nicht verstanden hatte. Er leuchtete einfach weiter, stand nach wie vor groß und rot vor meinen Augen.

Jetzt war der gewöhnliche Mond aufgegangen, und die vertrauten Sterne funkelten am Himmel. Auch die Fenster und Balkontüren des Wohnhauses waren erleuchtet und schufen eine Atmosphäre der Geborgenheit, in der ich sogar so etwas wie Respekt und Achtung für das Viertel wahrnahm.

Das dreistöckige Haus, in dem Muhtar und später auch Adile gelebt hatte, stand noch am selben Platz (dies kam mir jetzt wie ein Wunder vor). Auf dem verglasten Balkon fehlten jedoch Kübra Halas Blumentöpfe. Sonst hatte sich das Haus nicht weiter verändert, aber wenn man die Wände, die Fenster, den verglasten Balkon und die Eingangstür näher betrachtete, war zu spüren, daß dort jetzt ein anderes Leben eingezogen war; ein besseres als das frühere? Ich weiß nicht. Jedenfalls war es ein völlig anderes, und für mich gab es keinen Zweifel, daß in diesem Haus nun völlig andere Leute lebten. In der Vertrautheit dieses dreistöckigen Hauses lag selbst eine Fremdheit.

Vor dem Gebäude, am Rande des Bürgersteigs saß auf einem kleinen Polster, genau wie vor vierzig Jahren, eine sehr alte, kraftlose Frau (mir war, als sei mir diese alte Frau schon einmal begegnet. . .). Mit langsamen Schritten trat ich heran und blieb neben ihr stehen. Schon von weitem erkannte und grüßte ich sie (oder grüßte ich mich etwa selbst?). »Guten Abend, Safura Hala.«

»Eine gute Zukunft«, erwiderte sie.

»Wie geht es dir, Safura Hala?«

»Wie soll es mir schon gehen? Du siehst doch, die Kraft ist gegangen, und mir ist nur noch der Atem geblieben.«

»Hast du mich nicht erkannt?«

»Nein.«

»Ich bin es doch!«

In jener Sommernacht, die von dem diffusen Licht des Wohnhauses erleuchtet wurde, sah ich in Safura Halas blassen und wäßrigen Augen eine Furcht, und mir schien, daß sie

noch immer auf eine Nachricht von ihrem Sohn Eynulla, der im Krieg vermißt wurde, wartete. Natürlich hatten wir alle viel darüber gehört und gelesen, daß die Mütter, deren Söhne im Krieg verschollen waren, noch immer auf sie warteten. Doch diesmal sah ich dieses Leid zum ersten Mal mit eigenen Augen.

Ich betrachtete die Falten in Safura Halas Gesicht, und plötzlich war mir, als gebe es zwischen den wirr verlaufenden Faltenlinien in ihrem Gesicht eine sehr nahe Verbindung zu unserem Viertel vor vierzig Jahren.

»Nein, ich habe dich nicht erkannt.«

»Ich bin Alekber.«

»Welcher Alekber?« Die Furcht in Safura Halas Augen war verschwunden, weil ihr die Kraft fehlte, sie längere Zeit in ihrem Blick zu bewahren.

»Ich bin der Sohn von Sona.«

»Welche Sona?«

»Die Frau von Prawadnik Ağakerim.«

Jetzt lächelte ihr altes Gesicht. »Bei Allah, ich habe es dir doch gesagt, meine Kraft ist vorüber, mein Atem ist noch da, ein Fuß ist noch hier, der andere im Grab. Möge Allah diesen Tag schnell kommen lassen!«

»In dem Haus oberhalb des Sari Hamam haben wir gewohnt.«

»Bei Allah, ich weiß nicht, was ich getan habe, daß er mich nicht holt!«

»Wir haben neben Hanim Hala gewohnt.«

Die blassen wäßrigen Augen schienen in Gedanken zu versinken. Dann sagte sie: »Möge Allah Hanim Hala Gnade erweisen!«

»Hast du mich nicht erkannt?«

»Nein, Allah soll mich rufen, doch er tut es nicht...«

Wieder wehte eine leichte Brise. Ich wandte meinen Blick von Safura Hala und betrachtete den mächtigen Weidenbaum. Die zartgrünen Blätter erzitterten. Doch dieses Zittern

war das allgewöhnlichste Zittern der Welt, weil die Weide seit vierzig Jahren nicht mehr mir gehörte, und natürlich erkannte mich der Baum nicht.

Die Lichter in dem elfstöckigen Haus wurden nach und nach gelöscht.

Etwas später würden alle Lichter aus sein und nur noch der Mond und die Sterne am Firmament leuchten, und unsere Straße würde nicht den Morgen vor vierzig Jahren erwarten, sondern den folgenden, würde die morgige Sehnsucht nach Schritten fühlen. Dann würde der Morgen anbrechen. Die Kinder würden geräuschvoll auf die Straße laufen und in die Schule gehen. In den Schultaschen der Kinder würden schöne Füller stecken, und sie sollten niemals das weiße Kamel sehen. Monate würden vergehen, auch der Kleine aus dem dritten Stock würde heranwachsen und irgendwann, vielleicht im dritten Stock eines Gebäudes wo auch immer (oder im zehnten oder zwanzigsten Stock), ein kleines Kind sehen.

Als Cebrayil in den Krieg zog, sorgte er sich um seine schönen Tauben. Als er fort war, kümmerte sich Ağarahim um sie. Aber es gab kein Futter für die Tiere. Am frühen Morgen und am frühen Abend stieg Ağarahim auf das Dach und ließ die Tauben fliegen, damit sie sich selbst etwas suchten.

Die Tauben, die sich einmal in der Luft überschlugen, tausend verschiedene Spiele trieben, im siebten Stockwerk des Himmels zu kaum noch erkennbaren Punkten wurden, magerten mehr und mehr ab, nachdem Cebrayil gegangen war. Sie saßen eng zusammengekauert und hielten häufig die Augen geschlossen. Nachdem auch Ağarahim eingezogen wurde, blieb der Verschlag für immer offen. Die Tiere ma-

gerten völlig ab und verloren alle Kraft, selbst zum Nahrung suchen hatten sie schließlich keine Energie mehr.

Sie hatten sich mit ihrem Schicksal abgefunden, und diese Erkenntnis machte mich traurig. Doch was hätte ich tun können?

Einmal stieg ich aufs Dach. Die Tauben schlugen jedoch nur ein-, zweimal mit den Flügeln, hüpfen auf dem Dach umher, hielten den Kopf schief und sahen in meine Hände. Dann blieben sie in einer Ecke des Daches sitzen und preßten den Kopf an den Leib, schloßen die Augen und gurrten gelegentlich. Meine Hände waren immer leer. Ich fand nichts, was ich den Tauben hätte geben können. Mein Trost war es, den Wasserschlauch Cebrayils an den Hahn im Garten anzuschließen und den Verschlag öfters zu reinigen. Doch weil die Tauben kaum noch etwas zu sich nahmen, gab es wenig zu reinigen, nur Federn, die vor Hunger und Krankheit ausgefallen waren. Dann begannen sie zu sterben. Immer nach ein paar Tagen holte ich die nachts gestorbenen Tiere aus dem Verschlag und warf sie auf den Müll. Vermutlich fielen die Kadaver der gelben Katze zum Opfer. Ich liebte die Tauben sehr, hatte Mitleid mit ihnen, doch ich ekelte mich vor den toten Tieren, die mein Leben in eine Qual verwandelten. Warum nur mußten die Tauben so enden. Die Herzlosigkeit der Welt brachte den kleinen Alekber beinahe zum Weinen.

Eines Tages trat ein Mann, der einen großen Beutel dabei hatte, in unseren Garten. Er war groß und sehr dick, sein häßliches Gesicht war frisch rasiert. Irgendwie paßte sein gewaltiger fleischiger Nacken nicht zu der Verlassenheit unseres Viertels.

Er wollte Cebrayils Tauben kaufen, doch Hanim Hala jagte ihn aus dem Garten. Er blickte sich aufmerksam um, als wolle er etwas in Erfahrung bringen. Beim Hinausgehen sagte er: »Sie sterben sowieso vor Hunger.« Bei diesen Worten spritzte ihm der Speichel zwischen seinen gelben Zähnen

hervor. »Für wen hebst du sie denn auf, dumme Frau?« Hanim Hala warf das Gartentor mit derartiger Wucht hinter ihm zu, daß es beinahe seinen mächtigen Nacken getroffen hätte.

»Der Hundesohn will sie kaufen, um sie wie Hühner zu halten. Dann dreht er ihnen die Gurgel um und verschachert sie.«

Nachdem ich diese schrecklichen Worte gehört hatte, standen mir die Haare zu Berge. Ich war froh, daß Hanim Hala keine Angst vor dem häßlichen Mann hatte und hinter ihm das Gartentor zugeworfen hatte. Für einen Augenblick war mir, als stünden der Autobus und die vier Polutorkas wieder aufgereiht vor dem Hof, als habe unser Hof und unsere Straße wieder zu der alten Kraft zurückgefunden, wie ich sie vor dem Krieg empfunden hatte. Natürlich war ich auch ein wenig erstaunt über diese schrecklichen Worte, denn ich wußte nur zu gut, daß es Sünde war, Tauben zu essen.

»Es ist doch Sünde, Tauben zu essen«, sagte ich.

»Es gibt so viele Menschen auf der Welt, die sündige Dinge tun«, antwortete Hanim Hala.

In jener Nacht lauschte ich lange dem Gurren der Tauben. Früher hatten sie um die Zeit immer geschlafen, doch nach Beginn des Krieges, nachdem Cefer, Adil, Abdülali, Koca, Cebrayil und Ağarahim in den Krieg gezogen waren und die Tür des Verschlages immer offenstand, gurrten sie manchmal mitten in der Nacht.

Ich wußte, daß die Tauben hungrig waren und daß ich ihnen nichts geben konnte, wußte, daß sie nie mehr in den siebten Stock des Himmels fliegen und zu schwer erkennbaren weißen Punkten werden würden. Doch mein ganzes Herz und Wesen war voll tiefen Dankes für Hanim Hala, denn sie hatte es verhindert, daß die Tauben in den Beutel des häßlichen Mannes gesteckt wurden. Plötzlich war mir, als stecke ich selbst in diesem Beutel. Ich bekam kaum noch Luft und wußte mich nicht zu beruhigen. In jener Nacht, als

ich dem Gurren der hungrigen Tauben lauschte, sah ich im Traum einen strahlendblauen, fleckenlos azurnen Himmel. Die gesunden, wendigen Tauben flogen hoch hinauf und überschlugen sich über dem Viertel. Seit der Krieg begonnen hatte, schlief ich zum ersten Mal mit einer tiefen Ruhe. Mit dem strahlenden fleckenlosen Blau vor Augen hatte ich einen blauen Traum: Auch die weißen Tauben waren zu blitzsauberen blauen Tauben geworden, so blau wie der Himmel, und tummelten sich im Azur. Von Ferne leuchtete ein weißes Licht, und ich wußte, daß dieses Weiß das weiße Kamel war. Mir schien, als berührten meine Hände, mein gesamter Körper, das nie gesehene leuchtendweiße Fell des weißen Kamels, das weich wie Seide war.

Am Morgen wachte ich durch die Stimme meiner Mutter auf: »O dieser Hundesohn! Sein Herz soll verbrennen.«

Die Stimme meiner Mutter kam aus dem Garten.

Ich verstand, daß etwas Schreckliches geschehen war. Ich stand auf und lief hinaus.

In der Nacht waren alle Tauben gestohlen worden.

Das war der erste Diebstahl in unserem Viertel, an den ich mich erinnern konnte. Ich saß am Rand des kleinen Beckens, betrachtete den leeren Taubenschlag und weinte bitterlich. Ich tat mir selbst leid. Wir hatten die Tauben nicht einmal verteidigen können. Mir taten die Tiere leid, und als sich der kleine Alekber die Tauben gekocht oder gebraten vorstellte, weinte er um so mehr. Da legte jemand seine große Hand auf meine Schulter, und ich erschrak, weil ich zuerst dachte, es sei die Hand des häßlichen Mannes, der die Tauben kaufen wollte. Es war jedoch Hanim Hala, die sich über mich beugte. Ihre Hand war jetzt ganz leicht geworden. Ich hätte mir vorher niemals vorstellen können, daß ihre große Hand so leicht werden könnte, und diese Leichtigkeit, dieses Schwebende machte mich noch trauriger.

»Weine nicht, Alekber, weine nicht!« tröstete sie mich.

Aber ich weinte nur noch heftiger.

In unserem Hof lebte eine gelbe Katze. Sie war so dick, daß sie nicht einmal mehr in ihr Fell zu passen schien, und sie bewegte sich nur mit Mühe vorwärts. In den Sommermonaten schlief sie im Schatten des Strommastes vor dem Hof. Ich fragte mich, wie sie wohl Mäuse fing, wenn sie immerfort schlief.

Wenn der Schatten des Mastes weiterwanderte, stand die Katze immer wieder auf und wechselte ihren Platz. Manchmal öffnete sie die Augen und streckte sich. Balakerim sagte, daß sie tausend Jahre alt sei und niemals sterben würde.

Als der Krieg ausbrach, wurden Lebensmittel knapp, und auch die Mäuse wurden weniger. Die gelbe Katze magerte ab und bestand bald nur noch aus Haut und Knochen. Doch darum kümmerte sich niemand, weil alle mit ihren eigenen Sorgen beschäftigt waren.

Sie war jetzt gar nicht mehr faul und legte sich auch nicht mehr zum Schlafen in den Schatten des Mastes. Von morgens bis abends strich sie durch die Höfe des Viertels. Manchmal folgte sie mir und miaute. Ich stampfte mit dem Fuß auf, um sie zu vertreiben, denn ich hatte nichts, was ich ihr geben konnte, und auch, weil ich sie insgeheim nicht mochte. Ich konnte nicht verwinden, daß sie, nach Balakerims Worten, tausend Jahre leben sollte, während alle geliebten Menschen sterben würden.

Manchmal drang Lärm aus Emine Halas Haus. Dann wußten alle, daß Ibadulla wieder da war, wieder betrunken war und Gold von seiner Mutter forderte. Natürlich kam er wie immer mit leeren Händen oder besser ohne Gold zurück, denn die Geschenke der Leute des Viertels an seine Mutter, und wenn es nur eine Handvoll Erbsen oder Bohnen war, die sie sich vom Mund abgespart hatten, nahm er gern an.

Eines Tages sah ich Ibadulla am Rande unseres Hofes neben der gelben Katze knien, die ihn schnurrend umschmeichelte.

Ibadulla gab ihr irgend etwas zu essen. Da ich weiter entfernt stand, erkannte ich nicht, was es war. Doch ich konnte mir denken, daß er ihr etwas gab, was er nach dem Streit mit seiner Mutter mitgenommen hatte.

Während er die gelbe Katze fütterte, sagte er: »Nimm Katze, arme Katze... In dieser dunklen Welt bist du mein einziger Freund. Die Menschen sind sich selbst der größte Feind. Nur unter den Katzen der Welt gibt es Mitleid, nur unter Katzen gibt es Gerechtigkeit. Nimm... Iß... Siehst du, alle haben sich von dir abgewandt... macht nichts... nimm.«

Ich betrachtete die seltsame Szene ganz in Gedanken versunken. Weniger, daß ausgerechnet Ibadulla die Katze fütterte, verblüffte mich, als die plötzlich aufkommende Frage, warum sich bisher keiner aus dem Viertel um das Tier gekümmert hatte.

Ich sah mich selbst wie eine diebische Katze, weil ich aus dem Verborgenen heraus beobachtete und Geheimnisse erfuhr. Dann drehte ich mich um und lief in unseren Garten. Ibadulla und die Katze belauschte ich nie wieder.

Immer wenn Lärm aus Emine Halas Haus drang, wußte ich, daß Ibadulla bald im Hof an der Stelle auftauchen würde, wo früher der Maulbeerbaum gestanden hatte. Er würde dann etwas, was er von seiner Mutter bekommen hatte, der Katze geben und sich mit ihr unterhalten. Ich beherrschte mich jedoch und belauschte ihn nicht (vielleicht erschien mir das alles nur so, denn wenn ich in den Hof gegangen wäre, hätte ich vielleicht nichts gesehen?). Einmal jedoch konnte ich nicht widerstehen, als ich jemanden weinen hörte.

Ibadulla kniete an der Stelle, wo der Maulbeerbaum gestanden hatte, und weinte. Die gelbe Katze lag vor ihm auf der Seite, die Beine ausgestreckt, die Augen geschlossen, und ich verstand, die gelbe Katze war gestorben. Ibadulla sagte

weinend: »Warum nur wurden die Menschen auf der Welt zu Menschen, warum wurden nicht die Katzen zu Menschen?«

Nachdem Eynulla nach seiner Verwundung ein zweites Mal in den Krieg gezogen war und keine Nachricht mehr von ihm kam, und nachdem auch Ağahüseyn eingezogen wurde, weinte Safura Hala häufig. Aber einmal stellte sie meiner Mutter, warum auch immer, eine merkwürdige Frage: »Wie kann die arme Ziba in Amerika nur diese Schildkröteneier essen?«

Meine Mutter äußerte sich voller Abscheu über die Schildkröteneier, und voller Mitleid für die bedauernswerte Lage der armen Ziba Hala schlug sie sich auf die Schenkel. Ich wunderte mich sehr über dieses merkwürdige Gespräch, denn wie wir die Schildkröteneier hier aßen, so aß sie auch Ziba Hala in Amerika.

Esmer öffnete die Tür des Arbeitszimmers und beugte sich herein. »Da ist ein Anruf für dich.«

»Habe ich dir nicht gesagt, daß ich arbeite und keinen Anruf entgegennehme«, antwortete ich wütend.

»Es ist Fetulla Hatem.«

»Was heißt das schon? Ist Fetulla Hatem denn der Neffe Allahs?«

Als ich dann doch zum Telefon ging, dachte ich daran, daß Fetulla Hatem wirklich ein sehr mächtiger Mensch war. Alle haßten ihn von Herzen, sowohl die einfachen Leute als auch die Höhergestellten, und doch trotzte er allen schon seit

Jahren, hatte keinen Freund und Vertrauten, schwamm jedoch immer oben; vermutlich deshalb, weil er sich selbst der beste Freund und Vertraute war. Er war sich selbst eine Stütze (gibt es eine bessere Kraft?). Auch wenn sich einmal die Zeiten änderten und Fetulla Hatem im Schatten stand oder sogar seine Arbeit verlor, irgendwie kam er immer wieder zurück und vermehrte noch seinen Ruhm.

»Sei gegrüßt, Alekber Bala!«

»Einen guten Abend, Fetulla Müellim.«

»Nimmst du mir auch nicht übel, wenn ich Bala sage?« Er lachte, und ich sah vor meinem geistigen Auge seine lächelnden, durchtriebenen, klugen und kühlen Augen. »Die Jahre vergehen, ihr wachst heran, Allah sei Dank. Ihr werdet große Ehre und Wertschätzung gewinnen, doch für mich seid ihr noch das Kind geblieben. Ihr hattet euer Manuskript in der Hand, trautet euch nicht, in die Verwaltung zu kommen.« Wieder lachte Fetulla Hatem.

Wenn ich an Allah glauben würde, und wenn auch Allah an mich glaubte, wenn er auch nur einen meiner Wünsche erfüllte, dann würde ich nur eines wünschen: Setze mich einen einzigen Tag in das Gehirn Fetulla Hatems, daß ich seine Gedanken lese und mit seinen Augen die Welt sehe, seine Gefühle und Aufregungen empfinde und ihn verstehe. Doch in dieser Welt, das ist eine klare Sache, zählt sich niemand zu den Niederträchtigen (Vielleicht gibt es auch gar keine niederträchtigen Menschen? Vielleicht besteht die Niederträchtigkeit nur so lange, bis sie der Mensch erkennt?). Manchmal versuchte ich mich in seine Lage zu versetzen, um ihn zu verstehen, seine Rechtfertigungen kennenzulernen (Warum habe ich jemanden verdächtigt? Wozu habe ich jemandem hinterhergeredet? Warum spreche und handle ich in einer Sache ganz anders, als ich darüber denke? usw.), doch ergab sich nichts aus diesen Anstrengungen (Eines Tages kramte ich sogar alle Bücher Fetulla Hatems zusammen und zwang mich, sie zu lesen. Doch auch seine Bücher waren

gelogen – wahrscheinlich erschien es mir nur so – und sagten über den Autor nicht mehr, als ich eh schon wußte). Ich brachte es nicht fertig, nur eine halbe Stunde Fetulla Hatem zu sein. Diese Erkenntnis bedrückte mich, denn falls ich wirklich Schriftsteller sein sollte, müßte mir dieses einfache Experiment gelingen. Ich spürte mit meinem ganzen Geist und Herzen, daß ich dazu bestimmt war, irgendwann einmal über Fetulla Hatem zu schreiben. Was es werden würde, wußte ich nicht. Doch damit konnte ich erst beginnen, wenn es mir gelang, das Wesen unter den oberflächlichen Schichten seiner Persönlichkeit herauszulösen (so wie Archäologen in der Erde graben und eine Keramikschaale herausholen!) und seine Einsamkeit zu erkennen.

»Habe ich dich auch nicht gestört?«

»Ich bitte Sie!«

»Ich habe Esmer nach den Kindern gefragt. Sie sagt, es geht ihnen gut.«

»Vielen Dank, schlecht geht es ihnen nicht.«

Natürlich war das alles nur der Anfang. Jetzt sollte erst das Eigentliche kommen. In den letzten 25 Jahren hatte ich genügend Gelegenheit, seine Taktik kennenzulernen. Wir sahen uns auf verschiedenen literarischen Treffen und lebten in einem sogenannten literarischen Umfeld (ungeachtet des großen Altersunterschiedes), doch erfuhr er nie, wessen Sohn ich war (vielleicht hatte er meinen Vater schon lange vergessen...), erfuhr nie, daß meine Mutter mit der Zeitung, in der sein Bild war, den Gasofen gesäubert hatte.

»So rast die Zeit dahin, Alekber Bala, sie hat Vogelschwingen. Es scheint mir wie gestern, daß wir eure Familie gegründet haben.«

Ich war bereits über zwanzig Jahre verheiratet, aber das für mich schmachvollste Erlebnis hängt mit meiner Heirat zusammen. In jenen fernen Tagen, als wir noch nicht die Nachricht vom Tod meines Vaters an der Front erhalten hatten und mein Onkel uns noch nicht aus dem Viertel

geholt hatte, als wir völlig verängstigt und halb verhungert dahinvegetierten, stand meine Mutter plötzlich mitten in der Nacht auf, setzte sich an mein Bett und weckte mich mit den Worten: »Schläfst du schon, Alekber? Hör mir gut zu. Man sagt doch, wenn man das Unglück nicht ausspricht, kann das Glück nicht kommen. Soll mir die Zunge vertrocknen, soll Allah das Glück fernhalten, falls, wieder sage ich, mein Mund und meine Zunge sollen verdorren, vom Krieg eine schlechte Nachricht kommen sollte, oder falls mir etwas passiert und auch mein Onkel nicht da sein sollte, wenn du allein bleiben solltest, Allah soll es verhüten, Alekber, niemals, hörst du, niemals sollst du Fetulla Hatem um Hilfe bitten!« Nach diesem nächtlichen Gespräch vergingen viele Jahre, und eines Tages begegnete ich Esmer. Die Heiratsfrage tauchte auf, ein Brautwerber mußte gefunden werden. Da sagte meine Mutter, die sich schon lange diesen Augenblick herbeigesehnt hatte: »Nur deine Hochzeit will ich erleben, Alekber. Nur einen Enkel im Arm spazierentragen. Sonst will ich nichts von Allah!« Die Brautwerber sollten achtbare Leute sein, damit die Familie des Mädchens sehe, mit wem sie bald verwandt sein würde. Und nach einiger Zeit, nach reiflicher Überlegung sagte meine Mutter plötzlich: »Alekber, vielleicht solltest du Fetulla Hatem als Brautwerber nehmen. Würde er gehen?« Über diesen Sinneswandel war ich sehr erstaunt. Doch das Schmachvollste war, daß ich ihn mit rotem Kopf um diesen Dienst bat. Natürlich willigte er freudig ein (»Na ja«, lachte er, »jetzt habt ihr gerade mit dem Schreiben begonnen, und ihr errötet, wenn ihr mit jemandem spricht. Bald habt ihr das alles vergessen, und wenn ihr euch dann fürchtet, dann fürchtet ihr euch eben, aber wenn ihr euch nicht mehr fürchtet, wird euch keine Ehre mehr bleiben. Macht nichts, mach das mit deinem Gewissen aus! Wo gehen wir hin, und wen werben wir für dich?«). Zusammen mit zwei weiteren Männern, die ihn begleiteten, machte er also für mich den Brautwerber...

»Ja«, sagte ich, »die Jahre vergehen schnell.«

»Alekber, du weißt doch, daß ich dich immer zu unseren fähigsten Schriftstellern gezählt und immer Hoffnung in dich gesetzt habe. Nur vergeudest du deine Zeit mit kleinen Talentproben, statt Romane, epische Werke zu schreiben, die moralische Probleme aufzeigen. Verstehst du, wenn ich deinem Talent gleichgültig gegenüberstünde, würde ich so etwas nicht sagen.«

»Was ist los, Fetulla Müellim?«

(Vielleicht hege ich gegenüber Fetulla Hatem eine aus der Kinderzeit stammende Feindseligkeit?)

»Schau, zum Beispiel heute bekam ich vom Verlag ein Buch von einem alten verstaubten Dichter zugeschickt. Wie hieß er doch gleich? Ja. Das Buch von Sefar Masum. Ich lese und sehe, daß du der Herausgeber bist. Auch das Vorwort hast du beige-steuert. Hast du denn kein Mitleid mit deiner Zeit?« Fetulla Hatem schien sich allmählich, so wie er es sich in fünfzig Jahren angewöhnt hatte, aufzuspielen, als hielte er eine Rede vom Katheder herunter. Die unverbindliche Plauderei war vorüber, jetzt begann der ernste Teil des Gesprächs. Ich begriff, auf was er hinauswollte: Was findet ihr nur an diesem Sefar Masum mit seinem Naphtalingeruch?

»Settar Masum«, korrigierte ich ihn. Auch dies war ein Teil seiner Strategie – er sprach Namen oft absichtlich falsch aus, als seien sie derart unwichtig, daß er sie aus dem Gedächtnis verlor.

»Ja, Settar Masum. Ich kannte diesen Unglücklichen. Der arme Kerl war ein Alkoholiker... Stimmt, in seinen Ghaselen ist Natürlichkeit, und sein eigenes Schicksal ist durchaus tragisch, es waren blutige, scheußliche Jahre, Schuld oder Unschuld spielten keine Rolle...«

(Sogar in Gegenwart des bedauernswerten Mirza Settar behauptete Fetulla Hatem, daß dieser gegen die Regierung sei. Er nahm einen großen Stift zur Hand und unterstrich Stellen in Mirzas Ghaselen mit roter Tinte, legte tausendun-

deine Bedeutung in die Verse, der Herzlose! Mirza schrieb: *O Rose, dein Stachel quälte die Nachtigall*. Fetulla Hatem entrüstete sich: »Der greift unsere Regierung an.« Und wen Fetulla Hatem verriet, Allah möge uns davor beschützen, der war verloren. So ging er von uns, der arme Mirza Settar...)

»Nur nach Gefühl, Alekber, kann man nicht handeln. Der Taugenichts Seftar Masum saß von morgens bis abends in der Kneipe.«

»Waren Sie denn zusammen mit ihm in der Kneipe?«

Es wurde still. Wirklich, ich wußte nicht, wie mir diese Worte herausgerutscht waren (Fetulla Hatem trank in seinem Leben niemals mehr als fünfundzwanzig Gramm Cognac, und mir schien, als könne ich sehen, wie sich das ohnehin düstere Gesicht Fetulla Hatems noch mehr verdunkelte. Mir war, als krieche sein Gesicht wie eine Schlange am Boden, die den Kopf hebt, die gespaltene Zunge herausstreckt und auf der Lauer liegt.)

»Ich frage das, Fetulla Müellim (ich schien mich zu fürchten, ja, wahrscheinlich fürchtete ich mich, denn ich baute bereits an einer Brücke), weil ich, außer von Ihnen, noch von niemandem gehört habe, daß *Settar* (ich sprach den Namen diesmal mit besonderer Deutlichkeit aus), nicht Seftar, Settar Masum dem Alkohol verfallen sei.«

»Genügen dir meine Worte denn nicht, Alekber?«

(»Sei begrüßt, kleiner Mann! Wie es mir geht? Alles in Ordnung, mir fehlt nur Bezmi Süleyman! Du weißt doch, Alekber, dein Namensvetter Mirza Alekber war ein großer Dichter! Auch wenn das Alter ein hohes Gut ist, so hat es kaum noch die Kraft eines Kindes! Verstehst du? Allah möge Mirza Alekber Gnade erweisen, er wußte, was er sagte! Allah möge Mirza Settar Gnade erweisen. Er war ein großer Lehrer Sabirs, zitierte ständig seine Gedichte, denn er war wie Sabir, ein Mensch, der das Volk liebte...«)

»Fetulla Müellim, das Buch berichtet nicht von *Settar* Masums Abenteuern in der Kneipe. Sie selbst haben eingeräumt,

daß er ein volksverbundener Dichter war, daß er sein ganzes Leben geschrieben und als Lehrer gearbeitet hat, keinerlei vorgefaßte Meinungen hatte. Sollte man da nicht wenigstens seine Gedichte sammeln und drucken?«

»Alekber, die Persönlichkeit eines Dichters muß rein und fleckenlos sein. Weißt du, was die französischen Erzieher im achtzehnten Jahrhundert gesagt haben? Der Mensch, der einen Stift in die Hand nimmt und durch ihn zu dem Leser spricht, sollte das allerreinste Geschöpf auf Erden sein!«

»Wenn Allah mir meinen einzigen Wunsch erfüllt, dann bin ich bereit, Molla oder Priester zu werden oder in einer Synagoge zu arbeiten.«

»Verhindert denn dieses kleine Buch von Settar Masum, daß die Menschen mit ehrenhaften Gefühlen leben? Der Einwand des armen Settar Masum entsprach eher einer Beschwerde der Rose über die Nachtigall.«

»Aber was ist mit den Andeutungen?«

»Welche Andeutungen?«

»Deine Andeutungen im Vorwort! (Die Schlange lauerte gespannt wie eine Feder...) Die Absätze, die du über das Schicksal *Settar* (auch er sprach nun den Namen mit besonderer Deutlichkeit aus) Masums geschrieben hast! Die sind doch direkt an mich gerichtet!«

Es gab so viele arme Menschen in den Verlagen, den Zeitungen und Journalen, die sich gegen eine kleine Gefälligkeit (beispielsweise, den Umfang des Buches um eine Lage zu erweitern, den Artikel schon drei Nummern früher zu drucken, eine Zweizimmerwohnung in eine Dreizimmerwohnung zu tauschen, Urlaub zu bekommen, um sich neue Inspirationen zu suchen) bei Fetulla Hatem einschmeichelten. Einer von ihnen hatte Fetulla Hatem etwas über das Bändchen von Settar Masum geflüstert. Er würde nun einen Schachzug überlegen, den niemand (vor allem ich nicht) voraussehen würde.

»Die Leute sind einfältig, wie sollen sie denn deine Ein-

lassungen verstehen?» fragte er. Ich erwiderte: »So, wie sie geschrieben sind, denn sie entsprechen der Wahrheit.«

»Na ja«, lachte er, »jetzt habt ihr gerade mit dem Schreiben begonnen, und ihr errötet, wenn ihr mit jemandem sprecht. Bald habt ihr das alles vergessen, und wenn ihr euch dann fürchtet, dann fürchtet ihr euch eben, aber wenn ihr euch nicht mehr fürchtet, wird euch keine Ehre mehr bleiben. Macht nichts, mach das mit deinem Gewissen aus! Wo gehen wir hin, und wen werben wir für dich?«

»Du bist noch ein Kind, Alekber!«

Sieh an, das war der wahre Fetulla Hatem.

»Aber die Wahrheit ist ein sehr relativer Begriff.«

»Du hast diese Jahre nicht wirklich kennengelernt! Ich jedoch habe sie durchlebt und an der literarischen Entwicklung teilgenommen. Alle Qualen dieser wirren Zeit, dieser Zeit voller Gegensätze habe ich im Herzen durchlebt. Wo warst du, als ich den Verfolgungen ausgeliefert war?«

»Ertrugen Sie denn Qualen auf den hohen Stühlen?«

Fetulla Hatem schwieg, dann sagte er mit seiner fast erstickten Stimme, aus der eine offensichtliche Drohung herauszuhören war: »Was hast du gesagt?«

Indem sich Esmer mit der Hand auf die Lippen schlug, gab sie mir ein Zeichen, daß ich schweigen solle. Doch wenn die Wahrheit nur eine relative Sache ist, kann ich dann Fetulla Hatem meine Sicht der Wahrheit sagen oder nicht? Wirklich, wie lange sollte ich denn mit Fetulla Hatem nur in Andeutungen sprechen? Und wenn ich, über fünfzig Jahre alt, ein weißhaariger und bärtiger Mann (Schriftsteller!) bis zu meinem Lebensende um den heißen Brei herumrede, was will ich dann eigentlich? Was soll ich dann noch schreiben?

»Alekber Bala, das Telefon funktioniert nicht richtig. Ich habe nicht verstanden, was du zuletzt gesagt hast.«

»Fetulla Hatem, erinnern Sie sich. Einmal, im Krieg, Sie waren bei Muhtar zu Besuch. Da hatte ich die Fensterscheibe eingeworfen!«

Esmer gab mir kein Zeichen mehr, sie preßte ihre Hand auf den Mund und stand wie versteinert da (mir fällt ein, daß ich irgendwann einmal Esmer diese Geschichte erzählt habe).

Einige Zeit war er still, und es schien, als sei das Telefon tatsächlich defekt. Ich hörte Rauschen und Pfeifen. Ich dachte daran, daß Fetulla Hatems erstauntes Gesicht, das ich mir lebhaft vorstellen konnte, mit diesen zischenden Lauten etwas zu tun haben müsse.

»Wer ist Muhtar?«

»Er lebte in der Straße, in der auch *Settar* Masum wohnte.«

Wieder wurde es still, dann erwiderte Fetulla Hatem mit seiner würgenden Stimme, wobei er jede einzelne Silbe betonte: »Alekber, ich bin für dich kein Glas Wasser, das du in einem Zug austrinken kannst.«

»Ich weiß«, sagte ich.

Dann legte er auf. Erst jetzt nahm Esmer die Hand vom Mund. »Was hast du getan!«

Selbst meine Frau fürchtete sich also vor Fetulla Hatem.

Nach der Verwaisung unserer Straße, des Hofes, nach der Vereinsamung unseres Gartens, nachdem vor dem Hof keine Polutorkas und kein Autobus mehr standen, zu der Zeit, als Ibadulla, weil kein Mann mehr da war, sich als Mann aufspielte in unserem Hof, an einem bedrückenden, freudlosen, schwülen Sommerabend hatten Hanim Halas Worte große Wirkung auf mich. Warum nur? Wahrscheinlich deshalb, weil sie noch nie zuvor in ihrem Leben (auch nicht, nachdem ihre große Hand so leicht geworden war!) wie andere Frauen des Viertels die bedrückende Last ihres Herzens vor anderen ausgeschüttet hatte, niemanden durch das Beklagen ihres Schmerzes und ihrer Not zum Weinen gebracht hatte. Manchmal sprach meine Mutter gegenüber anderen Frauen

von Hanim Hala: »Sie sollte wenigstens etwas weinen und sich das Herz erleichtern. Aber sie redet nicht. Die Sorge um ihre sechs Söhne hat sie in ihrem Herzen eingeschlossen. Kann das ein Menschenherz aushalten?« An jenem bedrückenden, schwülen Sommerabend jedenfalls richtete Hanim Hala ihre Augen, die unter den dichten Brauen hervorsahen, in die Augen meiner Mutter, dann sagte sie, wobei sie ihre schmalen Lippen kaum bewegte: »Sona, da die Kinder fort sind, da die Kinder in diesem Leben und Sterben sind, fühle ich mich schuldig, daß ich hier ohne Cefer, Adil, Abdülali, Koca, Cebayil und ohne Aġarahim solche bequeme Tage verlebe.«

Meine Mutter antwortete: »Betrüb dich nicht, mit Allahs Hilfe werden alle gesund zurückkehren! Verflucht sollen die Vorfahren und Verwandten Hitlers sein! Der Thron dieses Hundesohnes soll ihm zum Grab werden, sein Sattel soll sich mit Blut füllen, dieser Zuhälter hat Unglück über uns gebracht!« Hanim Hala betrachtete eine Zeitlang stumm meine Mutter. Dann stieg sie über die Holzterapie in ihre Wohnung, und ich verstand plötzlich, daß meine Mutter Hanim Hala nicht verstanden hatte. Meine Mutter liebte Hanim Hala sehr. Daß sie mit ihrem Kummer allein bleiben wollte, bedrückte sie jedoch.

Ich ging hinaus auf den Hof, zu der Stelle, wo der Stumpf des Maulbeerbaums stand, den Ibadulla gefällt hatte. Vor dem Krieg, in den schönen Zeiten des Maulbeerbaums, saß ich oft auf dem viereckigen Stein, den ich zusammen mit den anderen Kindern hergebracht hatte und der jetzt vom Regen noch feucht war. Ich konnte mich selbst nicht mehr ausstehen. Noch nie hatte ich ein solches Gefühl erlebt. Der kleine Alekber schämte sich vor sich selbst, weil sein Vater im Krieg kämpfte, zusammen mit allen Männern des Viertels, und er *bequem* lebte. Mein Herz wurde von Trauer und Kummer umfangen. Doch in Wirklichkeit lag in dieser Trauer und diesem Kummer auch eine *Bequemlichkeit*. Ja, ich sah sogar in

der Verwaisung und der Vereinsamung unserer Straße, unseres Hofes und unseres Gartens eine *Bequemlichkeit*.

An diesem Sommerabend, an dem ich auf dem viereckigen, feuchten Stein saß, kamen mir Hanim Halas schwarze Augen, die unter ihren dichten Brauen hervorsahen, in den Sinn, und ich sah darin nicht mehr die frühere Strenge. Es war mir, als habe diese Strenge nicht der Hunger, die Einsamkeit und die Sorgen fortgenommen, sondern als habe die *Bequemlichkeit* sie verschlungen.

An das Fehlen des Maulbeerbaums, den Ibadulla letztes Jahr mit seiner grobzahnigen Säge gefällt hatte, gewöhnten wir uns. Wir versammelten uns auch nicht mehr dort am Abend, um Balakerims Flötenspiel zu hören, lauschten nicht mehr den Geschichten vom weißen Kamel. Um den Baumstumpf, der von dem schönen Maulbeerbaum übrigblieb, war innerhalb eines Jahres Gras gewachsen. Es schien, als sei dieser Platz nun ein Symbol der Einsamkeit und Verwaisung des Viertels geworden. Nur die gelbe Katze spazierte hier umher. Als sie gestorben war, betrat kein Fuß mehr diese Erde.

Ich saß auf dem Stein und betrachtete den Stumpf, der von dem Maulbeerbaum übriggeblieben war. Plötzlich erwachte ich aus meinen Träumereien. An der zur Hofmauer gelegenen Seite des Stumpfes entdeckte ich Pilze. Wenn mein Vater von einer Reise zurückkam und den gefüllten Weidenkorb mit dem Waggongeruch mitbrachte, fand ich manchmal auch Pilze darin, die er auf russischen Bahnhöfen gekauft hatte. Meine Mutter briet sie mit Zwiebeln in Öl und schlug ein Ei darüber. Diese Pilzomelettes mochte ich sehr.

Ich trug ein grünes Hemd. Genauer gesagt, es war einmal grün gewesen, denn durch das viele Stopfen und Flickern war die ursprüngliche Beschaffenheit dieses zerlumpten Kleidungsstücks nur noch zu erahnen.

Alle trübsinnigen Gedanken waren plötzlich verflogen. Ich sammelte die kleinen Pilze von dem Baumstumpf ab und

füllte sie in mein Hemd, das ich zu diesem Zweck ausgezogen hatte.

Mein Onkel hatte vor ungefähr einem Jahr von irgendwoher eine Flasche Sonnenblumenöl mitgebracht. Diese Flasche hütete meine Mutter wie ihr Augenlicht. An jenem Abend holte sie ihren Schatz hervor. Sogar den Weidenkorb, der meinen Vater auf seinen Reisen begleitet hatte, brachte sie an und begann zu weinen. »Allah soll das Haus des Schuldigen zerstören!« sagte sie und goß ein wenig von dem Öl in die Pfanne. Die gebratenen Pilze teilte sie in zwei Portionen, reichte mir einen Teller. »Bring das der Frau, Alekber! Sag, daß du die Pilze selbst gesammelt hast. Sag, daß wir schon genug davon gegessen haben.«

Ich nahm den heißen Teller, von dem ein verführerischer Duft ausging, und brachte ihn Hanim Hala. Sie saß mit verschränkten Beinen auf dem hölzernen Bettgestell, schaute mich an und schwieg. Dann zog sich ein Lächeln über ihr Gesicht, in dem ich etwas Gläsernes entdeckte, so, als könne es in tausend Stücke zerspringen.

Ich stand immer noch auf dem verglasten Balkon und wußte nicht, wie ich mich verhalten sollte. Ich wollte noch nicht gehen, wollte zusehen, wie Hanim Hala die gebratenen Pilze in meiner Gegenwart aß. Womöglich wartete ich auch auf ein Lob, daß ich so unerwartet Pilze gefunden hatte. Dann erhob sie sich langsam vom Bettgestell. »Erinnerst du dich, Alekber, du hattest uns einmal Anzali-Fisch mitgebracht.«

Ich nickte. Ich erinnerte mich tatsächlich. Damals hatte ich Hanim Hala zum ersten und letzten Mal weinen gesehen. Dann betrachtete ich das Bild Abuzers, das an der Wand hing, und auch Koca kam mir in den Sinn, der seinem Bruder ähnlich sah. Plötzlich war mir, als hörte ich Balakerim Flöte spielen, und erinnerte mich an Adile. Hanim Hala weinte – sicherlich nicht nur wegen Abuzer, sondern auch wegen Adile. Ich hatte das Gefühl, als sei unser gesamtes

Viertel zu einer Reise der Einsamkeit und Verwaisung aufgebrochen. Ich wollte gehen, wollte der Bilder Herr werden, die ich nicht begriff und die mich peinigten. Da sagte Hanim Hala plötzlich, während sie den Teller betrachtete: »Alekber, vielleicht sollten wir dies Aliabbas Kîşi bringen.«

»Aliabbas Kîşi ist doch schon lange fortgezogen ins Dorf«, erwiderte ich.

»Tatsächlich«, antwortete sie. »Ach ja, du hast ja recht.« Mir schien, daß ihre Augen, die unter den dichten Brauen hervorsahen, wie Emine Halas Augen schwächer geworden waren. Da packte mich eine furchtbare Angst, daß sie den Verstand verlieren könnte.

Unerwartet wechselte sie das Thema: »Mach dir keine Sorgen, Alekber, sie werden zurückkommen, alle sechs. Ich kenne sie doch. Sie werden alle sechs kommen, ihnen wird nichts passieren, Alekber. Mach dir keine Sorgen. Dich werden sie noch oft mit dem Wagen spazierenfahren, Alekber. Auch Cefer wird dich spazierenfahren, und Adil, Abdülali, Cebrayil, Alekber.«

Während sie so zu mir sprach, standen mir die Haare zu Berge. Mir war, als sehe ich Hanim Hala nicht. Ihre Augen, die in meine Richtung blickten, schienen irgendeinen Punkt in weiter Ferne zu fixieren. »Sorge dich nicht, Alekber, es wird keinem etwas geschehen, alle sechs werden zurückkehren. Ich kenne sie doch, Alekber.«

Mit zitternden Beinen stieg ich die Holztreppe hinab. Womöglich hatte Hanim Hala mein Gehen noch gar nicht bemerkt, erzählte mir noch immer von ihren Söhnen. Kurze Zeit später verließ sie ihre Wohnung mit einem kleinen Päckchen in der Hand, in dem sich wohl die gebratenen Pilze befanden.

Wenn ich nachts die Augen schloß, hörte ich Balakerims Flöte, die zugleich fern und sehr nah klang. Dann hörte ich auch seine Stimme:

*Das Hamam ist im Hamam,
Das Sieb ist im Stroh.
Das Kamel spielt Friseur,
Mitten im alten Hamam.*

37

Die Frau lief schon seit drei Tagen und Nächten mit einem Kind im Bauch und einem Kind an der Hand vor dem Hunger davon. Der Karawanenweg verlor sich in der Ferne, ohne jemals eine menschliche Behausung zu erreichen. Gestern Abend hatte sie dem Kind ihr letztes Stückchen Brot gegeben.

Ein ganz kleines Stückchen hatte sie selbst gegessen, damit das Kind in ihrem Bauch auch etwas bekäme.

Nach kurzer Zeit hatte sie der Hunger wieder eingeholt und quälte sie.

Hunger brach in der Stadt aus. Wer fliehen konnte, der floh, wer blieb, der zerbrach am Hunger. Der Mann dieser Frau, deren große Augen eingefallen waren und vor Hunger glänzten und deren weiße Haut schlaff von den Knochen hing, hatte alles seinen Kindern gegeben und war gestorben. Dann nahm ihm der Hungertod alle drei Söhne. Jetzt blieb ihr noch ein Kind im Arm und eines im Bauch. Gestern hatte sie das Stück Gerstenbrot, das sie vor drei Tagen gegen Haus und Hof eingetauscht hatte, an sich genommen und die hungernde Stadt verlassen. Nun lief sie barfuß diesen Karawanenweg entlang.

Der Karawanenweg war früher voller Reisender gewesen, Tag und Nacht zogen Karawanen vorbei.

Jetzt war alles verlassen, weil man in der hungernden Stadt alle Pferde und Kamele geschlachtet und aufgegessen hatte. In diese hungernde Stadt kamen auch keine Karawanen mehr,

212

weil die Leute die Kamele sofort getötet und gegessen hätten. Der Karawanenweg führte durch eine öde, graue Ebene, wo es nichts gab außer strohtrockenen Alhagi-Sträuchern.

Die Sonne war aufgegangen, und es wurde immer heißer. Doch die Frau und das Kind spürten vor Hunger nicht einmal die Wärme. Auf dem weiten Weg gab die Frau dem Kind die Brust. Das Kind saugte mit letzter Kraft. Noch vor ein paar Tagen war wenigstens etwas Blut aus diesen Brüsten gekommen.

Auch das Kind im Bauch der Frau hungerte. Die Frau nahm seine strampelnden Bewegungen deutlich wahr, spürte, wie es litt. Sie rieb mit der Hand ihren Bauch, um das Ungeborene zu beruhigen, rieb vorsichtig, damit sie das Kind mit ihrer knöchigen Hand nicht verletzte. Das Neugeborene, das diese schwarze Welt noch nicht kannte, sah zu dem Kind an der Hand der Mutter: Wenn ich sterben sollte, dann für dich. Stirb du nicht, ich bin verloren... Was habe ich denn getan, daß so etwas mir passiert?

*Ach Kopf, mein Kopf,
deine blutigen Tränen schütt ich aus.
Wo soll ich nur hin mit dir?
Mein unglücklicher Kopf?*

Hoffnung gab es nur auf diesem Karawanenweg. Er mußte sie irgendwohin bringen. Dort mußten Menschen leben, die ihnen ein Stück Brot geben würden.

Die Frau sammelte all ihre Kraft und schleppte sich vorwärts. Jede Faser ihres geschundenen Körpers schmerzte.

*Teuerster, ich fiel in die Sonne,
vom Schatten fiel ich in die Sonne,
dein Haus soll einstürzen, Schicksal,
jetzt bin ich da, wo du mich haben wolltest.*

Am Wegesrand stand ein Schwarzdornbusch. Die Frau überlegte, ob sie die Wurzel des Strauchs ausgraben sollte, doch

213

fürchtete sie, vor Schwäche nicht mehr weiterzukönnen, wenn sie stehenbliebe. Ihre Füße blieben jedoch von alleine stehen. Sie legte das Kind behutsam zu Boden. Sofort begannen ihre Hände von allein zu graben. Gierig steckte sie sich ein Stück Wurzel in den Mund. Die Bitterkeit der Wurzel spürte sie nicht, doch ihre Zähne konnten sie nicht zerkleinern. Wie sie sich auch anstrengte, es gelang nicht. Sie spuckte aus und wußte schon nicht mehr, wie sie aufgestanden war, das Kind in ihren Arm genommen und sich wieder auf den Weg gemacht hatte.

Der Himmel war strahlend blau. Mit Mühe waren in weiter Ferne grüne Berge zu erkennen. Dort gab es kristallklare Quellen und die verschiedensten Früchte.

*Berge, was seid ihr für Berge?
Du weinstest, wenn du mich siehst.
An meiner Brust ist kein Platz,
wo willst du mich marken?*

Die grünen Berge, die in der Ferne zu sehen waren, schienen der Frau etwas Kraft gegeben zu haben. Mit etwas entschlosseneren Schritten ging sie darauf zu.

*Teuerste, wacht auf, Berge,
färbt euch mit Blut.
Diese Seite ist dunkel,
wie ist die andere Seite?*

Doch etwas später begann sich der Himmel zu bedecken. Die grünen Berge in der Ferne verschwanden, und die Frau verstand, daß es nun dem Ende zugeht, verstand, daß Allah sie, das Kind auf ihrem Arm und das Kind in ihrem Bauch verflucht hatte. Auch wenn plötzlich jemand erschienen wäre, um ihr zu helfen, was hätte er schon für eine Verfluchte tun können?

Etwas weiter stand ein Baum am Wegesrand, den sie als Olivenbaum erkannte. Wieder lebte Hoffnung in ihrem

Herzen auf. Kraftlos schlurfte sie darauf zu, legte das Kind zu Boden und suchte den Boden nach heruntergefallenen Früchten ab. Nicht eine Olive fand sie. Die Frau wollte ihr Kind wieder aufheben und weitergehen, aber sie fand nicht mehr die Kraft dazu. Mit dem Oberkörper lehnte sie sich an den Stamm. Ihr war bewußt, daß sie von hier niemals wieder aufstehen würde, daß sie niemals wieder dieses Kind in den Arm nehmen könnte. Völlig kraftlos begann sie wimmernd zu weinen. Auch das Kind schien wieder zu sich gekommen zu sein und weinte ebenfalls.

So verging einige Zeit.

Auf der ganzen Welt gab es nichts außer diesem bedeckten Himmel, dem weit ausgestreckten Weg und dieser Frau mit dem Kind in ihrem Bauch, dem Kind auf der Erde. Die Frau, die wie ein Hund wimmerte, und das am Boden liegende weinende Kind umgab plötzlich tiefe Dunkelheit. Die Frau spürte, daß diese Dunkelheit ewig sein würde.

So verging einige Zeit.

Das wimmernde Weinen der Frau und das Weinen des Kindes am Boden schien das Kind in ihrem Schoß zu beruhigen. Es schlug und trat nicht mehr. Die Dunkelheit begann auch das Ungeborene mit sich zu nehmen. Da hörte die Frau außer ihrem Weinen und dem Weinen des Kindes ein anderes Weinen. Ein letztes Mal sammelte sie alle Kräfte, ließ die Dunkelheit hinter sich und öffnete die Augen.

Der weichherzige Mensch kniete unter dem alten Olivenbaum und setzte sich der Frau gegenüber, betrachtete sie, das Kind auf der Erde, betrachtete den geschwollenen Bauch der Frau, betrachtete, wie sie mit allerletzter Kraft weinten, und auch er selbst weinte über solches Elend vor seinen Augen von ganzem Herzen.

Das weiße Kamel stand am Wegesrand und betrachtete, mit den Kiefern malmend, die Frau, den Bauch der Frau, das Kind auf der Erde, den weichherzigen Menschen und den alten Olivenbaum.

Die Frau erkannte den weichherzigen Menschen sofort, als sie ihn sah. Allah hatte sich noch nicht ganz von ihnen abgewandt, sondern hatte ihnen den weichherzigen Menschen gesandt.

Der weichherzige Mensch hielt ein kleines Päckchen in der Hand. Die Frau wußte sofort, daß in diesem Päckchen Brot war.

Der weichherzige Mensch war ein Reisender auf dem Karawanenweg, und als er die Frau unter dem Olivenbaum weinen gesehen hatte, hielt er das weiße Kamel an, ließ es in die Knie gehen, sprang herab und näherte sich der Frau. Er sah das Kind, das auf dem Boden vor Hunger weinte, betrachtete den angeschwollenen Bauch der Frau, fiel auf die Knie und weinte leise über die Lage dieser Unglücklichen. Die Frau weinte jetzt nicht mehr. Das Kind der Frau auf der Erde, schien gespürt zu haben, daß ihm seine Mutter etwas zu essen geben würde, und war ebenfalls verstummt. Der weichherzige Mensch jedoch konnte nicht aufhören, kniete auf der Erde und weinte schluchzend.

Die Frau sah auf das Päckchen in der Hand des weichherzigen Menschen.

Der weichherzige Mensch beruhigte sich schließlich mit Mühe, stand auf und wollte weiterziehen. Erschrocken flüsterte die Frau: »Wohin, Kardaş?«

Während sich der weichherzige Mensch seine vom Weinen geröteten Augen wischte, sagte er: »Mein Weg ist weit, Bacı. Ob ich mein Ziel erreiche oder nicht, das weiß allein Allah.«

»Gib uns ein Stück Brot.«

Der weichherzige Mensch sah das Päckchen an, das er in der Hand hielt. »Das ist meine Verpflegung. Deine Lage tut mir sehr leid. So lange du willst, sitze ich hier und beweine dein Schicksal. Doch dies ist meine Verpflegung, die kann ich dir nicht geben.«

Nachdem er dies gesprochen hatte, konnte er die Tränen

nicht mehr zurückhalten und begann schluchzend zu weinen. Die Frau weinte nicht mehr, zeigte mit ihrem knöchigen Finger zu dem Kind auf der Erde. »Auch darauf verzichte ich.« Dann legte sie ihre Hände auf den Bauch. »Damit wenigstens dieses nicht sterben soll, gib mir einen Bissen Brot.«

Die Augen des weichherzigen Menschen waren grünbraun, und mit diesen klaren grünbraunen Augen betrachtete er schweigend die Frau.

Die Frau sah zum weißen Kamel, sah die großen schwarzen Augen des weißen Kamels. Darin las sie Dinge, die schlimmer waren als der Hunger. Ihr brach das Herz.

Die großen schwarzen Augen des weißen Kamels sagten: Nein, du willst den Bissen Brot nicht für das Kind in deinem Bauch. Für dich allein willst du ihn. Gaukle dir nichts vor mit dem Kind in deinem Bauch. Diesen Bissen Brot willst du haben, um dich selbst vor dem Tod zu retten.

Da versteckte die Frau ihre Augen vor dem Blick des weißen Kamels.

Schluchzend und weinend bestieg der weichherzige Mensch das weiße Kamel, das sich mit gemächlichen Schritten auf dem Karawanenweg entfernte.

Völlige Stille senkte sich herab.

Unter dem alten Olivenbaum schien noch etwas von den Blicken der großen schwarzen Augen des weißen Kamels zurückgeblieben zu sein, und dieses Etwas schien in der Stille zu flüstern: Ich mische mich nicht in eure Angelegenheiten ein, ihr Menschen... Die Worte der großen schwarzen Augen des weißen Kamels hatten sich völlig schwerelos und durchsichtig, wie ein unsichtbarer Dampf, auf jenem Karawanenweg, auf jenem alten Olivenbaum niedergelassen und verzogen sich eine ganze Weile nicht von diesem Ort.

Es waren drei bis vier Monate vergangen, seit mein Vater in den Krieg gezogen war, und es schien mir, daß unter dieser Trennung nicht nur meine Mutter und ich litten, sondern auch Teegläser und Untertassen in den Regalen, das Bett, der Tisch, unsere Truhe, die Holzhocker, das Gartenfenster und die Tür, kurz alle Gerätschaften unseres Hauses. Mein Vater lebte nun in einer eigenen Welt. Vielleicht war er aufgrund seiner Natur und seines Schicksals ein Fremder in unserer Straße geblieben. Doch schien mir, daß auch unsere Straße unter der Trennung von meinem Vater litt. Während des Krieges, als mein Vater nicht bei uns war, war er näher und teurer für unser Viertel geworden.

An einem Herbsttag während des Krieges, die Blätter der beiden Maulbeerbäume waren bereits gelb geworden und fielen zu Boden, hielten drei schwarze Emadins vor Muhtars Haus. Ceferkulu und ich preßten uns vor Angst an das Tor des Sari Hamam und starrten auf diese unerwarteten Gäste des Viertels.

Den ersten Emadin kannten wir, es war der von Muhtar. Muhtar stieg eilig aus und öffnete die Türen des zweiten und dritten Wagens. Aus dem zweiten Wagen stieg ein Mann mit langen, sorgfältig gekämmten schwarzen Haaren. Mir war, als habe ich diesen Mann im grauen Anzug, der jetzt freundlich lächelte, schon oft gesehen. Doch ich konnte nicht herausfinden, wer er war. Aus dem dritten Wagen stieg ebenfalls ein Mann aus. Muhtar sagte: »Seien Sie willkommen, kommen Sie, treten Sie ein.«

So breit lächelnd hatte ich Muhtar in meinem ganzen Leben noch nicht gesehen, und auch sonst hätte ich mir gar nicht vorstellen können, daß Muhtar gastfreundlich sein konnte.

Der Mann im grauen Anzug sah die Straße hinauf und hinab, und mit einem noch breiteren Lächeln (in seinem Lächeln lag ein schwer wahrzunehmender Spott – er schien über die ganze Welt zu spotten) sagte er zu Muhtar: »Freund Muhtar, hier ist es ja ausgesprochen exotisch!« und lachte.

Natürlich kannte ich die Bedeutung des Wortes exotisch nicht. Doch von diesem Zeitpunkt an behielt ich das Wort im Gedächtnis. Ich vermutete, daß es irgendeine negative Bedeutung habe, und bis heute hege ich diesem Begriff gegenüber eine tiefsitzende Abneigung. Das Lachen des Mannes hatte einen ausgesprochen negativen Eindruck auf mich gemacht. Ich spürte, daß es verlogen und künstlich war. So hatte ich in unserem Viertel noch nie jemanden lachen gehört. Als die drei in Muhtars Haus verschwanden, flüsterte Ceferkulu: »Hast du ihn erkannt? Das ist der, der Settar Masum verkauft hat! Siehst du, wie er lacht?«

Jetzt erkannte ich ihn auch. Natürlich, das war Fetulla Hatem. In der Zeitung hatte ich schon oft sein Bild gesehen, und auch in unserem neuen Schullesebuch war er abgebildet. Ich sah im Geiste, wie meine Mutter mit seinen Bildern den Ölofen in unserer Küche reinigte, bis sie in Fetzen zu Boden fielen.

In den drei Emadins saßen Chauffeure, die bereits alt und grau waren, weil die jüngeren Männer alle im Krieg kämpften, wie die Söhne Hanim Halas. Fetulla Hatem war auch noch nicht alt, er war in etwa der Jahrgang meines Vaters. Doch während wir unter der Trennung von meinem Vater litten, kam Fetulla Hatem hierher und spottete über unser Viertel. Nun war er zu Gast bei Muhtar. Wahrscheinlich aßen und tranken sie gut und amüsierten sich. Fetulla Hatem würde bald aus Muhtars Haus kommen und in dem schwarzen Wagen nach Hause fahren. Doch mein Vater blieb vielleicht für immer fort.

Settar Masum liebte Sabir sehr. Aber nachdem Fetulla Hatem Settar Masum verleumdet und ins Gefängnis gebracht

hatte, war in unseren neuen Schulbüchern nach dem Bild von Sabir das Porträt Fetulla Hatems zu sehen. Ein Stück Gram steckte mir wie ein Kloß im Halse (plötzlich dachte ich, daß die Menschenknochen auf Kocas Schreibtisch vielleicht die Knochen von Settar Masum sein könnten). Eine solche Ungerechtigkeit füllte mein Herz mit einer bis dahin nicht gekannten, erschreckenden Wut und Feindseligkeit. Der Schmerz würgte mich, und mir war, als litten die Rosen auf Kübra Halas Balkon auch einen solchen Schmerz. Wie in Trance hob ich einen großen Stein vom Boden auf und schleuderte ihn gegen den verglasten Balkon.

Eine der großen Scheiben fiel klirrend auf die Straße. Meine Tat schreckte das gesamte Viertel auf.

In diesem kurzen Aufschrecken des Viertels nahm ich auch den Stolz auf mich wahr. Ich hatte Rache geübt an Muhtars verglastem Balkon, an den Leuten, die in seinem Haus saßen, für die Demütigung, die unserem Viertel zugefügt worden war.

Muhtars Chauffeur schrie auf russisch: »Was hast du getan, du Schuft?« und öffnete die Wagentür. Doch binnen eines Lidschlags waren Ceferkulu und ich um die Ecke verschwunden und hatten das Viertel verlassen.

Natürlich bekamen Muhtar und seine Gäste es mit der Angst zu tun und wurden wütend. Doch die Rosen auf Kübra Halas Balkon lächelten uns wahrscheinlich durch das zerbrochene Fenster hinterher...

Erst nachts kehrte ich nach Hause zurück.

Es mußte wohl vor etwa zwei Jahren gewesen sein. Seit mehreren Tagen regnete es in Strömen, und der Wind stürmte. An einem dieser regnerischen Tage im Mai wurde es mir zu Hause langweilig. Ich zog meinen Mantel an, setzte die Mütze auf, trat auf die Straße und ging zum Boulevard an der Küste.

Der Regen hatte inzwischen nachgelassen, doch alles war noch naß. Ungeachtet der heftigen Windböen ging ich weiter.

Ich erinnere mich noch gut, es war ein Sonntag. Die Straßen Bakus waren wie leergefegt. Während das Regenwasser gurgelnd aus Regenrinnen floß und schäumend die Rinnsteine entlangströmte, die Bäume und Sträucher, die gerade erst ausgetrieben hatten, in dieser Herbstkälte zu frösteln schienen, während vereinzelt Tropfen auf meine Hände und mein Gesicht fielen, war es mir, als habe die gesamte Bevölkerung Baku verlassen.

Auf dem Boulevard wehte der Wind noch heftiger. Auch hier war ich alleine. Der Strand und der vom Regen glänzende Asphaltstreifen lagen verlassen da.

Ein Schwarm Möwen segelte im Sturm. Die Vögel stürzten immer wieder auf die Wellen hinab. Ich bedauerte, nichts bei mir zu haben, was ich ihnen hätte geben können. Aus einem spontanen Impuls heraus wollte ich sogar den Boulevard verlassen, um für die Möwen Sardellen zu kaufen. Doch dann wunderte ich mich über mich selbst, daß ich einem derart naiven Kinderwunsch nachgeben wollte, der doch nicht zu einem erwachsenen Mann paßte. Die kleinen Fischchen hätten die hungrigen Vögel wohl kaum satt machen können.

Das Meer hatte hohen Seegang. Die schneeweißen

Schaumkronen auf den Wellen paßten jedoch nicht so recht zu dem Grau dieses windig-regnerischen Maientages.

Ich wechselte die Straßenseite, um im Schutz der Bäume weiterzugehen. Bei jedem Schritt schlug mir der Wind jedoch Wasser ins Gesicht, das von den Blättern tropfte.

Während ich den Boulevard entlangging, betrachtete ich mich selbst aus den Augenwinkeln: In der Tatsache, daß ein Schriftsteller an einem regnerischen Tag spazierenging, lag natürlich etwas Romantisches, und diese vom Rand der Selbstbeobachtung aus erkennbare Romantik brachte mich tatsächlich zum Lachen.

An jenem Maientag, während meines Spaziergangs auf dem Boulevard, war mir, als existiere außer dem Heulen des Windes, dem Brüllen des Meeres und dem verwehten Möwengekreische kein einziger Laut mehr auf der Welt und als hätte es nie andere Laute gegeben.

Als ich an dem alten Sommerkinotheater vorbeiging, vernahm ich einen Laut, der mit diesem Gefühl verwandt schien. Es war ein stumpfes Geräusch.

Ich blieb stehen und sah in die Richtung, aus der es kam: Drei alte Männer hatten auf dem leeren Platz vor dem Kinotheater eine Bank aufgestellt und saßen dort dicht aneinandergedrückt. Der Mann in der Mitte hatte sich eine Holztafel auf die Knie gelegt. Die drei spielten Domino, wobei sie mit ihren Körpern den Wind abhielten. Einen dieser alten Männer erkannte ich sofort, auch wenn ich ihn vierzig Jahre lang nicht gesehen hatte.

Wegen der Nässe des Brettes klangen die Dominosteine, die von den drei Spielern mit heftigen Bewegungen aufgesetzt wurden, sehr matt. In ihrem matten Klang lag etwas von der Herbststimmung, die mich ergriffen hatte. Wenn dieser Ton eine Farbe gehabt hätte, dann wäre es sicherlich die Farbe des herabfallenden Laubes gewesen.

Einer der Dominospieler war Muhtar.

Ich stand eine Weile da und betrachtete die Szene.

In den vergangenen vierzig Jahren hatte sich Muhtar wenig verändert. Und doch bestand zwischen dem Muhtar vor vierzig Jahren und dem, der an diesem windig-regnerischen Tag auf dem Boulevard saß und mit den nach fallendem Herbstlaub klingenden Dominosteinen spielte, ein deutlich erkennbarer Unterschied. Da war nicht alleine der Altersunterschied. Vielleicht war für diese Verwandlung der Umstand von Bedeutung, daß er nicht mehr eine schwarze Lederjacke, die lederne Mütze und die langen glänzenden Stiefel trug, daß er nun wie ein gewöhnlicher Mensch gekleidet war.

Die Saison des Sommerkinotheaters hatte noch nicht begonnen, die Türen waren geschlossen, die Wände naß. Das kleine Fenster des Kassenschalters war mit einem Gitter gesichert.

Seltsam, es schien, als sei durch die drei alten Männer, die dort eng aneinandergeschmiegt Domino spielten, jenes Kinotheater noch leerer und verlassen geworden.

Als ich die drei beobachtete, breitete sich plötzlich ein mir sehr vertrauter Geruch nach heißen Piroggen aus. Kübra Halas Rosenstöcke auf ihrem Balkon kamen mir in den Sinn.

Die Rosen waren natürlich längst vertrocknet und zu Staub geworden.

Auch die drei hatten offensichtlich keine Lust gehabt, zu Hause zu sitzen, saßen nun auf dem gottverlassenen Platz an dem Kinotheater und spielten Domino.

Das Herbstgelb in dem Geräusch der Dominosteine erkannte nur ich, und nur vor meinen Augen verwandelte es sich in ein Herbstblatt. Die drei alten Männer konnten dies nicht erkennen.

Daß Muhtar an jenem regnerischen Tag wie ich nicht zu Hause sitzen wollte und hierhergekommen war, schien uns etwas nähergebracht zu haben.

Als ich ein Kind war, sagte Balakerim einmal zu mir, alle Menschen auf der Welt seien miteinander verwandt, weil alle

Menschen auf der Erde Nachkommen von Adam und Eva seien. Damals waren mir diese Worte wie die allergrößte Erkenntnis erschienen.

Ich lächelte, denn an jenem unwirtlichen Maientag erschien es mir, daß ich wirklich mit Muhtar verwandt sei.

In der Nacht jenes regnerischen Tages hatten sich die Wolken verzogen. Am Himmel funkelten die Sterne, und der Mond war aufgegangen. In dieser mondhellen Sternennacht hatte ich einen merkwürdigen Traum.

Ich befand mich in einem Treppenhaus, das nach unten in die Erde führte.

Ich stieg diese Treppe schnell hinab.

Dann betrat ich ein Gebäude und begriff, daß es Muhtars Haus war.

Muhtar trug weiße Unterwäsche und hielt eine mit Wasser gefüllte Karaffe in der Hand.

Das Weiß seiner Unterwäsche erinnerte an ein Totenhemd.

Er ergriff meine Hand: »Komm, komm her!« sagte er und stieg mit mir noch tiefer die Treppe hinab. Beim Gehen schwappte Wasser aus Muhtars Karaffe, wodurch sich auf dem Boden kleine Pfützen bildeten.

Wir blieben schließlich vor einer Holztüre stehen, von der ich zunächst annahm, daß sie ein Sargdeckel sei. Muhtar tauchte seine Hand bis zum Ellenbogen in die Karaffe, zog einen Schlüsselbund aus dem Wasser und öffnete das große Vorhängeschloß an der Tür (dieses Schloß kam mir sehr bekannt vor, ich schrak sogar zusammen). Dann sah ich Aliabbas Kişi und Ziba Hala, die blaß, beinahe durchsichtig aussahen. Wir traten durch die Tür ein.

Muhtars Hemdsärmel war bis zum Ellenbogen naß geworden, ebenso der Rand seiner weißen Unterhose. Die nassen Stellen klebten auf der Haut.

Muhtar sagte: »Da, das sind sie! Ich habe sie alle aufgehoben!«

Auf dem Boden des Kellers standen tönernerne Blumentöpfe, in denen Rosen wuchsen. Es waren Kübra Halas Rosen, doch sie waren aus Papier.

Muhtar schöpfte mit seinen Händen Wasser aus der Karaffe und benetzte die Papierrosen in den tönernen Blumentöpfen.

Dann spürte ich, daß ich aus dem Traum erwachen würde, und wirklich, ich erwachte. Es war Mitternacht. Wieder schloß ich die Augen und wälzte mich hin und her. Ich wollte weiterträumen, um zu sehen, ob sich diese Papierrosen in echte Rosen verwandeln würden.

An einem heißen und trockenen Herbsttag des Jahres 1944 ging Hanim Hala mit entschlossenen Schritten die Straße entlang. Plötzlich blieb sie vor dem dreistöckigen Haus stehen, hob den Kopf und blickte zum Fenster des Mützenmachers Abülfet. Dann rief sie seine Frau Fatma, und als diese am Fenster erschien, sagte sie: »Sag Adile, sie soll kommen und mir ins Gesicht spucken. Sie hat das Recht dazu!«

Ich saß mit Balakerim und Ceferkulu unter den beiden Maulbeerbäumen und sah, wie Hanim Halas Worte Ceferkulu beunruhigten. Ich war froh, daß außer uns niemand mitbekommen hatte, was sie gesagt hatte, denn ich machte mir ernstlich Gedanken, sie könne eines Tages verrückt werden.

Hanim Hala war inzwischen wieder nach Hause gegangen, als Balakerim zu unserem Hof blickte und sagte: »Welt! Ich sollte dich...«

Und Balakerim, der sonst nie fluchte, fluchte an diesem heißen Herbsttag sehr ausgiebig.

Vor drei Jahren war ich nach Amerika gefahren. Wenn ich noch einmal dorthin kommen sollte, werde ich Ziba Hala suchen und bestimmt auch finden.

Vielleicht ist sie aber schon lange tot. Wer weiß?

Doch habe ich das unbestimmte Gefühl, daß sie gesund ist. Ich sehe sie sogar vor mir: Sie ist alt, der Rücken gebeugt, und die Augen sind wäßrig. Ihre wäßrigen Augen sind Tag und Nacht voller Sehnsucht nach einem Viertel, das niemand kennt und sich niemand vorstellen kann.

Ihre Enkel und Urenkel sprechen Englisch und wissen nichts von der schönen Tüte für die Sonnenblumenkerne und von dem Glas.

Doch ich weiß nicht einmal den Familiennamen Ziba Halas. Wie soll ich sie denn da finden?

»Wer ist Ziba Hala?«

»Die Mutter Gavriils.«

Das ist alles. Was könnte ich denn sonst noch angeben?

»Sie lebte in einem der Viertel des fernen Baku...«

Der Krieg wollte nicht enden. Cefer, Adil, Abdülali, Koca, Cebrayil und Ağarahim waren an der Front, und Ibadulla kam beinahe jeden Tag in das Viertel, beinahe jeden Tag breitete sich das Gekreische Emine Halas im Hof aus: »Was willst du von mir, mißratener Sohn? Bist du schon wieder da? Wann holt mich Allah endlich zu sich und befreit mich aus deinen Händen, mißratener Sohn?«

Nachdem die gelbe Katze gestorben war, sah ich Ibadulla ungefähr zehn Tage lang nicht mehr. Ich erinnere mich sogar

daran, daß ich während dieser Zeit immerzu an ihn dachte und eine innere Unruhe verspürte, die ich vor mir selbst zu verbergen suchte. Doch nach zehn Tagen kam der stark nach Arak riechende »mißratene Sohn« wieder, und alles begann von vorne.

Die Frauen und Mädchen des Hofes versammelten sich nicht mehr an den Gartentoren und beugten sich auch nicht mehr aus den Fenstern. Jede hatte genug eigene Probleme.

Eines Tages, mein Vater war schon seit vielen Monaten im Krieg, es war in jenen Tagen, als meine Mutter mit sich selbst zu sprechen begann, saß ich am Gartentor und lauschte der Stille des Hofes. Ich fühlte mich völlig verlassen auf der Welt.

Plötzlich hörte ich Emine Hala kreischen. Aber auch dieses Gekreische ließ unseren Hof nicht mehr wie früher hochschrecken. Im Gegenteil erschienen mir Emine Halas Wehlaute nur als Fortsetzung der Stille und Einsamkeit. Plötzlich wurde es still. Mir war, als warteten die Mauern und Fenster des Hofes und die Gartentore auf die Fortsetzung der Mißlaute.

Als das Gartentor aufgerissen wurde und Ibadulla in den Hof trat, hörte ich Emine Hala rufen: »Verswinde, Hundesohn, verschwinde, dich bin ich los! Geh, Hundesohn, geh, und einen schwarzen Stein dir hinterher!«

So hatte ich Ibadulla in meinem ganzen Leben noch nicht gesehen. Seine hervorstehenden grünbraunen Augen glänzten vor Freude über den errungenen Sieg, und durch diesen Glanz hatte sein sonnenverbranntes schmales Gesicht, sein faltiger Hals, ja, sein gesamter magerer Leib so etwas wie Würde erhalten. In seinen Schritten lag eine nie gesehene Sicherheit. Mit herausgedrückter Brust ging er an mir vorbei. Zuerst beachtete er mich nicht. Dann blieb er plötzlich stehen, kehrte um und trat auf mich zu. Aus seiner Jackentasche holte er ein weißes Tuch hervor, das er vor meinen Augen auseinanderfaltete. Mit vor Aufregung zitternder Stim-

me erklärte er: »Na, hast du es gesehen? Endlich hat sie mir mein Gold gegeben! Hast du es gesehen?«

In dem weißen Tuch befand sich eine Handvoll Goldmünzen mit dem Abbild des bärtigen Nikolais.

»Ich geh dann! Wenn mich jemand sucht, ich bin in Woronej! Dort wird man mich finden...«

Währenddessen hörte ich seine Mutter immer noch schreien: »Geh, Hundesohn. Du sollst Blut erbrechen! Du sollst unter die Straßenbahn kommen, Hundesohn; zusammen mit der Hure, die bei dir ist!«

Mir war, als sei über unseren Hof ein Kübel mit schmutzigem Wasser ausgeschüttet worden, als habe sich Emine Hala selbst besudelt.

Ich sah Ibadulla nie wieder.

Doch einmal geschah etwas, das ich nie wieder vergessen werde.

In unserem Hof schrie jemand auf russisch und weinte.

Natürlich konnte man uns mit Wehklagen oder Weinen nicht mehr erstaunen, doch hier spürten die Leute sofort etwas Ungewöhnliches, beugten sich aus den Fenstern und versammelten sich an den Gartentoren.

Eine etwa fünfzig Jahre alte Frau in einem schwarzen Kleid und schwarzen Kopftuch stand am Tor zu Emine Halas Garten und rief auf russisch: »Wo ist Ibadulla? Er ist doch wie ein kleines Kind, er kann sich doch nicht helfen.«

Innerhalb weniger Augenblicke verbreitete sich die Nachricht, daß diese russisch sprechende Frau Ibadullas armenische Frau sei. Dies war insofern erstaunlich, als ihr ordentliches Äußeres und die Tatsache, daß sie wohl zehn bis fünfzehn Jahre älter als Ibadulla sein mußte, keineswegs zu den Vorstellungen paßte, die man sich von seiner armenischen Frau gemacht hatte. »Wo ist er? Was habt ihr mit ihm gemacht? Er geht doch verloren ohne mich. Warum versteht ihr das denn nicht? Wo kann ich ihn nur finden, sagt es mir«, rief sie und weinte hemmungslos.

Der Sommer ging vorüber, und der Herbst kam. An einem der Herbstabende, es war gerade Abend geworden, saß ich in unserem Garten. Während ich die gelben Blätter der Weide, die ein schöner Baum mit einem handgelenkdicken Stamm geworden war, betrachtete, bedrängte die Stille mein Herz. Mir war, als beobachte mich die Stille und liege auf der Lauer.

Meine Mutter hatte sich angestellt, um Brot zu kaufen. Die Kinder des Viertels waren wahrscheinlich im Hof des Sari Hamam versammelt, doch ich hatte keine Lust, zu ihnen zu laufen. In diesem Moment wollte ich nicht einmal Balakerims Flötenspiel oder seine Geschichten hören. Ich saß alleine im Garten, betrachtete den Weidenbaum mit seinen allmählich gelb werdenden Blättern. Dieser traurige Anblick verlöschenden Lebens bedrückte mein Herz noch mehr. Ich hatte mich damit abgefunden, daß die Männer und jungen Burschen unseres Viertels starben, doch mir erschien es widersinnig, daß selbst das junge Leben des Weidenbaums dem ewigen Zyklus von Werden und Vergehen unterworfen sein sollte. Dann war mir plötzlich, als betrachtete mich die Stille, die sich auf unseren Garten herabgesenkt hatte, mit den schwarzen Augen des weißen Kamels. Mir war, als läge Haß und Feindseligkeit darin. Mich ergriff große Furcht.

Dann sah ich Hanim Hala. Sie lehnte am verglasten Balkon und betrachtete mich durch die Scheibe. Das Glas war jedoch keine gewöhnliche Glasscheibe, sondern wie eine unsichtbare Trennwand zwischen Hanim Hala und unserem Garten sowie dem gesamten Viertel. In dieser Trennwand lag eine nie gekannte Eiseskälte. Einige Zeit sahen wir uns so gegenseitig an, dann winkte mich Hanim Hala zu sich, und zum ersten Mal in meinem Leben scheute ich vor ihr zurück,

tat so, als verstünde ich nicht, daß sie mich rief. Doch Hanim Hala öffnete das Fenster (die durchsichtige Trennwand mit ihrer Eiseskälte und Glätte blieb weiter bestehen) und rief mich (ihre Stimme war hinter der durchsichtigen Trennwand zu hören, und in ihr lag Atemlosigkeit und Leblosigkeit): »Komm her, Alekber!«

Ich erhob mich, senkte den Kopf und stieg die Holzstufen hinauf.

Als ich auf dem Balkon angekommen war, hielt ich den Kopf immer noch gesenkt, um Hanim Hala nicht ansehen zu müssen. Ich fürchtete mich vor der Trauer in ihren Augen, fürchtete sogar, daß sie weinen würde. Doch Hanim Hala sagte lächelnd: »Setz dich, Alekber. Ich werde dir etwas geben.« Dann verschwand sie im Zimmer und kam wenig später mit einem Bild zurück. »Schau, Alekber, erinnerst du dich an das Bild?«

Natürlich erinnerte ich mich gut an das Bild. Noch vor Kriegsbeginn hatte mich Koca zum Photographen Ali gebracht, der von uns ein Foto machte.

Photograph Ali besaß vier große Bilder, die aus mit Ölfarben bemaltem Karton bestanden. Auf dem ersten war ein Flugzeug zu sehen, in dem zwei Personen saßen. Auf dem nächsten war ein Reiter in »Çerkezka«-Tracht, mit einem Dolch am Gürtel und einer Astrachanmütze auf dem Kopf dargestellt. Das dritte Bild zeigte vier auf einer Bank zwischen Bäumen sitzende Menschen, die Bücher lasen. Sogar die Titel waren auf den Rücken zu lesen. »Liebe und Hinterlist«, »Tamilla«, »Der unglückliche Millionär oder Rizakulu Fren-gimaab« und »Çapayev«. Auf dem letzten Bild saßen drei Leute an einer lieblichen Quelle und brieten Kebab. Natürlich fehlten auf jedem dieser Bilder die Gesichter, statt dessen waren dort ovale Löcher in den Karton geschnitten, durch die man den Kopf stecken konnte.

Da es nur ein Bild für zwei Personen gab, ließen sich Koca und ich im Flugzeug fotografieren. Koca saß vorne und

lenkte das Flugzeug über die weißen Wolken. Ich saß hinten und flog direkt in den siebten Stock des Himmels.

An jenem Herbstabend saß ich schweigend Hanim Hala gegenüber. Natürlich verstand ich, daß sie mich aufheitern, mir mit dem Bild eine Freude machen wollte.

Ich erwähnte ihr gegenüber nicht, daß ich auch einen Abzug von dem Bild besaß. Ich saß Hanim Hala gegenüber und schaute mir das Foto genauer an. Da entdeckte ich plötzlich die offensichtliche Lüge darin, verspürte für einen kurzen Moment sogar den heftigen Drang, es zu zerreißen. Hanim Hala sagte lächelnd: »Schau Alekber! Dieses Bild gebe ich dir als ein Andenken. Bewahre es nur gut auf.«

Ich nickte kraftlos, ohne Hanim Hala anzuschauen. Mir mißfiel, wie sie lächelte. Ich wünschte mir vielmehr, sie hätte ihren entschlossenen Gesichtsausdruck beibehalten. Ich vermied es ängstlich, in die Richtung zu schauen, wo Kocas Schreibtisch stand, weil ich mich vor den Menschenknochen fürchtete, die ich immer noch dort vermutete. Ich schauderte bei dem Gedanken an die Nacht, wenn Hanim Hala mit diesen grauerregenden Knochen allein sein würde.

In jener Nacht konnte ich nicht einschlafen. Im Halbschlaf flog ich schließlich über die weißen Wolken. Ich hatte nicht in dieses Flugzeug steigen wollen, aber nun flog ich immer weiter und erkannte deutlich, daß das Weiß der Wolken genau die Farbe der Menschenknochen hatte.

Während dieses schier endlosen Fluges begleitete mich das Lächeln Hanim Halas. Mir war, als sei dieses Lächeln den großen schwarzen Augen des weißen Kamels entsprungen, und wir flogen, eingehüllt in die Blicke des Kamels und in Hanim Halas Lächeln. Als ich am darauffolgenden Tag von der Schule nach Hause zurückkehrte, sagte meine Mutter: »Zieh die Hose aus, ich will sie waschen.« Mein Onkel hatte uns ein Stück Seife gebracht.

Meine Mutter brachte unter dem Hahn im Garten das Gilabi zum Schäumen und wusch meine Hose. Plötzlich hielt

sie inne, richtete sich auf, blickte zu Hanim Halas Balkon und sprach zu sich selbst: »Warum sieht man diese Frau heute nicht?« Dann seufzte sie und schüttelte den Kopf. »Arme Frau. Redet und weint nicht, um sich das Herz zu erleichtern. Allah soll den Schuldigen strafen und (alle wußten, daß es nicht mehr lange dauerte bis zum Ende Hitlers, und da sagte meine Mutter oft: Allah möge den Schatten Stalins nicht von unseren Köpfen nehmen. Es dauert nicht mehr lange, bis es zu Ende ist mit diesem Zuhälter Hitler!) Azrafil soll den Schuldigen strafen, und er straft ihn schon!« Dann wandte sie sich an mich: »Alekber, sieh mal nach, was die Frau macht!«

Wie am Tag zuvor stieg ich mit hängendem Kopf die knarrende Holzterrappe hinauf zu dem Balkon. Hanim Hala saß auf dem Bettgestell, lehnte mit einer Schulter an der Wand. Sie hatte die Augen geschlossen und schlief. Ich blickte verstohlen zu dem Schreibtisch in der Ecke. Nein, die Knochen waren zum Glück nicht da.

Um Hanim Hala nicht aufzuwecken, verließ ich leise den Balkon und berichtete meiner Mutter, daß sie schlafe.

Wieder schüttelte sie den Kopf und seufzte: »Arme Frau.« Meine Mutter hängte meine Hose auf die Wäscheleine. Als sie mittags in den Garten trat, um sie abzunehmen, sah sie wieder zu Hanim Halas Balkon. »Warum zeigt sich die Frau nicht? Alekber, Alekber, Kind, geh und schau, was die Frau macht.«

Als ich hinaufging, sah ich, daß Hanim Hala immer noch schlief. Als ich meiner Mutter berichtete, daß sie noch nicht aufgewacht sei, verdüsterte sich ihre Miene. »Kann man denn so lange schlafen?« sagte sie beunruhigt und blickte zum Balkon. Meine Mutter gab mir die Hose, die sie im Arm hielt, und während sie sich die Hände am Saum ihrer Schürze abwischte, sah sie mich an. Dann stieg sie hinauf. Ich spürte mein Herz heftig klopfen. Eine mir endlos erscheinende Zeitspanne verging. Dann schrie meine Mutter plötzlich

laut auf. Ich ließ die Hose in meiner Hand zu Boden fallen, lief auf die Straße hinaus und schrie: »Hanim Hala ist gestorben!«

Außer meiner eigenen Stimme, die mir eigenartig fremd vorkam, hörte ich nichts mehr. Immer wieder rief ich, völlig außer mir: »Hanim Hala ist gestorben! Hanim Hala ist gestorben!«

An diesem Abend versammelten sich alle Leute des Viertels in unserem Hof. Keiner sprach ein Wort, und diese Stille war noch schlimmer als das Weinen und Wehklagen anlässlich der vielen vorangegangenen Todesnachrichten.

In jener Nacht saß Balakerim unter den beiden Maulbeerbäumen und schwieg auch eine Zeitlang. Dann sah er zu unserem Hof. »Das weiße Kamel hat heute nacht vor ihrer Tür geschlafen.«

Am nächsten Morgen schritt Molla Esadulla dem Trauerzug voran, der fast ausschließlich aus Frauen und Kindern bestand. Unser Viertel brachte Hanim Hala zum Friedhof. Auch der Mützenmacher Abulfet Emi und seine Frau Fatma Hala waren auf dem Friedhof, und mir war, als würde auch Adile jetzt von irgendwo aus zusehen und Hanim Halas Tod beweinen wie unser verlassenes Viertel. Nachdem Hanim Hala bestattet war und die Menge sich aufgelöst hatte, als auch meine Mutter mit den anderen Frauen weggegangen war, bewegte ich mich nicht von der Stelle. Ich wußte, daß auch Balakerim noch bleiben und Flöte spielen würde. Mir war, als könne ich nicht mehr in den Garten treten und den Blick zum verglasten Balkon heben, wenn ich nicht dem Flötenspiel lauschen würde. Nachdem alle gegangen waren, blieb Balakerim tatsächlich auf dem Friedhof. Er setzte sich in der Nähe des frischen Grabes auf einen alten Grabstein, zog die Flöte aus der Tasche seiner gelben Jacke und spielte die allertraurigste Melodie der Welt.

Balakerim machte sich tagsüber in den Häusern nützlich, in denen es keinen Mann mehr gab. Er schleppte Wasser, hackte Holz und reparierte kleine Schäden an Gerätschaften (vermutlich nannte meine Mutter ihn auch nicht mehr »Gehilfe des Teufels«). Abends jedoch spielte er unter den beiden Maulbeerbäumen die Flöte und rezitierte:

*Das Hamam ist im Hamam,
das Sieb ist im Stroh.
Das Kamel spielt Friseur,
mitten im alten Hamam.*

Balakerim wurde nicht eingezogen. Unter uns Kindern kursierte das Gerücht, daß angeblich das weiße Kamel dies nicht zuließ. Ich war zwar schon groß und verstand, weshalb Balakerim nicht in den Krieg mußte, doch hielt sich das Gerücht hartnäckig. Es verlieh ihm eine noch größere Autorität und machte seine Geschichten noch glaubwürdiger.

Unser Viertel konnte eigentlich nichts mehr in Erstaunen versetzen, doch eines Tages geschah etwas, das alle verblüffte: Şövkət heiratete Balakerim und brachte ihn bei sich im Haus unter.

Die Leute sagten, Şövkət habe Balakerim aus der Nische im Hof des Sari Hamam, die nicht viel größer als ein Vogelhaus war, herausgeholt und ihn wie ein Kind gebadet und gefüttert. Balakerim, der in seinem ganzen Leben noch nicht mit einer Frau zusammengelebt hatte, habe in jener Nacht, während er mit Dankbarkeit und Achtung Şövkət angesehen habe, schluchzend geweint. Şövkət habe seinen Kopf an ihre Brust gepreßt und ihn getröstet.

Danach saß Balakerim nie mehr unter den beiden Maulbeerbäumen oder im Hof des Sari Hamam, um Flöte zu

spielen oder Geschichten vom weißen Kamel zu erzählen. Er war nun den ganzen Tag bei Şövkət und erzählte und spielte nur noch für sie. Manchmal, wenn wir hörten, wie Balakerim im Haus spielte, setzten wir uns vor dem fest verschlossenen Fenster, dessen Vorhänge vorgezogen waren, auf den Bürgersteig und lauschten.

Einmal traf ich Balakerim auf der Straße. Zuerst erkannte ich ihn nicht, denn er trug jetzt nicht mehr seine alten Sachen. Er sah ängstlich nach allen Seiten, als schäme er sich vor unserem Viertel für die wunderliche Verwandlung, die mit ihm vorgegangen war.

Als ich ihn so sah, wünschte ich mir, daß er wieder wie der »Gehilfe des Teufels« werden sollte. Ich empfand sein Fernbleiben von der Straße wie einen Verrat, der die Verlassenheit und Verlorenheit des Viertels ins Unerträgliche steigerte.

Doch war ich weder ihm noch Şövkət wirklich böse, im Gegenteil, in einem versteckten Winkel meines Herzens freute ich mich für die beiden. Allerdings machte ich mir insgeheim auch darüber Sorgen (vielleicht war es eine geheime Hoffnung?), daß Balakerim eines Tages seine gelbe Jacke wieder anziehen und in unsere Straße und zu den beiden Maulbeerbäumen zurückkehren könnte.

Im Dezember des Jahres 1944 erhielten wir die Nachricht vom Tod meines Vaters. Mein Onkel verkaufte unser Haus und nahm meine Mutter und mich zu sich in ein anderes Stadtviertel.

Alle sechs kehrten wohl erhalten aus dem Krieg zurück. Wieder hatte ich Cefers, Adils, Abdülalis, Kocas, Cebrayils und Aġarahims ernste Gesichter vor Augen, wie sie an diesem grauen verregneten Septembertag schweigend den marmornen Grabstein betrachteten. Ihre Stärke, Festigkeit und Männlichkeit brachte Wärme und Zuversicht in mein Arbeitszimmer.

Tagelang regnete es bereits, und ich war schon viele Tage mit diesen sechs Menschen zusammen. Ich beobachtete sie und las in ihren Blicken. Ihre feierliche Haltung schien seit vielen Tagen nicht nur mein Arbeitszimmer, sondern auch mein tägliches Leben erwärmt zu haben. Mir schien, als läutere dieses Gefühl alle anderen Empfindungen.

Ich lehnte mich zurück und streckte meine Beine aus. Ich saß in einem bequemen Sessel am Fenster, hörte den Regen auf die Bodenkacheln prasseln und durch Regenrinnen gurgeln und dachte immerzu an die sechs Brüder. Sie erschienen mir nie einzeln, sondern immer zusammen.

Ich hatte Cefer, Adil, Abdülali, Koca, Cebrayil und Aġarahim vor einer Woche, an diesem grauen verregneten Tag gesehen, wie sie dem schwarzen Marmorgrabstein gegenüberstanden, und in dieser Zeit (in den verregneten Herbsttagen) war der kleine Alekber zurückgekommen oder, genauer, seine Gefühle und Gedanken.

Ich wollte noch nicht schlafen gehen, obwohl es schon spät war, wollte einfach dasitzen und dem Regen lauschen. Ich nickte ein.

Ich hätte mich dagegen wehren können, indem ich aufgestanden wäre, oder ich hätte mir einen Tee machen können. Dann hätte ich den sechs Brüdern, wie sagt man, mit klarem

Kopf gegenübergestanden (so wie in der vergangenen Woche).

Doch um Mitternacht zog mich der Schlummer wie ein Magnet zu sich heran. Ich zeigte keine Gegenwehr. Im Gegenteil, ich wollte ja einnicken, denn ich spürte: In dieser verregneten Septembernacht will dir der Schlummer etwas sagen...

Ich weiß nicht, ob dies alles ein Traum war, oder ob ich eine Erscheinung hatte.

Die Karawane bestand aus sechs weißen Kamelen. Jedes Kamel hatte einen eigenen Kameltreiber. Jeder von ihnen ging seinem Kamel voran. Ich erkannte deutlich, daß sie Cefer, Adil, Abdülali, Koca, Cebrayil und Aġarahim ähnlich sahen...

Nein, nein, diese Kameltreiber waren nicht Cefer, Adil, Abdülali, Koca, Cebrayil und Aġarahim, das wußte ich, doch sie waren ihnen sehr ähnlich.

Die Kamele trugen große Satteltaschen aus Wollstoff, doch sie erinnerten mich auch an den großen geflochtenen Korb. Ich wußte, daß von diesen Satteltaschen ein schwacher Waggengeruch ausging.

Mich selbst sah ich nicht, doch war ich irgendwo in der Nähe der Karawane.

Irgend jemand fragte (vielleicht war es kein Mensch, sondern der Karawanenweg unter der Sonne, der durch die grüne Ebene führte, oder die fernen, bewaldeten Berge mit ihren verschneiten Gipfeln): »Wohin?«

Die gesamte Karawane antwortete: »Wir ziehen in die Zukunft!«

Warum stellte ich (oder der ausgestreckte Karawanenpfad oder die bewaldeten Berge mit den verschneiten Gipfeln) diese Frage?

Ich wußte doch, wohin diese Karawane zog.

Ich wußte Bescheid, trotzdem erfreute mich die Antwort der Karawane.

Aber in Wirklichkeit freute sich das Kind im dritten Stock des Wohnhauses, das weinend vom Balkon in die Wohnung gelaufen war...

Die großen schwarzen Augen, die unter den dichten Brauen hervorsahen, hatten sie auf den Weg geschickt.

Die Vergangenheit schickte die Karawane der weißen Kamele in die Zukunft.

Şüvelan – Baku

1984

ERLÄUTERUNGEN

Abbasi	aserbaidtschanisch für zwanzig Kopeken
Ahçi	armenische Anrede für Frau
Arak	aserbaid. Bezeichnung für Wodka
Ata oder Dede	Vater oder Großvater
Azrafil	Todesengel
Bala	Junge
Baci	Schwester
Bismillah	im Namen Allahs
Bozbaş	Eintopfgericht
Düşbare	Teigtaschen mit Fleischfüllung
Emi	Onkel väterlicherseits
Gapik	aserbaid. eine Kopeke
Gilab	Rosenöl
Gutab	Teigtaschen mit Fleischfüllung
Hala	Tante väterlicherseits
Hamam	türkisches Dampfbad
Hanim	höfliche Anrede für Frau
Kardaş	Bruder
Kişi	höfliche Anrede für älteren Mann
Maşallah	So Gott will
Molla	Geistlicher
Müellim	vornehme Anrede für einen Mann
Novruzfest	Neujahrsfest zum Frühlingsbeginn
Polutorka	sowj. Lieferwagen der dreißiger Jahre
Sabir	berühmter aserbaid. Dichter des 19. Jh.
Şahi	aserbaid. fünf Kopeken
Tüllab	Lustknabe

Lyrik im Dağyeli Verlag

Levent Aktoprak

Unterm Arm die Odyssee

Broschiert, 64 Seiten

Yunus Emre

Das Kummerrad / Dertli Dolap

Broschiert, 96 Seiten

Orhan Veli Kanik

Fremdartig/Garip

Broschiert, 256 Seiten

Aras Ören

Das Wrack

Broschiert, 108 Seiten

Yüksel Pazarkaya

Irrwege

Koca Sapmalar

Broschiert, 150 Seiten

Nâzim Hikmet

Eine Reise ohne Rückkehr

Dönüşü Olmayan Yolculuk

Broschiert, 284 Seiten

Nâzim Hikmet

Das schönste Meer ist das noch nicht befahrene

En Güzel Deniz Henüz Gidilmemiş Olanidir

Liebesgedichte, broschiert, 248 Seiten

Bestellen Sie den kostenlosen Verlagsprospekt:

Dağyeli Verlag, Merianstraße 27, D-6000 Frankfurt am Main 1

H-31056

Das Altstadtviertel von Baku - eine Welt für sich, ein verlorenes Paradies der kleinen Leute, das wunderlichen Käuzen und gestrandeten Weisen einen idealen Nährboden bietet. Allabendlich versammelt der in den Tag hineinlebende Außenseiter Balakerim die Kinder aus der Nachbarschaft unterm Maulbeerbaum und erzählt die verheisungsvollen Geschichten vom weißen Kamel, das durch die Träume und Gedanken der Menschen wandert.

»Ein farbenprächtiges Panoptikum an wunderlichen und eigensinnigen Charakteren: man wird seine Uhrmacher und Trödler, Säufer und Frömmeler, Mützenmacher und Lammschlächter, seine lebenslang unglücklich Verliebten und durch kein Unglück zu Beirrenden so leicht nicht wieder vergessen.«

Kommune, Frankfurt am Main

Die deutsche Erstausgabe erschien im Dağyeli Verlag, Frankfurt am Main.

Unionsverlag Taschenbuch

UT 23



1 m